

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Synode von Wisconsin
und anderen Staaten.

Redigiert von der Fakultät des Ev. Luth. Seminars
zu Maunatosa, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede,
so seid ihr meine rechten Jünger, und
werdet die Wahrheit erkennen, und die
Wahrheit wird euch frei machen.“

Joh 8, 31. 32.

Preis per Jahrgang \$1.50.

Jahrgang 13.

1921.

Inhaltsverzeichnis zum 18. Jahrgang.

Abhandlungen.	Seite.
Die Weihnachtssperikope Jesaias 9, 2—7. Aug. Pieper.....	1
Musik. Joh. Ph. Köhler.....	16
Warum unsere Schulen nicht akkreditieren lassen? M....	46, 110, 270
Die Freude im Heiligen Geist. Otto Hagedorn.....	81
Was lehren wir im Artikel von der Kirche und ihrem Amt? Aug. Pieper.	95
Lodges. M.	126
Sommer- und Samstagsschule. M.....	152
Luther über das Gewissen. M.....	161
Das König- und Priestertum der Christen. Joh. Ph. Köhler....	209
Unser Kollektivenwesen. W. F. Sauer.....	226
Wie sieht es gegenwärtig in Deutschland aus? Aug. Pieper.....	253
Kirchengegeschichtliche Notizen.	
Missionen.	58
Schulen.	66, 135, 136, 137
Sächsische Freikirche.	67, 196, 284
Verhältnisse Berlins.	68, 71, 136, 199
† Prof. Richard D. Biedermann. †.....	134
† Pastor Adam Pflüger. †.....	134
Politisch-kirchliche Lage Deutschlands. 139, 141, 143, 145, 198, 200	
Rhetoric.	144
Filmgottesdienst.	145
Berliner Universität.	146
Jubiläum (Springfield).	189
Darwin Theory Steals Faith.....	190
The Christian College.....	191

	Seite.
Helping Young Pastors.....	192
Parents' Duties.	193
Parents' Rights.	194
† Waffe. †	196
Lehrermangel.	196
Besuch in Deutschland.	196
Katholische Kirche.	199
The Function of the Christian College.....	282
California-Concordia-College.	284
Permanenter Einhaltsbefehl.	284
Abmeldung vom Religionsunterricht.....	286
Evangelische Kirche im Elsaß.....	287

Büchertisch.

John Wiclif. By Wm. Dallmann.....	75
Schauet Jesu Herrlichkeit. P. N. Schmidt.....	76
Theological Monthly.	77
Wille wider Wille. Gustav Garders.....	79
Was wird aus unsrer lutherischen Kirche? Referat von Pastor Martin Hübner.	147
Lutheran School Journal.	148
Verhandlungen der 27. Versammlung der Ev. = Luth. Synodal= konferenz.	151
Catechisations. By D. Meihbohm.....	201
Eunike. Carl Manthey = Zorn.....	202
Wacht. Carl Manthey = Zorn.....	202
At the Tribunal of Caesar. By W. H. Dau.....	203
Die Psalmen. Carl Manthey = Zorn.....	205
Evolution. By Th. Graebner.....	206
Concordia Triglotta.	288

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 18.

Januar 1921.

No. 1.

Die Weihnachtserklopfung Jesajas 9, 2—7.

Es hat verschiedene Gründe, daß die Weihnachtserklopfung Jes. 9, 2—7 von vielen schlecht verstanden und daher ungern als Predigttext gebraucht wird. Luther urteilt bekanntlich von manchen neutestamentlichen Erklopfungen, daß sie „oben zu kurz und unten zu lang“ seien. Sie sind nicht nach dem Zusammenhang herausgeschnitten. Diese Erklopfung ist oben zu kurz. Anstatt mit Vers 2 sollte sie mit Vers 1 beginnen; denn dort geht der Abschnitt an, der mit Vers 7 schließt, und der Vers ist zum vollen Verständnis der Erklopfung unentbehrlich. Nimmt man aber diesen Vers hinzu, so steht man mit der Lutherischen Übersezung vor einer absolut unverständlichen Rede. Aus den Worten „Denn es wird wohl eine andere Mühe sein, die ihnen angst tut, denn zur vorigen Zeit war, da es leicht zugeht im Lande Sebulon und im Lande Naphthali und hernach schwerer ward am Wege des Meeres, diesseit des Jordans, in der Heiden Galiläa“ läßt sich kein vernünftiger Sinn erschließen. Luther hat den Sinn ebensowenig erfaßt wie seinerzeit Hieronymus. Recht übersezt verbreitet der Vers, der von der Aufhebung der Finsternis über dem Lande Sebulon und Naphthali handelt, ein helles Licht über Vers 2 und alles Folgende. Es gehört dann freilich der weitere Zusammenhang, das was in Kapitel 8 vorhergeht, wieder zum vollen Verständnis von Vers 1 und 2 unsers Kapitels.

Sodann hat Luther auch Vers 3 in seiner Übersezung nicht getroffen. „Du machest der Heiden viel, damit machst du der Freuden nicht viel“ ist ein Gedanke, der nicht nur nicht im hebräischen Text steht, sondern ungefähr das gerade Gegenteil von dem aussagt, was der Prophet niedergeschrieben hat. Wer da weiß, was die Worte im Urtext besagen, kann die Lutherische Übersezung nie ohne Gewissens-

bedenken in der Gemeinde auch nur am Altar verlesen, geschweige sie in der Predigt unkorrigiert lassen. Es gibt zwar heute noch einzelne Exegeten, die über den Sinn des zweiten Satzteils „damit machst du der Freuden nicht viel“ ihre eigene Meinung haben; aber daß Luthers Übersetzung sinnstörend ist, darüber kann kein Zweifel sein.

Im weiteren Verlauf des Textes ist Luthers Übersetzung wesentlich korrekt; nur das „Kraft, Geld“ in Vers 6 wird dem hebräischen „starker Gott“ — “the mighty God” — nicht gerecht.

Die Tatsache, daß Luthers Übersetzung hier teilweise geradezu irreleitend ist, braucht nun zwar heutzutage keinen Prediger am rechten Verständnis dieser Perifokope zu hindern, denn wir haben jetzt so viele deutsche und englische korrekte Übersetzungen, daß auch der des Hebräischen Unkundige über den wahren Sinn des Textes nicht im Zweifel zu bleiben braucht. Und was die Verlesung des Luther-Textes betrifft, so hält der Unterzeichnete dafür, daß jeder Pastor, der den Text gebraucht, schuldig ist, der Gemeinde — wenn auch mit aller Vorsicht und Schonung — zu sagen, daß Luther die Sache hier nicht getroffen hat. Es gebührt ja Luthern alle mögliche Ehrerbietung, es darf der Gemeinde nicht ohne Not das Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer deutschen Bibel zerstört werden. Aber wo es sich wie hier um das richtige oder falsche Verständnis einer wichtigen Wahrheit handelt, müssen beide Rücksichten weichen. Es gilt vielmehr, unsere Gemeinden darüber aufzuklären, daß Luthers Übersetzung wie alle anderen Übersetzungen eine bloß menschliche, unvollkommene Übersetzung und dem unfehlbaren Urtext nicht gleichzustellen ist. Der Bildungsstand der übrigen Welt und der Sektengemeinschaften macht diese Aufklärung zu einer unabweisbaren Forderung.

Zum andern macht die Typik unsrer Perifokope vielen Pastoren zu schaffen, vielleicht nicht so sehr für das eigene Verständnis wie für die Darlegung vor der Gemeinde. Der weitaus größte Teil der messianischen Weissagung des Alten Testaments ist typisch, stellt Christum und sein rein geistliches Reich und Regiment unter leiblichen Bildern dar. Besonders ist das bei Jesaias der Fall. Die alttestamentliche Rede ist überhaupt stark sinnlich-anschaulich, nach der Art aller Orientalen. Der Prophet sagt oft Finsternis für Unglück, Licht für Glück, wie in Vers 2 unsers Textes. Er redet von dem Joch ihrer Last, von der Rute ihrer Schulter, vom Stecken ihres Treibers und deren Zerbrechen, wo wir selbst nicht mehr mit Paulus von der Er-

rettung aus der Obrigkeit der Finsternis, sondern einfach von der Befreiung von der Tyrannei der Unterdrückter reden würden. Wie konkret und drastisch schildert Vers 5 die Abschaffung des Krieges! Und dann ist die ganze Idee noch Bild der Abschaffung des geistlichen Unfriedens im Gnaden- und Herrlichkeitsreich Christi. Welch ein Ausdruck „die Herrschaft ist auf seiner Schulter“, wo wir einfach sagen würden „und es fällt ihm die Herrschaft oder die Regierung zu“! Und die ganze Davids Herrschaft, von der hier in so begeisterten anschaulichen Worten die Rede, die ganz und gar als leiblich beschrieben ist, ist ja Bild des Gnaden- und Herrlichkeitsregiments des Davidssohnes, unsers Herrn Jesu Christi.

Und doch ist in dieser Schilderung nicht alles Bild und Typus. Das Bild behält so vielfach auch in der Erfüllung etwas Leibliches, das leiblich gemeint ist und leiblich mit in Erfüllung gehen soll. Das Land Sebulon und Naphthali, „der Heiden Galiläa“, wie Luther sagt, ist in unserm Text nicht Bild, sondern das leibliche Galiläa. „Uns ist ein Kind geboren etc.“ geht gerade so in leibliche Erfüllung, wie die natürlichen Worte es aussagen. Wenn der Herr Kranke heilt, so ist das nach Matth. 8, 16. 17 eine leibliche Erfüllung von Jes. 53, 4: Fürwahr er trug unsre Krankheit; und daß Jes. 35, 5. 6; 29, 18. 19; 26, 19 und 25, 8 nicht bloß geistlich gemeint sind, zeigt der Herr selbst Matth. 11, 5. Die Scheidung des Geistlichen von dem Leiblichen in der alttestamentlichen Weissagung ist der schwierigste Punkt in der Exegese des prophetischen Wortes. Der typische Charakter der Weissagung macht es den heutigen Juden möglich und verführt sie dazu, alle ihre messianischen Hoffnungen ins Fleisch zu ziehen und alle geistlich gemeinten typischen Weissagungen rein physisch zu nehmen. Sie sehen in Stellen wie Jes. 61, 5 ff. nicht nur eine Berechtigung, sondern geradezu einen göttlichen Beruf zur Gewinnung der äußeren Weltherrschaft. Es gehört der Geist Christi dazu, Geist und Fleisch in der alttestamentlichen Weissagung zu scheiden; und ein unfehlbarer Meister in dieser Kunst ist bisher unter nichtinspirierten Männern Gottes noch nicht aufgestanden.

Wir machen zunächst auf den logischen Zusammenhang unserer Parikope mit dem vorausgehenden Kapitel aufmerksam. In den bisherigen Kapiteln des Propheten war hauptsächlich die Rede von der bevorstehenden Verwerfung des unheilbar verstockten Volks, von der Rettung eines auserwählten Rests und der Annahme der Heiden an der Juden Statt. In 8, 1—8 verkündigt der Prophet zunächst das

Theologische Quartalschrift, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

Vernichtungsgericht über Syrien und Nordisrael durch Assur, das auch Immanuels Land, Juda, „bis an den Hals“ überfluten wird. Aber — so wird von Vers 9 an ausgeführt — weil Immanuel „hier“ ist, hat es mit Juda keine Not, des Feindes Anschläge sollen zuschanden werden. Während aber nun die ungläubige und unheilbare Masse des Volks vor Furcht schier außer sich ist und sich mit der Wahneidee von einer gegen Israel gemachten Völkerverschwörung um allen Verstand bringt, ermahnt der Prophet die Gläubigen, sich durch das Geschrei „Bund, Bund“ (Verschwörung gegen Israel) nicht in Schrecken jagen zu lassen, sondern den Herrn zu heiligen, so werde er ihnen ein Heiligtum, d. i. ein sicherer Zufluchtstempel, sein, während er den Ungläubigen beider Häuser Israels ein Stein des Falls sein werde. Der Prophet mit seinen beiden Söhnen Shear Jafschub und Maher Schalal (zugleich als Typus Christi und seiner Gläubigen, Hebr. 2, 13) bittet Gott, sein Wort in den Seinen fest zu verschließen und zu bewahren, damit sie im Glauben fest bleiben, da ja sein und ihr Name dem wahren Israel das Heil verbürgen, und ermahnt sie zugleich, nicht auf die lügenhaften Orakel der Wahrsager und Totenfrager, sondern ganz allein auf „das Gesetz und Zeugnis“, d. h. auf das ihnen geoffenbarte Wort Gottes, zu achten. Wer sich nicht in dies Wort flüchtet, sondern Rettung bei jenen Totenbeschwörern und Wahrsagern sucht, dem geht kein Morgenrot, kein Heil auf. Solche werden vielmehr in Not und Elend bleiben und schließlich in Angst und endlose Finsternis hinausgestoßen werden.

Hier setzt nun unser Text mit einem khi zur Beschreibung einer gegensätzlichen Situation, eines gegenteiligen Vorgangs ein. Khi ist hier nicht Kausalpartikel, sondern bezeichnet etwas gleichzeitig Vorfichgehendes, heißt hier dann, während, gleichzeitig, ist wie sonst auch eine Art konzessive Adversativpartikel. Wir treffen seinen Sinn ziemlich genau mit unserm aber. Und der mit khi eingeleitete Satz heißt wörtlich:

„Aber nicht wird Finsternis sein für die, der (jetzt) Bedrängnis ist; in vorausgegangener Zeit entweihete er das Land Sebulon und das Land Naphtali; aber in der letzten Zeit wird er es herrlich

machen, (nämlich) den Weg des Meeres, das Jenseitige des Jordan, den Kreis der Heiden.“ Darauf folgt dann Vers 2: „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht,“ etc., etc.

Das Subjekt von V. 2 ist also dasselbe wie von V. 1, und V. 1 redet von Sebulon, Naphthali, von den Bewohnern des um das galiläische Meer und jenseits des Jordan liegenden Landes. Dies Volk, das zu des Propheten Zeit in Finsternis saß, soll in der letzten Zeit ein großes Licht sehen, d. h. der Herr, der Messias, Jesus, Gottes Sohn, der Heiland wird in ihm erscheinen.

Aber die Aussage von V. 1. 2 ff. bekommt durch den Gegensatz, in den sie zu dem letzten Stück von Kapitel 8 gesetzt ist, eine besondere Emphase, an die der Pastor bei der Predigt selten denkt. Galiläas und Judas Geschick wird hier kontrastiert. Des Propheten, ja die ganze alttestamentliche Zeit war die Glanzperiode Israhel = Judas. Hier waren das Gesetz und die Propheten, das Priestertum und das Davidische Königtum, hier war Gottes Gnade und Führung und Schutz wie bei keinem andern Volk, vgl. Röm. 9, 1 ff. und Ps. 147, 19. 20. Wo war ein so herrliches Volk wie Israhel, wie Juda, auch nach dem Nordisrahel schon vom untern Reich sich getrennt hatte! Galiläa dagegen war das Land der Verachtung. Jeder Jude schämte sich desselben. Denn besonders der obere Teil, vom unteren Ende des galiläischen Meeres an östlich bis an die Grenze von Phönizien und nördlich bis weit an der westwärtigen Biegung des Leontes vorbei am Jordan hinauf, gerade der Wohnsitz der Stämme Sebulon, Naphthali und eines Teils von Dan, war von allem Anfang an mehr heidnisch als jüdisch. Zur Zeit Jesu war diese Gegend nicht nur von Phöniziern und Syrern stark besetzt, sondern auch Griechen und Araber hatten sich hier niedergelassen. Es war immer g'gil haggojim, der „Kreis der Heiden“ gewesen. Und „Kreis“, galil, heißt nicht bloß „Umfreis, Grenze“ — das allein wäre g'lilah — sondern zugleich der Tummelplatz, das Verkehrsgebiet der Heiden. Hier, im Verkehr mit verschiedenen heidnischen Völkern, entwöhnte sich der anfällige Jude nicht nur seiner nationalen Religion, sondern wurde selbst Heide, soweit ein Jude das werden kann; er wurde zugleich Freigeist, Schacherer, Ausbeuter der Heiden und ein geborener Rebell.

Daß in der Abgeschlossenheit von seinem eignen Volk sein Dialekt sich besonders gestaltete, war nur natürlich. Als nördlicher Teil des Volkes Israhel und als Grenze der Heiden war Galiläa natürlich der Blünderungsfucht kriegsführender nördlicher und östlicher Völker be-

sonders ausgesetzt. Schon lange vor der Zerstörung des Nordreichs durch Salmanasser = Sargon hatten die Assyrer zu verschiedenen Malen das Dan = Naphthali = Sebulongebiet überrannt, ausgeplündert, verwüstet und seine Einwohnerchaft weggeschleppt. Immer wieder aber hatte sich das fruchtbare und zum Handelsverkehr zwischen Juden und Heiden wie geschaffene Land mit neuen Juden und Heiden besiedelt. Immer wieder erhob sich der Marktplatz Redes aus der Asche. Und immer wieder kamen die Assyrer und raubten das reichgewordene und ewig rebellische Volk aus. Und jede neu emporkommende Weltmacht bis auf die Römer (Pompejus) bereitete diesem gemischten Volk dasselbe Schicksal. Es war als wäre es von Gott zu solchem Schicksal prädestiniert.

Um deswillen nennt Jesaias das Land Sebulon und Naphthali ein Land, dessen Los jetzt, d. h. in der ersten, alttestamentlichen Zeit muzaq, Drangsal, ist, und sein Volk das Volk, so im Finstern wandelt, d. h. von Gott allem Unglück anheimgegeben ist. Es ist ein Volk, das längst seines Gottes, des Herrn, vergessen, sich den Heiden gleichgemacht hat und darum der unablässigen Strafzüchtigung seiner rächenden Hand preisgegeben ist, — während das untere Volk, Juda, sich noch seiner Schuld und seines Schutzes erfreut.

Aber das Blatt wird sich wenden. Auch Juda ist nun endgültig und unbefehrbar vom Herrn abgefallen. Keine Züchtigung, keine Predigt, kein Wunder will mehr versangen. Darum erhält der Prophet den Auftrag, das unheilbare Volk zu verstocken und es mit seiner Predigt dem bevorstehenden Gericht, der Verwerfung als des Gottesvolks und der Vernichtung seiner Volksherrschaft entgegenzuführen. Davon hat der Prophet von Kap. 1—8 geredet und seine Predigt mit der Ankündigung des kommenden Unglücks in B. 21 und 22 geschlossen. „In Not und Finsternis, in Nacht der Angst und Dunkel werden sie hinausgestoßen.“

Gingegen das bisher so unglückselige Volk des Nordens, über das der Herr in der alttestamentlichen Zeit seinen Zorn hatte gehen lassen — eben das Land Sebulon und Naphthali, am galiläischen Meer gelegen, und das Land jenseits des Jordan, dieser Heidentummelplatz —, „dem wird nicht Finsternis sein“, d. h. (per litoten) dem wird die Sonne des Glücks aufgehen, B. 1; das Volk, das in Finsternis, im äußersten Unglück dahingeht, wird ein großes Licht sehen, d. h. große Gnade und großes Heil erleben, B. 2. — Worin dies große Heil bestehen wird, sagen B. 4. 5, ganz im Besonderen

V. 6. 7. — Vers 3 schildert nichts als die unmittelbare Wirkung der Erscheinung jenes großen Lichts in den Herzen des Volks. Es heißt dort (Luthers „Du machst der Heiden viel, damit machst du der Freuden nicht viel“ ist auf keinen Fall richtig) wörtlich nach dem vorliegenden Masoretentext: „Du machst groß das Volk, nicht machst du groß die Freude.“ Das gibt aber doch keinen vernünftigen Sinn. Darum hat Luther den Singular *goj*, Volk, generisch genommen und es mit dem Plural „Heiden(völker)“ wiedergegeben, das *hirbitha* mit *viefmachen* übersetzend, was ja möglich ist. Aber auch die alten Textüberlieferer haben schon das Unverständliche des zweiten Satzes gesehen und darum zu dem *lo'* (nicht) am Anfang des Satzes die Anweisung gegeben: Lies *lo* (ihm) statt *lo'* (nicht). Dann heißt der zweite Satz also: „ihm (dem Volk nämlich) machst du groß die Freude.“ Nun ist Sinn in beiden Sätzen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß solch eine Konstruktion im Hebräischen nicht vorkommt, wo das *lo* nicht besonders betont ist. Und hier liegt ja kein Ton drauf, und darum klingt es hart und hölzern. Es erhebt sich daher die Frage, ob nicht wirklich, wie das alte Qere annimmt, ein Abschreibebefehler im Text vorliegt. Und hier deutet alles darauf hin, daß im ursprünglichen Text anstatt der Buchstaben *haggoj lo'* (He, Gimel, Waw, Jod, Lamed, Aleph) die Buchstaben *haggiijlah* (He, Gimel, Jod, Lamed, He) gestanden haben. *haggiijlah* heißt aber „der Jubel“. Dann hieße der erste Satz: Du machst den Jubel groß, oder: Du machst des Jubels viel; und der zweite Satz, dem damit das unverständliche *lo'* genommen ist, hieße: Du machst groß die Freude. Damit haben wir nicht nur den schönsten Sinn in den beiden Sätzen, sondern auch einen bei Jesaias sehr häufigen Parallelismus: Jubel und Freude. Jubel steht für die laute Äußerung der Freude, und Freude für die innere Empfindung. Was diese Textkorrektur so stark empfiehlt, ist die Tatsache, daß auch in den nächsten beiden Sätzen, die diese ersten beiden nach Jesaianischer Art entwickeln, die beiden Begriffe Jubel und Freude, und zwar in umgekehrter Ordnung (Chiasmus), in den Verben gerade so wiederkehren. Denn es heißt dort: „Sie werden sich vor dir freuen wie mit der Freude in der Ernte, wie sie jubeln bei ihrem Verteilen von Beute.“ Wie oben (nach der Korrektur) die Substantiva *gijlah* und *simchah* als Parallelen neben einander stehen, so hier die Verba *sam'chu* und *jagijlu*. — Die Septuaginta hat hier einen stark verderbten Text und kommt daher nicht in Betracht. Obige

Korrektur hat so große Wahrscheinlichkeit, daß sie heute von schier allen Exegeten angenommen ist. Danach lautet Vers 3:

„Du machst des Jubels viel, du machst die Freude groß;
Sie freuen sich vor dir, wie sie sich freuen in der Ernte,
Gleichwie sie jubeln, wenn sie ihre Beute teilen.“

Auf keinen Fall bringt diese Korrektur einen falschen oder auch nur einen unpassenden Gedanken in den Text; sie bleibt genau im Zusammenhang. — Einer Erklärung bedarf der Vers nicht.

Dem Kreis der Heiden ist also dieser großartige Schicksalswechsel geweissagt: anstatt der vorigen entsetzlichen Drangsal und Trübsal soll ihm übergroßes Heil und ungemessene Freude widerfahren. Die folgenden Verse bringen die Begründung für Vers 3 und die konkretisierende Erklärung von Vers 2. Vers 4 verheißt dem Lande die Befreiung von der schrecklichen Tyrannei seiner vielen Eroberer. Die drei Ausdrücke Foch ihrer Last, Kute ihrer Schulter und Stecken ihres Treibers bedürfen keiner Erklärung. Der Herr wird (die Perfekte sind durch das ganze Stück hin prophetische und futurisch zu übersehen) die Tyrannei der Gewaltherrscher zerbrechen, und zwar wie am Tage Midian, wie er durch Gideon mit dreihundert unbewaffneten Männern das ganze Heer der Midianiter schlug (Richt. 7), also völlig und ohne menschliche Mittel. Denn — so fährt Vers 5 fort — es soll überhaupt alles Kriegsgerät und Kriegsmord — das, worunter dies galiläische Volk bisher so schwer gelitten hat — gänzlich abgeschafft werden (denn das wollen die Worte „aller Stiefel des in Kriegswut sich Stiefelnden und jeder in Blut gewälzte Kriegsmantel soll dem Brande zuteil, des Feuers Speise werden“ sagen), und zwar durch das Kind, von dem in den beiden nächsten Versen die Rede ist. — Der eigentlichen Bedeutung nach liegen diese Worte auf gleicher Linie mit 2, 4; 11, 6—9; 65, 25; vgl. Kap. 35, — die je und je von Juden und Chiliaften grob leiblich gedeutet worden sind. Sie reden wie Vers 7 von dem ewigen und großen Frieden, der unter dem Heilsregiment des kommenden wunderbaren Davidssohnes herrschen wird, den die Engel auf Bethlehems Fluren ausrufen. Die Weissagung faßt die ewige Vollendung und den zeitlichen Beginn des zukünftigen Regiments Christi in eins zusammen und schildert beides nach der bedeutenderen Seite. Am jüngsten Tage wird sie auch in volle leibliche Erfüllung gehen, aber auch nicht eine Stunde früher. Solange die Welt Welt bleibt, wird der Rains-

finn, der Brudermord äußerlich den Verkehr der einzelnen und der Völker untereinander beherrschen, und müßte es auch unter der Devise sein "to make the world safe for democracy". Der Staat, „das Tier“ in der Offenbarung St. Johannis, wird nicht fromm, er bleibt naturnotwendig Tier. Er kann nur durch Vernichtung unschädlich gemacht werden. Keine Nationenliga wird den Krieg abschaffen. Sie muß notwendigerweise ein Gewaltregiment sein. Kein Volk will wie kein Individuum bloß Recht und Gerechtigkeit für sich selbst, sondern besondere Vorteile über die andern, und keine Völkervereinigung will und kann jedem einzelnen Volk wirklich objektive Gerechtigkeit widerfahren lassen, am allerwenigsten das, was jedes Volk für sein gutes Recht hält. Eine Völkerliga bedeutet das Recht der Starken über die Schwachen, d. h. Ungerechtigkeit und Unterdrückung, und daher ewige Rebellion oder Kirchhofsrieden. Nein, in diesem Sinne ist das Friede auf Erden! der Engel, ist die Befreiung von Tyrannei und die Abschaffung des Streits auf Erden nicht gemeint, für diese Erde bedeuten diese und alle gleichartigen Weisjagungen nur geistlichen Frieden, den Frieden zwischen Gott und Menschen, den Frieden Gottes in den Herzen der Menschen und den Frieden zwischen denen, die den Frieden Gottes im Herzen haben, und auch das nur, insoweit diese vom Geist Gottes beherrscht werden, während auch unter ihnen Streit und Krieg nicht aufhören, sofern und solange das Fleisch ihnen noch anklebt.

Äußerer, leiblicher Friede ist nicht das Hauptgut der Menschheit, äußerer leiblicher Unfriede nicht ihr Hauptübel. Ihr eigentlicher Schade ist die Sünde und der in ihr wirkende Zorn Gottes. Die Kraft der Sünde, d. h. das, was sie zum Verderben des Menschen macht, ist das Gesetz der Heiligkeit, des eifernden Gottes, seines Zornes. Die Selbstsucht, der Hochmut, der Dünkel ist der Anfang der Sünde, die Ursünde; Neid, Zorn, Feindschaft, Haß ist ihr Fortgang; Streit, Krieg, Mord, Vernichtung ist ihr Ausgang. Sie nimmt diesen Verlauf, weil das Gesetz, der Zorn Gottes in ihr waltet. Darum ist die Erde eine Mördergrube seit Rains Tat bis auf den heutigen Tag. Und jeder Mensch und jede Gesellschaft und jede Nation ist inwendig ein Rain. Das erkennt die Welt nicht, erkennt außerhalb der Christenheit kein Mensch. Sie leiden unter der Folge, der göttlichen Strafe der Sünde, dem Morden; aber die Sünde selbst, die Sünde als solche ist ihnen unbekannt. Das Leiden beklagen, bejammern sie und zerbrechen sich die Köpfe darüber, wie sie es aus

der Welt schaffen möchten; die Sünde selbst, die fruchtbare Ursache desselben, wollen sie behalten, sie wollen ihr „gutes Recht“ und trogen darauf vor Gott und Menschen. So heilt Gott den Schaden der Menschheit nicht; er faßt den Schaden bei der Wurzel an, er schafft zuerst die Sünde aus dem Mittel, er nimmt ihr die innere Kraft, er stillt zuerst seinen Eifer, versöhnt seinen eignen Zorn, macht Friede in seinem Herzen, Friede zwischen sich und den Sündern, schafft in der eignen Gesinnung an den Menschen wieder ein Wohlgefallen. Das ist die große Kriegsabschaffung, von welcher Vers 5 redet. Gott will nicht immerdar mit den Sündern hadern und ewig Zorn halten, Ps. 103, 8. 9ff., oder wie er im zweiten Teil unsers Propheten sagt, Kap. 57, 16 ff.:

Dem nicht auf ewig will ich Feindschaft tragen,
 Und nicht ohn' Ende will ich zürnen,
 Wenn sich der Geist vor mir umhüllt
 Und Seelen, die ich selbst geschaffen habe.
 Um seiner Bosheit Schuld hab ich gezürnt und ihn geschlagen,
 Ich habe mich verborgen und gezürnt,
 Sodas er irre ging auf seines Herzens Weg.
 Nun hab ich seine Wege angesehen und will ihn heilen,
 Und will ihn leiten und mit Trost erfüllen seine Trauernden,
 Will Frucht der Lippen schaffen: Friede, Friede
 Dem Fernen und dem Nahen! — spricht der Herr,
 Und will ihn heilen.

Friede, Friede von Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo, d. h. G n a d e den Sündern auf Erden, an den Menschen Gottes Wohlgefallen! — Das ist die eigentliche Weihnachtbotschaft auch in unserm Text, in Vers 5. Und das Joch ihrer Last, die Hute, die ihre Schulter schlägt, und der Stecken ihres Treibers ist nichts andres als der Zorn Gottes, der in ihren Sünden wütete und sie durch Menschen mit Gewalttat und Tyrannei, mit Leiden und Trübsal ohne Ende schlug. Den Zorn hat Gott nun zerbrochen, fahren lassen, wie Vers 5 besonders ausführt.

Vers 6 und 7 beschreiben nun, wie Gott diesen Friedensrat zustandegebracht hat und wie er ihn weiter verwirklichen will. Die beiden Sätze „uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben“ sagen dasselbe aus, nur daß der eine den andern ergänzt: Ein Menschenkind, ein Sohn, ist uns geboren, geschenkt — natürlich von

Gott. Das ist derselbe, von dem schon Kap. 4 als dem „Zweig des Herrn“ und der „Frucht des Landes“ (der Erde), durch den der Unflut der Töchter Zions und die Blutschulden Jerusalems weggenommen werden sollen, die Rede ist. Es ist der Jungfrauensohn Immanuel aus 7, 14—16, der in 11, 1 als die Rutte aus dem Stumpf Hais, als der mit dem Geist Gottes Gesalbte (Vers 2) und später in Kap. 32 als der gerechte König, in 42. 49. 50. 53. 61. 63 als der Anecht des Herrn in mannigfacher Gestalt auftritt, der als Prediger der Gnadengerechtigkeit, als Dulder für die Sünde der Welt, als ihr Erlöser, als Tröster der Elenden, als Sieger über alle Feinde, als Glück- und Friedebringer kommen soll. Auch die ungläubige Eregefe gibt zu, daß der überall in Jesaias verheißene Retter kein anderer ist als der eine vom Herrn bestimmte Retter von Juden und Heiden, der künftige Messias. In unserm Text ist derselbe durch seine Geburt zunächst als ein Mensch gekennzeichnet und dann als König auf dem Thron seines Vorfaters David geschildert. „Es kommt die Herrschaft auf seine Schulter“ heißt eben dies: er überkommt die Herrschaft, das Regiment, wird König. Und er heißt, was er ist: Wunder, Ratgeber, starker Gott, Ewigvater, Friedefürst. Es wäre Zeit- und Raumverschwendung, hier auf die verschiedenen Auslegungen einzugehen, die der Unglaube aufgebracht hat, um die Bedeutung dieser Namen abzuschwächen. Andererseits ist nicht mehr in den Text hineinzulesen, als was darinsteht. *pele'*, Wunder, würde, wenn es allein dastände, nicht notwendig auf das Wunder in seinem Wesen, auf die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in seiner Person, gehen; es könnte auf sein Wirken bezogen werden. Denn auch die übrigen Namen mit einer einzigen Ausnahme gehen auf seine Amtstätigkeit. *jo'ez*, Ratgeber, heißt er als derjenige, der den Weg zur Errettung, zum Heil seines Volkes weiß, angibt und beschreitet, Ewigvater als der seinem Volk in Ewigkeit ein wahrer Vater ist, Friedefürst als der seinen Untertanen ein ewiges Friedensregiment bringt. Nur das *'el gibbor*, starker Gott, gewaltiger Gott, Heldengott, Kraftgott, Sienergott, oder wie man es übersehen mag, läßt sich nicht zum Amtsnamen machen, weil das Substantiv *'el* nun einmal Gott heißt (das *gibbor* ist adjektivisch gebraucht) und immer Gottes Wesen bezeichnet. Die Stelle 10, 21: „Der Rest wird sich befehren zu dem 'starken Gott'“ zeigt, was die Benennung bezeichnet. Jesaias nennt nirgends einen andern *'el* als Gott selbst; und *'el gibbor* ist auf Grund von Deut. 10, 17 ja *nomen proprium* Gottes

in Israel geworden, wie Jer. 32, 18 und Neh. 9, 32 (ha'el haggadol haggibbor) zeigen. So gibt es kein eregetisches Recht, in 'el gibbor hier etwas anderes zu suchen. Ja, der Prophet weiß, daß der von ihm geweissagte Heiland Israels und der Welt Gott selbst, Gott in eigener Person, sein wird. Und nun haben wir auch ein Recht, das pele', Wunder, auf das Wunder seiner Person zu ziehen. Das Kind, das uns geboren ist von jener Jungfrau aus Jsais Wurzelstock, ist ein natürlicher Mensch, besteigt den Thron Davids, ist Gott selbst und wird das Reich des Gottesfriedens siegreich aufrichten und als Ewigvater und Friedefürst ohne Aufhören regieren.

Davon handelt im einzelnen Vers 7. Wörtlich: „Der Mehrung der Herrschaft und dem Frieden wird kein Ende sein auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, um es aufzurichten und zu befestigen durch Gericht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Der Eifer des Herrn Zebaoth wird solches vollbringen.“ Die Herrschaft des uns geborenen Königs wird je länger je weiter sich ausdehnen über immer mehr Völker und Personen, und der Friede in seinem Gebiet wird nie aufhören. Dies Königtum ist aber die Fortsetzung des Königtums und Reiches Davids (vgl. 2. Sam. 7, 12 ff.; Ps. 89. 110 etc.), dem Gott ein ewiges Reich und Regiment geschworen hatte. Davids Sohn ist er, darum auch Davids Thronerbe; und als ein Reich über alle Völker der Erde und als ein ewiges Reich nie endenden Friedens hatte Gott das Davidsreich geplant. Sofern es ein leibliches Königtum im leiblichen Volk Israel war, ging es mit dem babylonischen Exil zugrunde. In dem Sohne Davids sollte es als ein geistliches Reich neu erstehen, den Frieden Gottes auf Erden etablieren und in das ewige Reich des vollendeten Friedens auslaufen.

Das Mittel zur Gründung und Erhaltung dieses Reichs sind mischpat und z'daqah, wörtlich: Gericht und Gerechtigkeit. Das sind die beiden Heilsbegriffe, auf deren richtige Fassung alles ankommt, wenn man diese Weissagung und die Natur des Reichs Christi verstehen will. Wir können nun freilich hier diese beiden Begriffe nicht gründlich erörtern. Sie sind die Grundbegriffe der Heilsökonomie Gottes, auf denen die ganze Bibel und die ganze Geschichte des Reichs Gottes ruht. Sie gründen sich auf die Annahme Abrahams, insonderheit auf den in Gen. 15, 6 geschilderten Vorgang. Gott hat sich aus lauter Gnade in Abraham ein unwürdiges Volk zu seinem Eigentum im Glauben, auf Glauben hin erwählt, mit dem schließt

er sich zusammen auf alle Ewigkeit zu ihrem ewigen Heil und tritt nun für dasselbe gegen alle dessen Feinde in unererschütterlicher Treue ein mit „Gericht und Gerechtigkeit“, d. h. indem er sie gerecht spricht und ihnen sein Gnadenheil zuwendet, alle ihre Feinde aber als ungerrecht verurteilt und vernichtet. Und dies Volk sind die wahren Kinder Abrahams, die Gläubigen aus Juden und Heiden. Doch um dies gründlich und klar herauszustellen, muß noch jemand unter uns oder nach uns ein Buch schreiben, damit wir die Schrift aus ihrer Grundidee heraus erkennen und unsre Rechtfertigungs- und Heilslehre nicht bloß aus etlichen zusammengerafften Schriftstellen und aus dem einen oder andern biblischen Buch entnehmen. Das Buch des Propheten Jesaias ist ganz und gar von dieser Idee getragen, besonders der zweite Teil. Schon in 1, 27 begegnen uns die beiden Begriffe mischpat und z'daqah. Ihre Trennung an dieser Stelle zeigt, daß sie synonym und austauschbar sind. Eigentlich sind sie ein Sindiadhyon: Gerechtigkeits- oder Heilsgericht. Luther hat mischpat hier und in 42, 1. 3 und öfter mit 'Recht' übersetzt. Was damit gemeint ist, geht gleich aus Vers 2 und 3. 6. 7. 16 hervor: Der Knecht des Herrn soll den Elenden in Israel und unter den Heiden ein Helfer sein. Und nun wird das Heil, das der Herr seinem Volk, den Elenden auf Erden, die von allen ihren Feinden Unrecht und Gewalt leiden, bringen will, weiter entfaltet. „Ich bin der Herr dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland“, 43, 3. Er will sein Volk aus aller Welt sammeln, will dessen Sünde um seiner selbst willen tilgen, 43, 25; 44, 22 will seinen Geist auf dessen Samen gießen, 44, 3, will Gerechtigkeit predigen, 45, 19; 63, 1, sein Volk in Heil und Gerechtigkeit kleiden, 61, 10, es von aller Not erlösen und durch ein Endgericht schließlich Fromme und Gottlose auf ewig von einander scheiden, 66, 22—24. Und all dies Heil wird immer wieder mischpat oder mischpat und z'daqah, oder — und zwar vorzugsweise — z'daqah oder auch zedeq genannt. Die beiden letztgenannten Wörter treten sehr häufig in Verbindung mit jescha oder j'schu'ah, Hilfe, Heil, oder mit schalom, Friede, auf, woraus ihre Heilsbedeutung klar erhellt. Wie stark der Begriff Gerechtigkeit als Heilsbegriff den zweiten Teil des Jesaias, der ja von der Gründung und Befestigung des hier in 9, 6. 7 verkündigten Messiasreichs handelt — beherrscht, mag man aus folgenden Stellen ersehen: 42, 21; 45, 8. 13. 19. 21. 23. 24. 25; 46, 13 (48, 1); 48, 18; 51, 4 (mischpat). 5. 6. 8; 54, 14. 17; 56, 1; 58, 2. 8; 59, 4. 9. 14. 16. 17; 60, 21;

61, 3. 10. 11; 62, 1. 2; 63, 1; 64, 5. Das mag genügen, um zu zeigen, daß „Gericht und Gerechtigkeit“ in unsrer Stelle nicht Gericht und Gerechtigkeit nach dem Gesetz, nach dem irdische Könige Gericht halten und Recht sprechen, bedeuten, sondern das von Gott seinem Volke von Ewigkeit bestimmte in Abraham ihm verheißene und durch Christum bereitete Heil. Damit soll nach unserm Text das uns geborene Kind aus Davids Stamm, das in seiner Person der starke Gott selbst ist, das Reich, dessen König er sein wird, gründen und besetzen „von nun an bis in Ewigkeit“, ein- für allemal. Das geschieht aber so, daß er, nachdem er diese Gerechtigkeit nach Kap. 50 und 53 durch stellvertretendes gehorsames Leiden zuwege gebracht und die Seinen sich erworben hat, sie als der Meister im Predigen und im Helfen, 45, 19; 50, 4; 63, 1, ins Wort, ins Evangelium faßt, sie zu Juden und Heiden in aller Welt sendet, deren Augen erleuchtet, daß sie sich zu dem starken Gott bekehren, ihnen seinen Reichsfrieden, den Frieden Gottes, ins Herz gießt, sie im Glauben an ihren Heiland - Gott heiligt und erhält, sie aus aller Not immer wieder herrlich erlöst und sie endlich durch das bevorstehende Endgericht aus aller Unvollkommenheit in das Reich vollkommener Herrlichkeit versetzt.

Es ist nur noch auf eins aufmerksam zu machen. Unser Text verlegt die Erscheinung des Heilandes nach Galiläa, in das Gebiet Sebulon und Naphthali, in die Gegend des galiläischen Meeres. Dort ist er auch zuerst aufgetreten, wie sämtliche Evangelisten bezeugen, Kapernaum machte er zu seiner Heimatstadt. Ja, Nazareth ist eigentlich seine Heimat und Nazarener ist richtige Nationalbezeichnung für ihn. Und Matthäus führt 4, 13—16 den Anfang unsers Textes als in Jesu von Nazareth erfüllt an. Warum mußte der Herr gerade hier auftreten? Die Tatsache, daß er ein Galiläer war, Matth. 26, 69, bildete bei den Juden ein starkes Hindernis seiner Annahme. „Soll Christus aus Galiläa kommen?“ „Forliche und siehe, aus Galiläa steht kein Prophet auf“, Joh. 7, 41. 52. Freilich hatte sich auf Grund von Jes. 9, 1 im jüdischen Volk die Tradition gebildet, daß der Messias aus Galiläa kommen werde (siehe Delitzsch, Kommentar, S. 164, Note 1), aber Micha 5, 1 war klar und drängte diese Annahme in den Hintergrund und in Nichtbeachtung. „Widersprüche“ konnten die damaligen Schriftgelehrten ebenso wenig glauben wie die heutigen. Jedenfalls wollte Gott auch durch diesen scheinbaren Widerspruch die Weisheit der Weisen zusehnden machen. Aber

der eigentliche Grund der Erscheinung Jesu in diesem Grenzgebiet zwischen Juden und Heiden war offenbar der, daß Gott bezeugen wollte, daß sein Gesandter nicht nur der Juden, sondern auch der Heiden Heiland sei, daß die alttestamentliche Beschränktheit des Heils jetzt aufhören und das Gnaden- und Friedensreich des Davidssohnes auch auf die Heidenvölker, auf die ganze Erde sich erstrecken sollte. So war es David 2. Sam. 7 geweissagt; so hat es Jesaias immer wieder betont und in 55, besonders V. 3—5, die „gemissenen Gnaden Davids“ den Heiden förmlich zugesprochen. Der Begriff Land Sebulon und Naphthali erweitert sich mit jeder neuen Bezeichnung: Meeresgegend — Transjordanland — Kreis der Heiden — das Volk, so im Finstern wandelt. Und das letzte ist gerade bei Jesaias eigentliche Beschreibung der Heiden, 60, 2, die Gott bis dahin ihre eignen Wege hatte gehen lassen, Ps. 147, 20; Mt. 14, 16, denen er jetzt aber die Thür seines Reiches aufthut. Hier im Kreis der Heiden pflanzte die Wurzel Jesse zum erstenmale ihr Banner auf für die Heiden der ganzen Welt, damit sie nach ihr fragten, 11, 10. 12; Röm. 15, 12, und „seine Ruhe“, d. i. seine Wohnung, sein Königsthron, eitel Herrlichkeit werde.

Der letzte Satz unseſr Textes schreibt die Ausführung des in den vorhergehenden Versen offenbarten Heilsplanes Gottes dem Eifer des Herrn der Heerscharen zu. Die qin'ath J'hovah ist die Liebesglut des Herrn für seine Auserwählten, die sich gegen alle Feinde derselben in Zornesglut und Racheeifer verwandelt. Daß es der Eifer des ist, dem alle himmlischen Heerscharen zu Gebote stehen, verbürgt die Ausführung.

Aug. Pieper.

Musik.

Ein Vortrag, gehalten im Herbst vor unserer Allgemeinen Staatslehrerkonferenz in der Schulhalle der St. Lukasgemeinde in Milwaukee. Der Vortrag war wegen der Kürze der Vorbereitungszeit nicht schriftlich verfaßt. Deshalb erscheint jetzt nach fast zwei Monaten manches weiter ausgeführt, anderes verkürzt.

Sie gestatteten mir vor mehreren Jahren, Ihnen einen Vortrag über Innerlichkeit zu halten. Die Gedanken waren etwa folgende. Es ist ein Unterschied zwischen einzelnen Menschen und ebenso zwischen Völkern, daß die einen mehr äußerliche Formenmenschen sind, während die andern in ihrer ganzen Art es mehr mit dem innerlichen Wesen der Dinge zu tun haben. Die Deutschen sind vor andern Völkern ein innerliches Volk nach ihrer natürlichen Anlage. Diese Anlage ist durch die Reformation vermittels der Evangeliumsarbeit noch vertieft worden. Darin lag und liegt für die lutherische Gemeindegemeinschaft, die von Haus aus deutsch war und auch in Zukunft diesen Charakter nicht verleugnen wird, eine hohe Aufgabe, die nicht immer genügend erkannt ist. Ich konnte wegen der Länge der Ausführungen die praktischen Ratschläge, die ich damals im Sinne hatte, nicht anbringen. Diese Ratschläge waren folgende: Sie sollten in Ihren Konferenzarbeiten und in Ihrem Privatstudium Ihre Aufmerksamkeit mehr, als es geschieht, auf die Erziehungsstoffe als auf die Methoden richten. Die Methoden sind ja nicht Gesetze, die unabhängig von dem Inhalt, mit dem sie zu tun haben, irgendwo geschrieben stehen, sondern sie gehen aus dem Inhalt hervor, sie liegen darin begründet. Das Umgehen mit der Methode haben Sie täglich zu üben. Es liegt aber eine Gefahr darin, besonders wenn man das in abstracto, losgelöst von den Stoffen, um die sich die Methode dreht, tut. Es liegt in solchem Methodenkultus der Reiz zu geistlichem Wesen, der dem Lehrerstande so wie so schon sehr nahe liegt. Die Arbeitsgegenstände, die ich Ihnen als allumfassend vorschlagen wollte, sind Studium des Evangeliums unmittelbar aus der Heiligen Schrift, Geschichte und Gesang. Ich möchte jetzt versuchen, das alles nachzuholen, wenn ich zu Ihnen rede über Musik im allgemeinen.

Einer Übereinstimmung der Auffassungen von kirchlicher Musik standen bisher in kirchlichen Kreisen, besonders auch in der Lutheri-

ſchen Kirche, hauptſächlich zwei irrtümliche Gedanken entgegen. Der eine war zuerſt bei den Kalviniſten aufgekommen, der andere bei den Lutheranern. Bei den Kalviniſten und ihren zwingliſchen und ſonſt radikal - ſchwärmeriſchen Vorläufern und Begleitern im 16. Jahrhundert hieß es: Muſik iſt ein weltlich Ding, daher gehört ſie nicht in den Gottesdienſt. Bei den Lutheranern im 19. Jahrhundert, beſonders auf dieſer Seite des Ozeans, hieß es: Muſik iſt ein Mittel - ding, darum kann jeder in der Kirche damit machen, was er will.

Beide Gedanken ſtanden und ſtehen in ihrer Zeit andern Gedanken, die in andern kirchlichen Kreiſen oder auch im eignen Kreiſe herrſchten und herrſchen, entgegen und repräſentieren, wie die meiſten kurzlebensdauern Umwahrheiten, ein Quentlein Wahrheit. Beide Gedanken waren die unreinen Maſen, die die Gährung großer Geiſtesverwirrung im 16. und 19. Jahrhundert an die Oberfläche trieb. Aber in einer Hinſicht ſind ſie verſchieden. Die kalviniſtiſche Auffaſſung iſt der Ausdruck einer ſtarken Lebensrichtung des 16. Jahrhunderts, die andere iſt der Ausdruck eines Mangels an Leben, der Ausdruck einer Geiſtesſtarre, die beſonders dem 19. Jahrhundert aufbehalten war.

An der äußeren Form des kalviniſtiſchen Satzes iſt ſchon mancherlei auszuſehen. Was iſt da mit Muſik gemeint? In jeder ſchönen Rede iſt Muſik; wollen die Leute nur häßliche Rede im Gottesdienſt haben? Was verſtehen ſie unter „weltlich Ding“? Meinen ſie damit etwas Ungöttliches, Widergöttliches, oder ſoll der Ausdruck nur etwas bezeichnen, das nicht in das Gebiet deſſen gehört, was uns unmittelbar zur Seligkeit hilft? Wollen ſie alſo mit „weltlich Ding“ etwa nur das bezeichnen, was auf dem Gebiet des rein ſinnlichen, leiblichen Lebens liegt; das, was im Bereich der Akuſtik, der Optik, des Geruchs, Geſchmacks und des Taſtgefühls liegt? Wie wollen die Leute dann das Evangelium zum Ausdruck bringen? Und was iſt dann Gottesdienſt? Stellen die ſich etwas rein Geiſtiges darunter vor, dann entſteht wieder die Frage, ob man ſich auf Erden ein rein geiſtiges Tun vorſtellen kann, ohne daß das Weltliche, Sündliche ſich einmiſcht. Dann gäb's am Ende nach der Allgemeinheit des Satzes weder hier noch im Himmel einen Gottesdienſt, denn im Himmel wird unſer Leib auch wieder zur Geltung kommen.

Die obigen Fragen ſollen die chaotiſche Geiſtesverwirrung charakteriſieren, aus der jener kalviniſche Satz hervorging. Der Satz enthielt aber ein Quentlein Wahrheit. Die Leute waren gerade aus dem Sumpf des Antichriſtums gekommen. Das Antichriſtentum hatte ein

„Gottesreich auf Erden“ angerichtet, in welchem das Göttliche, nämlich das Evangelium, fast außer Sicht gekommen war und statt dessen das weltliche sinnliche Wesen in Priesterherrschaft dominierte. Und diese Priesterherrschaft hatte sich in der Weise geltend gemacht, daß sie das Volk mit sinnlichem Pomp für Augen, Ohren und Nasen betäubte und so alle Glieder des Leibes in allen möglichen Übungen in Anspruch nahm und dabei die Seele leer ließ.

Dadurch war eine vollständige Geistesverwirrung entstanden in Bezug auf alle Dinge im Himmel und auf Erden. Alle Naturanschauung stand im letzten Grunde auf dem Kopf. Alle Geschichtsanschauung war verrückt. Man sagte: Gott hat die Welt geschaffen. Was das im letzten Grunde bedeutet, der ganze Schöpfungsbericht mit jeder darin genannten Einzelheit, und was die Schrift sonst davon sagt; wie das jeden Christen zu jeder Zeit berührt, wie das Evangelium ihn zu allen Dingen in der Natur in Beziehung setzt; darüber war vollständige Verwirrung, bei der sich jeder Unsinn geltend machen konnte, während die große Wahrheit an der Wand stehen mußte.

Man sagte: Die Welt ist in Sünde verfallen. Auch darüber herrschten die verwirrtesten Anschauungen. Man wußte nicht, was Gottes Wille ist. Man wußte nicht, worin der Abfall der Menschen besteht, und was eigentlich Sünde ist. Man wußte nicht, wie weit sich dieser Abfall erstreckt, ob er sich nur auf äußere Dinge bezieht, oder das ganze Innere des Menschen einnimmt. Daher war keine Klarheit über das Verhältnis des Menschen zu Gott, und ebenso wenig Klarheit über das Verhältnis des Menschen zum Menschen. Es konnte also kein rechtes Verständnis von Geschichte bestehen. Natur und Geschichte, die beiden Dinge, um die sich alles Menschenleben dreht, in denen sich alles Menschenleben vollzieht, waren für den Menscheng Geist verwirrt. Gewiß, man wußte mancherlei Einzelheiten, aber es fehlte das durchschlagende einheitliche richtige Verständnis, das nur aus dem Evangelium kommt.

Man sagte: Christus hat die Welt erlöst. Was heißt das? Wobon hat uns Christus erlöst? Vom Jorn Gottes, vom Gericht, von Tod und Hölle und der Gewalt des Teufels, oder nur von den Folgen der Sünde, insofern sie sich in Krankheit, Armut und Todesverhängnis äußern? Wie hat uns Christus erlöst? Worin bestand sein eigentliches Werk, und was für einen Erfolg hat dieses Werk bei Gott und an den Menschen? Darüber herrschten die allerber-

schiedenen Meinungen, aber nur wenige drangen in die Tiefe des Evangeliums.

Man sagte: Ich glaube an den Heiligen Geist. Damit war die Sache meist abgetan. Was des Heiligen Geistes Tätigkeit ist, mit welchen Mitteln er wirkt, und was der Erfolg dieser Tätigkeit und die Grenze desselben in diesem Leben ist, darüber machte man sich nur wenig Gedanken. Auf die Fragen: Was ist Heiligung, woher kommt sie, wie vollzieht sie sich, wie weit geht sie, welche Bedeutung hat sie für die Seligkeit, welche Bedeutung hat sie für dieses Leben? — darauf gab's keine klare Antwort.

Dadurch, daß diese Urfragen des Christentums nicht erledigt wurden, mußte das ganze Kirchentum jener Zeit den christlichen und den innerlichen Charakter verlieren, und auch umgekehrt, in dem Maße, daß das Kirchentum seinen christlichen und innerlichen Charakter verlor, traten die Urfragen des Evangeliums in den Sintergrund und blieben unbeantwortet.

Das machte sich besonders bei allen gottesdienstlichen Handlungen geltend, weil diese ja nicht an sich notwendig sind, sondern erst durch ihren Inhalt Wert und Bedeutung bekommen. Das trifft ganz besonders die Musik. Diese behielt ja freilich ihren biblischen Text in der alten Kirche, aber die Wiedergabe desselben artete in ein betäubendes Übermaß an Wiederholung und Formenreichtum aus, daß der Eindruck des äußeren Tuns erweckt werden mußte, umso mehr, als die Gemeinde ja nur die Rolle der stummen Zuhörer spielte.

Zwei Gedanken behielten bei diesem Geisteswirrwarr die Oberhand: die Heiligkeit, Unfehlbarkeit und Unentbehrlichkeit des Klerus und das Verdammtein alles dessen, was nicht der Klerus, oder des Klerus, oder für den Klerus, oder von dem Klerus ist. Und dabei konnte der Widerspruch bestehen, daß man eine Menge rein menschlicher sinnlicher Dinge wieder vergottete: Ehelosigkeit; Zurückziehen vom sonstigen natürlichen Leben in Essen, Trinken, irdischem Beruf, irdischem Besitz; Übung von allerlei selbsterfundnen Handlungen: Wallfahrten, Prozessionen, Kasteiungen, Anieen, Kreuzschlagen; Vergottung von Priesterhandlung, Abendmahls-elementen, Reliquien und dergleichen. Ja, dabei konnte der Widerspruch bestehen, daß der Klerus sich vielfach sehr unheilig betrug und dabei doch den character indelebilis nicht verlor. Das ist der unheilige Sakramentalismus der Alten Kirche. All diese Dinge kann man verstehen vom Standpunkt des Evangeliums aus und dabei zugleich wissen, daß in der

Kirche das Evangelium doch wirksam war bei den geistlich Armen. Den Calvinisten war dieses Verständnis versagt. Sie sahen den Sakramentalismus und hatten die Geistesknechtschaft gefühlt, die damit ausgeübt wurde. Dagegen wollten sie in dem obigen Satz protestieren. Darin lag das Quentlein Wahrheit.

Die Calvinisten waren aber nicht zur Tiefe des Evangeliums durchgedrungen. Sie waren im Intellektualismus hängen geblieben, wie er schon im Katholizismus nicht nur in dogmatischer und kirchenregimentlicher Gesetzmäßigkeit, sondern auch in dem mystischen Gefühlswesen gang und gäbe war. Diesen Zustand verschärfte der damalige Humanismus. Nun klappte der Calvinismus einfach nach dem entgegengesetzten Extrem um, wie sich das reine Verstandesleben immer entwickelt.

So behielt der Calvinismus das „Gottesreich auf Erden“ wie der Katholizismus, nur in anderer Form. Er behielt dieselbe Tyrannei menschlicher Meinungen und menschlichen Eigenwillens, daselbe Gewichtlegen auf äußere Formen und Übungen, wenn auch oft nur in der Gestalt, daß man meinte, ohne Formen auskommen zu können, und dadurch die Formlosigkeit zu einer recht aufdringlichen Form machte. Und wo nun, wie in der Kunst, der Begriff der Schönheit in Betracht kam, verfielen sie aus Gegensatz auf Banalität, oder oft geradezu auf Häßlichkeit und Langweiligkeit, eben weil der Katholizismus die Schönheit übertrieben und mit seiner verstandesmäßigen und deshalb verständnislosen Ausbildung derselben zur unschönen Aufdringlichkeit ausgebildet und damit Götzendienst getrieben hatte. Der Calvinismus trieb nun mit seiner Formlosigkeit denselben Götzendienst. Weiter kann die „Reine Vernunft“ nicht kommen, selbst dann, wenn sie mit dem Evangelium umgehen will.

Das Größte und Schönste haben Katholizismus und Calvinismus nicht begriffen. Was ist das Schönste? Die Schrift sagt: Christus ist der Schönste unter den Menschenkindern. Das ist eine Auffassung der Heiligen Schrift; und es ist der Mühe wert, daß man sich diese zu eigen macht. Welches ist die Schönheit Christi? Doch nichts Sinnliches, sondern etwas Geistliches, was aber auch nach der Weise der Schrift wie alles Große, Herrliche, Schöne Gegenstand menschlicher Kunst werden soll. Die Schönheit des Heilandes kulminiert in dem, was die Schrift uns von seiner Liebe und Gnade verkündigt. Das ist das Evangelium. Nun gilt's, das erfassen aus all den herrlichen Aussagen und Darstellungen der Heiligen Schrift und

sich darin vertiefen. Es gilt, diese Dinge erfassen, nicht vornehmlich in ihrer dogmatischen Prägung in intellektuellem Interesse, sondern wie sie für das Herz in der botschaftsmäßigen Verkündigung, wie sie in Verheißung, in Gebets-, Lob- und Dankliedern und in herzgewinnender Erzählung und Predigt in der Schrift vorliegen.

Nach Christo kommt die Gemeinde, die geschmückte Braut des Herrn. Das ist wieder nicht sinnlich zu verstehen, denn diese Braut ist die unsichtbare Gemeinde. Aber ihre Schönheit wird in der Schrift beschrieben, wenn von den Gaben die Rede ist, mit denen ihr Bräutigam sie geziert hat. Und die wesentliche unter diesen Gaben, diejenige, die das ganze Evangelium in seiner Eigentümlichkeit erfäßt und das Verhältnis der Gemeinde auf Erden zu Christo, dem Bräutigam, ausdrückt, die aber wegen ihrer Unscheinbarkeit wenig beachtet, oder wenn genannt, doch meistens in der Tiefe ihres Wesens nicht erfäßt wird, ist der Glaube. Das bleibt auch nach Pauli Bemerkung von der Liebe am Ende seines Liedes 1. Kor. 13 so.

Als Drittes kann man hier das Wort Gottes nennen. Das ist nun schon nicht die große Wahrheit an sich, sondern die Wahrheit in eine bestimmte Form gegossen. Unter allen Kunstwerken der Welt, unter allem, was schön ist auf Erden, steht die Heilige Schrift oben an. Da hat Gott selbst gezeigt, wie eine große herrliche Wahrheit sich Ausdruck schafft, indem sie die Gaben und Kräfte der Menschen in ihren Dienst nimmt; wie sie die Formen der Welt gebraucht, indem sie sie durch den großen Geistesinhalt zurechtbiegt und zurechtmeißelt, daß sie der adäquate Ausdruck dessen sind, was durch den Heiligen Geist die Seele des einen zwang, um die Seele des andern auch zu überwinden.

Was haben nun Katholizismus und Calvinismus aus diesen großen und wunderschönen Wahrheiten gemacht? Im Katholizismus wurde aus dem Heiland ein Gesetzestreiber, aus seiner Braut eine aufgeputzte Dirne, aus dem großen Lied des Evangeliums ein langweiliges System von Maßregeln, das flache, aber willenskräftige Verstandesmenschen ausnutzen, um ihren unheiligen Willen andern Menschen aufzudrängen. Die herzegewinnende Lehre vom Heil, die den Sünder frei und froh und stark machen kann, und die das Gemüt erhebt, daß es alle Kräfte regen möchte, um seinem Empfinden den größten und schönsten Ausdruck zu geben, haben sie zu einem unheiligen Sumpf von Mystik verkehrt, da menschliche Tyrannei und Selbstsucht sich in den nebelhaften Dünsten über die betäubten Seelen dreift

hermachen kann, um die ratlosen geängsteten Gewissen in Banden zu halten. Aus diesem Sumpf ist der Kalvinismus herausgetappt, aber in der Betäubung, die ihn noch umfassen hielt, gleich daneben getreten und in einen andern Teil desselben Sumpfes gefallen. Daher dieselbe Geistesverwirrung.

Diese kalvinische Art ist aber der Ausdruck einer starken Lebensrichtung. Wenn oben von Betäubung und Verwirrung die Rede war, so galt das einerseits im bildlichen Sinn, anderenteils war es geistlich zu verstehen. Dabei bleibt auch wahr, daß der Kalvinismus, eben wie der Romanismus, weiß, was er will. Verstand und Wille sind bei beiden stark ausgeprägt. Das führt zum Erfolg. Der ist freilich nur relativ, denn diese Entwicklung gilt nur für diese Welt und für die entsprechende Anschauungsweise. Es entspricht das alles aber dem „Gottesreich auf Erden“.

Wer mit scharfem Verstand begabt ist, gilt auf Erden für stark. Da ist etwas dran. Die logische Gesetzmäßigkeit und Folgerichtigkeit dient dem Zielbewußtsein. Auf gleicher Linie steht der Wille. Wenn der überhaupt da ist, dann ist er immer eine Form der Stärke. Daher gehen auch beide, Verstand und Wille, gern zusammen. Der Verstand bereitet dem Willen den Weg, daß er sein Ziel klar vor sich sieht. Ein willensstarker Mensch pflegt mit scharfem praktischen Verstand begabt zu sein, sodaß er ohne viel Detailuntersuchung die springenden Punkte dessen, was vor ihm liegt, schnell herausfindet. Das hilft ihm, sich auf die Hauptsachen zu konzentrieren, sich seines Zieles bewußt zu bleiben und es also schnell und sicher zu erreichen.

Das ist freilich nur formal und relativ. Es ist zunächst nur formal. Der Verstand schafft nicht die Dinge, die er erfährt. Die werden von außen her gegeben. Da kommt's nun durchaus darauf an, ob er sich mit den Dingen abgibt, die zum ewigen Ziel führen. Und es ist nicht des Verstandes Sache zu entscheiden, ob die Dinge, mit denen er sich abgibt, diese ewige Art haben, oder nicht. Gerade so ist es mit dem Willen bestellt, schon deshalb, weil er ein Bruder des Verstandes ist.

Verstandes- und Willensstärke ist relativ, d. h., sie hat es an sich nicht mit dem Höchsten im Seelenleben zu tun, und wenn sie so einseitig hervortritt, erst recht nicht. Sie bleibt immer auf der Erde. Und weil auf Erden alles begrenzt ist, da ja die Dinge dieser Welt nicht um ihrer selbst willen da sind, so sind sie nicht absolute Wahrheiten, sondern nur etwas Relatives. Verstand und Wille fassen nicht

das Absolute, das Ewige, das Wahre, Gute, Schöne, wie die Griechen den abstrakten Ausdruck gemünzt haben, oder mit der Schrift zu reden, die Wahrheit, das Licht und das Leben. Das ist dem Glauben, dem Gemüt aufbehalten.

Weil sich Romanismus und Kalvinismus auf das „Gottesreich auf Erden“ geeinigt haben, oder, um die Sache mit einem historischen Ausdruck zu geben, weil in ihnen das alte Heidentum, und zwar vorwiegend in der römischen statt der griechischen Art die Oberhand behalten hat, so ist ihnen die Betonung von Verstand und Wille gemeinsam, so kommen sie auch, wenn einmal das Gefühl hervorbricht, auf die Mystik, die sich bei ihnen beiden in derselben Gestalt breit macht. Dem Gefühl fehlt die Besonnenheit, und Verstand und Wille treiben Unfug.

Abgesehen von den Gemeinsamkeiten, die oben auf kirchlichem Gebiet schon genannt wurden, finden sich auch solche rein formaler Natur fast in jeder Hinsicht. Dieselbe Tenazität in der Lebensführung überhaupt. Sie sind auf Erden zu Hause. Sie machen sich hier mit Erfolg breit. Daher rivalisieren sie mit einander und finden in diesem gegenseitigen Kampf ein Hauptelement ihrer Art. Daher können sie auch gelegentlich zusammengehen, wenn es gilt, einen dritten niederzukämpfen. Daher bei beiden das Aufnehmen der Elemente der sie umgebenden weltlichen Kultur, ohne an ihrer eignen Art oder an der Art der Kulturelemente etwas zu ändern. Daher schließlich auch dieselbe Entwicklung bei beiden in Bezug auf die höchste formale Lebensäußerung, die Gott in den menschlichen Organismus gelegt hat, in Bezug auf die Musik oder die Kunst überhaupt.

Wer eine nur oberflächliche Auffassung von Kunst hat, d. h., wer darin nur etwas Formales sieht, der wird den Katholizismus als die kunstförmige Gestalt der Kirche ansehen. Das ist die Anschauung, die man in allen historischen Werken und in den Zeitungen immer wieder lesen kann. Diese Sorte Kunst begleitet die Römische Kirche bis zur Reformation, und in der Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts kam das so auf die Spitze, daß bis auf den heutigen Tag bei denen, die sich mit Kunst in irgend einer Form abgeben, Michelangelo und Raffael die allergrößten Meister der Welt sind.

Vielleicht traut mir jetzt mancher Leser zu, daß ich mit den Kunsterzeugnissen, die in der Römischen Kirche entstanden, umgehen werde wie die Vandalen seiner Zeit mit den Kunstwerken Roms oder Omar mit der alexandrinischen Bibliothek, weil sie nicht Kunstwerke

seien. Diese Sorge wird sich legen, wenn sie bedenken, was ich für Kunst und Kunstwerk ansehe und wie ich darnach den Gang der Geschichte betrachte. Man kann das in meiner Kirchengeschichte verfolgen, wenn man die einem genaueren Studium unterwirft. Ich werde nachher genauer auf den Punkt kommen. Hier nur die Bemerkung: Gewiß hat es zu allen Zeiten in der Kirche Kunstwerke in dem hohen Sinn, wie er dieser Abhandlung unterliegt, gegeben in dem Maße, wie das Evangelium wirksam war. So schätze ich auch die einzelnen Kunstwerke ein. Man sehe darauf eine altkirchliche Basilika, oder eine der alten Liturgien, die Römische Liturgie, oder ein einfaches Liedchen aus Ambrosius Zeit, oder einen mittelalterlichen Dom, oder ein mittelalterliches Gemeindelied an. So auch Raffaels und Michelangelos Bilder. Die Peterskirche meinetwegen auch, wengleich in der das Heidentum oder Antichristentum recht prächtig hervortritt. Ebenhieser gehört Palestrinas Musik.

Wo es den berufenen Lehrern der Kirche an Verständnis des Evangeliums mangelte, da fand es oft bei den Kindern und Einfältigen desto tieferen Eingang. Ist es da zu verwundern, daß die Künstler, deren eine Haupteigenschaft die Kindlichkeit ist, es haben? Wer da weiß, was Kunst eigentlich ist, der wird die Frage nicht stellen, sondern seine Freude daran haben, daß die Geschichte seine Anschauung bestätigt. Männer wie Raffael, Michelangelo, Palestrina haben einen tiefen Blick in das Evangelium getan, trotzdem sie zugleich halfen, die Gedanken der Renaissance auszubilden, die dem Antichristentum die höchste Kunstform gaben.

Um des Gegensatzes willen verfiel der Calvinismus im 16. Jahrhundert gerade wegen der hohen Kunstentfaltung in Rom auf das Gegenteil, das sich in dem obigen kalvinischen Satz ausspricht. Das dauerte aber nur ein Jahrhundert lang. Dann trat die Gemeinsamkeit beider Lebensrichtungen heraus. Auch der Calvinismus nahm die Kunst, und zwar gerade die, die en vogue war, in seinen verstandesmäßigen willenskräftigen Dienst als Mittel zum Zweck, um die Massen zu gewinnen oder zu behalten. Daraus ergab sich im Verlauf der Jahrhunderte, daß man jede Art der Musik verwendete. In letzter Zeit war ragtime schon länger im Gebrauch, und seit dem Krieg ist jazz sogar in einzelne kalvinische Kirchen gedrungen. In der Römischen Kirche gab es seiner Zeit Narrenspiele, im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts Opernspiele, im 19. Jahrhundert gelegentlich Musik nach Offenbachscher Manier.

Aber dort kann die Sache par ordre de Mufti immer wieder redressiert werden. Und dennoch soll's mich nicht wundern, wenn das jazz auch nächstens in römische Kirchen eindringt.

Das sind ja vom Standpunkt wahren innerlichen Kunstverständnisses schlimme Rückschritte, aber für die oberflächlichen Massen gelten diese Dinge als Fortschritte, und darin liegt die Kraft der geschilderten Lebensrichtungen. Diese Kraft ist von dieser Welt und für diese Welt. Sie ist immer erfolgreich, wenngleich sie den Todeskeim in sich trägt. Das letztere zeigt sich dann, wenn Gottes Gericht drein schlägt, wie wir das in den letzten Jahren erfahren haben. Aber selbst das ändert für dieses Leben auch nichts an dem wirksamen Weiterbestehen der bezeichneten Kräfte. Das können seit dem Friedensschluß auch schon Weltmenschen sehen. Das ist auch Gottes Gericht. Ein Ende wird der Herr dieser Art erst bereiten durch die Erscheinung seiner Zukunft.

In Bezug auf die äußere Gestalt des innerlichen Christentums wird das Wort Christi immer Geltung behalten, da er im Gleichnis vom ungerechten Haushalter sagt: Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht. Daher ist es notwendig, daß man auf die Kraft der antichristlichen Lebensrichtungen aufmerksam macht, einesteils zur Warnung, daß Christen, denen das Verständnis des Evangeliums gegeben ist, sich nicht in diesen Weltzug verstricken lassen gerade dadurch, daß sie meinen, diese Dinge, die wir jetzt handeln, gehen uns nicht an; andernteils zur Beschämung, daß sie, da ihnen das Höchste geschenkt ist, dasselbe nicht, wie es seine ureigene Art ist, wirksam werden lassen.

Es wird mir mancher hier den Einwurf machen, daß es in der Lutherischen Kirche doch gerade so gewesen ist. Nun eben. Darauf wollen wir hernach weiter kommen. Ein anderer Einwurf ist mir verschiedentlich mündlich und schriftlich auf frühere Äußerungen gemacht worden: „Du bringst hier eine neue Auffassung von Kunst auf.“ Darauf kann ich wieder nur sagen: „Nun eben, dazu ist der Christ da. Paulus sagt, alles ist euer, und des Evangeliums Art ist es, alle Formen des Lebens zu durchdringen, denn des Evangeliums Art ist d a s Leben. Die Kunst ist die höchste Form des menschlichen Lebens. Wie kann man anders eine rechte Auffassung von ihr bekommen, als daß man sie im Lichte des Evangeliums ansieht. Diese Auffassung ist übrigens nicht neu. Man kann sie den großen griechischen Baumeistern und Bildhauern nachfühlen beim An-

schauen ihrer Werke. Leonardo da Vinci, der die Grundsätze der Renaissance theoretisch entwickelte, hat sie ausgesprochen, der Heide Göthe hat sogar versucht, das Evangelium in seine Kunstübung herinzuziehen. Alles tüchtige Leben wird von der Kunst berührt. Besonders das Erziehungswesen kann gar nicht zurecht kommen, wenn die Erzieher sich nicht gründlich mit dieser Frage beschäftigt haben. Darum muß man diese Dinge einmal aussprechen. Das kann geschehen, wenn wir die obige „lutherische“ Ausrede näher ansehen.

„Die Kunst ist ein Mittel Ding, darum kann man in der Kirche damit machen, was man will.“ Wegen der Gedankenverbindung, die in dem Satze vorliegt, ist es fraglich, ob ein einziger Begriff darin richtig gefaßt ist. Was ist Kunst? Was ist ein Mittel Ding? Was heißt „Machen, was man will“? Nehmen wir die Dinge, wie sie vorliegen. Der letzte Ausdruck „Machen, was man will“ könnte recht verstanden werden. Wo er in Verbindung mit unserm Gegenstande vorkommt, ist er der Ausdruck obstinaten Wesens, das sich in Bezug auf Kunst nicht belehren lassen, das nicht einen neuen Gedanken fassen will. Dann ist der Satz also Ausdruck einer gesetzlichen Art, die die evangelische Freiheit, wie sie sich in der Lehre von den Mittel Dingen aussprach, gesetzlich verstanden, also nicht verstanden hat.

Wenn man Pauli Darstellung von der Art des Christen in Mittel Dingen, also die Lehre von der christlichen Freiheit, vor Augen hat, dann kann einem doch nicht entgehen, daß Paulus nicht sagt, ich kann machen, was ich will. Damit kriegen wir auch gleich den Begriff Mittel Dinge in Ordnung. Mittel Ding, Idiaphoron sind Ausdrücke, die die Sache von der äußeren Form aus betrachten. Da wird die Sache meistens gesetzlich, ein Beweis, wie die gemünzten Ausdrücke uns gar nicht gegen Irrtum schützen. Diese äußerliche Anschauungsform ergab sich aber in den betreffenden Streitigkeiten wegen des Mangels an Verständnis für das Evangelium. Man hatte mit Leuten zu tun, die nicht unmittelbar aus dem Evangelium lebten. Jeder Christ hat immer mit dem alten Adam zu kämpfen, dem man mit gesetzlichen Ausdrücken kommen muß. Daher denn die Definition von Mittel Dingen: Etwas, das weder geboten noch verboten ist. Das ist abstrakt und in gesetzlicher Terminologie geredet.

Stellen wir die Sache konkret und vom Standpunkt des Evangeliums als die Handlung oder die Lebensäußerung eines Christen in einer Mittel Dingsangelegenheit dar. Eines Christen Handlung ist

der Ausdruck des neuen Lebens, das der Heilige Geist in ihm gewirkt hat. Da ist der Glaube an die Vergebung der Sünden, das Bewußtsein der Gotteskindschaft, der Freiheit von Gesetz, Sünde und Teufel um Jesu Christi willen die Hauptsache und die Grundlage. Das spricht sich aus, frei, ungedrungen, natürlich. Ebenso spricht sich das darin aus, was unmittelbar mit dem Glauben zusammenhängt, ja, was die andere Seite des Glaubens ist, die Liebe gegen den Nächsten. Eine solche Handlung, weil sie eine unmittelbare Lebensäußerung ist, ist frei von aller gesellschaftlichen Nötigung und ist zugleich die höchste Rücksicht auf den Nächsten. Freiheit und Rücksicht sind die zwei Seiten dieses Lebens. Daraus entsteht die Handlungsweise in Mitteldingen, daß ein Christ einmal Bier trinkt und ein andermal nicht Bier trinkt und dabei innerlich immer derselbe bleibt, oder in beiden Fällen denselben Beweggrund hat und infolgedes in beiden Fällen auch gleich frei und gleich rücksichtsvoll ist. Die äußere Form ist unwesentlich, auf die innerliche Gesinnung kommt alles an. Christentum ist Leben, ist Das Leben. Leben ist etwas Innerliches. Wie das Innerliche bestellt ist, darauf kommt alles an. Wo diese innerliche Anschauungsweise fehlt, da wird die Sache immer falsch. Daran ändern alle technischen Ausdrücke nichts.

Gerade so ist es mit der Kunst bestellt. Man muß eine innerliche Anschauung davon haben, sonst wird die Sache immer falsch werden. Es heißt z. B. unter uns: „Die Kunst ist zur Unterhaltung da, damit man sich vom Ernst des Lebens erhole.“ Die Meinung mag recht sein, aber die Ausdrucksweise ist unglücklich gewählt. Unterhaltung ist doch ein oberflächliches Ding. Dazu mag meinetwegen die Fertigkeit eines Taschenspielers oder dergleichen dienen. Und als ob die Kunst nicht etwas Ernstes wäre, auch bei den Leuten, die im 18. Jahrhundert gern von der Geiterkeit der Kunst geredet haben. Glauben Sie denn, daß man mit dem Trieb, die Leute zu unterhalten, so etwas wie einen mittelalterlichen Dom, an dem Generationen 1000 Jahre gearbeitet haben, oder eine Sixtinische Madonna, oder die Decke in der Sixtinischen Kapelle, oder auch nur die Holzschnitte eines Dürer und Holbein, oder ein Lied wie „Gelobet seist du, Jesu Christ“ fertig kriegt? Glauben Sie, daß soviel wirklich tüchtige Künstler am Hungertuch nagen, bloß weil sie die Leute unterhalten wollen? Eben nicht. Diese Künstler, selbst wenn sie in der Wahl ihrer Stoffe und in der Weise ihrer Darstellung schief gehen, haben eine Botschaft. Daran setzen sie ihre ganze Existenz.

Damit ist es ihnen ein Ernst, der in vielen konkreten Fällen wohl einer besseren Sache wert wäre. Aber was den idealistischen Ernst dieser Leute betrifft, sind sie echte Künstler, an denen man sehen kann, was die Kunst will. Und wozu singen wir in der Kirche und lassen die Orgel ertönen? Doch nicht, um die Gemeindeglieder, oder gar Gott, unsern Heiland zu unterhalten. Wie kann man nur von Unterhaltung reden. Kunst ist ein ernstes Ding, ein Ding, in dem sich starkes inneres auch in der Heiterkeit ernstes Leben intensiv ausdrückt. Wo das nicht ist, da ist nicht Kunst.

Eine andere Auffassung, die nicht an das innerliche Wesen der Sache kommt, ist die, die man selbst in den bedeutendsten Kunstgeschichten liest und sonst hört: „Die Kunstformen sind etwas, was sich die Menschen erdacht haben; daher sind sie zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Menschen verschieden.“ Die letzte Hälfte des Satzes, die von der Verschiedenheit, geht an. Die erste Hälfte ist falsch, wenn ein Kunsthistoriker sie ausspricht. Noch mehr ist das der Fall, wenn der Satz geschichtlich belegt wird: „Die Alten haben unsere Mehrstimmigkeit nicht gekannt, sie haben in Quinten gesungen. Die Griechen und die Deutschen haben im Laufe der Jahrhunderte die Mehrstimmigkeit auf Grund der diatonischen Tonleiter entwickelt.“ Soweit ist es recht. Aber wenn nun hinzugefügt wird: „Wenn wir die Musik im Tempel zu Jerusalem hörten, dann würde sie uns als Lärm erscheinen, gerade so wie man zu Davids Zeit unsern Choral aufgefaßt hätte.“ Die letzte Hälfte des Satzes ist zweifelhaft.

Ich behaupte, daß David die Schönheit eines lutherischen Gemeindeliedes wohl gefaßt, wenn auch nicht völlig durchschaut hätte. Die Indianer in Arizona, die vor der Ankunft unserer Missionare nicht viel von moderner Musik gehört, sondern immer ihre eintönige Weise gepflegt haben, faßten schnell die Art unseres Kirchenliedes, die auf die diatonische Tonleiter aufgebaut ist. Es hat beinahe 6000 Jahre in Anspruch genommen, um zu der Kenntnis der diatonischen Tonleiter durchzudringen. Nachdem diese erkannt ist, fällt das Verständnis derselben einem Kinde leicht zu, einerlei, unter welchem Himmelsstrich es lebt. Woher kommt das? Daher, daß die diatonische Tonleiter samt allen melodischen und harmonischen Gedanken, die in ihr beschlossen liegen, von Gott in die Natur der Töne eingeordnet ist. Diese Tonleiter haben die Menschen nicht erfunden, sondern gefunden. So ist es in aller Kunst.

Das wird fein durch die Lehre der Akustik bestätigt. Wenn man eine Violinsaite halbiert dadurch, daß man sie genau in der Mitte ihrer Länge niederdrückt und in der Weise fortführt, sie in Viertel, Achtel usw. zu zerlegen, dann gewinnt man die wesentlichen Töne der diatonischen Tonleiter, die in der Lehre von Melodie und Harmonie alle wesentlichen Gesetze veranlassen, und zwar in der Reihenfolge, in der sich die Entwicklung der Musikgeschichte im Laufe von 1500 Jahren durch Auffindung der genannten Gesetze vollzogen hat: Prime, Quinte, Terz, kleine Septime, Quart, usw.

Diese Beobachtung, die sich übrigens auf allen Kunstgebieten wiederholt, ist eine feine Andeutung dessen, daß die sogenannten Kunstformen und deren Gesetze nicht Dinge sind, die die Menschen willkürlich gemacht haben, sondern Dinge, die Gott geschaffen hat. Die Kunstgeschichte, wie überhaupt alle Geschichte zeigt, daß das Wort, das Gott 1. Mos. 1, 28 nach der Schöpfung des Menschen geredet hat: Füllet die Erde und machet sie euch untertan, als die richtige Direktive alles irdischen Lebens in jeder Richtung sich erweist.

Es ist interessant, in der Kunstgeschichte zu beobachten, wie aus praktischen Bedürfnissen heraus die Menschen auf verschiedenen Gebieten die sogenannten Naturgesetze erkannt, sie zu praktischen Zwecken angewendet und dann sogleich die Schönheit der entsprechenden Gebilde gesehen haben und also zur Ausbildung der Kunst gekommen sind. In der Weise, wie das geschieht, liegen dann zugleich eine Menge Andeutungen vor, die dem Erzieher nötig sind, um sein Geschäft naturgemäß zu treiben. Ich will nur auf ein paar Dinge aufmerksam machen.

Die erste Kunst, die gepflegt wurde, ist die geistigste, die Sprache und die Poesie. Dann kommt die Baukunst, und mit ihr gehen Bildhauerei und Malerei in Verbindung. Zuletzt kommt die Musik. Derselbe Verlauf wiederholt sich bei allen einzelnen Völkern. Das ist ein Beispiel, das zugleich zeigt, wie das gläubige Verständnis des Evangeliums uns in der Geschichtswissenschaft eine bessere Erkenntnis gibt, als man sie sonst hat, und zwar eine Erkenntnis, die dann die wichtigste aller Wissenschaften, die Erziehungslehre bedeutungsvoll berührt.

Von kalvinischer Seite wurde gelegentlich betont, daß die Musik von den Kainiten erfunden wurde, 1. Mos. 4. Auch bei uns ist das oft nachgeredet worden, ohne die Sache genau zu prüfen. Moses sagt nicht, daß die Kainiten die Musik erfunden haben, sondern der

Zusammenhang ergibt, daß sie die Musik in ihrem irdischen Sinn äußerlich als Instrumentalmusik ausgebildet haben als einen Ersatz für das Heil, das sie verworfen hatten. Die Musik bestand schon vorher. Der Dichter des Buches Hiob beschreibt die Herrlichkeit dieser Musik, als Gott die Erde schuf, da ihn die Morgensterne miteinander lobten und jauchzten alle Kinder Gottes. Und das erste Lied, das in menschlicher Sprache auf der Erde gesungen wurde, hat Gott selber verfaßt, da er den gefallen Menschen das Heil durch den Weibessamen verkündigte.

Im Anschluß hieran möchte ich gleich eine pädagogische Anmerkung machen. Infolge des vorwiegenden Verstandesinteresses ist in Erziehungskreisen betont worden, daß man Kindern nicht Dinge vorführen und sie lernen lassen soll, was sie nicht begrifflich klar gefaßt haben. Das war gegenüber der unverständigen Auswendiglernenerei, die damals vorherrschte, eine richtige Anweisung. Diese Anweisung wird aber in ihr Gegenteil verkehrt, wenn man nicht alle Erkenntnis, die Evangelium und Geschichte an die Hand geben, in Betracht zieht.

Der Nationalismus, der am Ende des 18. Jahrhunderts die Erziehungslehre verarbeitete, und dessen Grundgedanken durch das 19. Jahrhundert hindurch weiter entwickelt wurden, forderte schließlich, daß man von Gott und Ewigkeit zu den Kindern nicht reden soll, weil sie das ja noch nicht verstehen können. Erst sollen sie ihre Umgebung, die vor Augen liegt, kennen lernen. Dann sollen die Kreise weiter gezogen und in dieselben bei der Wiederholung in späterem Alter die höheren geistigen Stoffe gezogen werden, sodas der heranwachsende Mensch sich überall selber für die ihm sich darbietenden Dinge nach seinem ihm gegebenen Licht entscheiden könne. In dieser Anschauung war der Verstand alles, und die amerikanische und die französische Staatschule haben dem Ding Vorschub geleistet. Die Entscheidung fällt bei der amerikanischen Jugend natürlich dann, wenn sie am wenigsten dazu fähig ist, nämlich auf der Highschool.

Die einseitige Ausgestaltung dieser Richtung wurde etwas gemäßigt durch die Lehre von den konzentrischen Kreisen, da alle Erziehungsstoffe dem Kinde in der dem betreffenden Kreis gehörigen Form nahe gebracht werden sollen. Von christlichen Lehrern wurde die Erziehungsarbeit nach dieser Anweisung in der rechten künstlerischen Art, da das künstlerische Erfassen der dialektischen Einsicht vorausläuft, getan. Aber die Betonung des vorherrschenden Ver-

standes blieb. Das zeigte sich in der Diskussion über die Frage, von der Stellung der biblischen Geschichte zum Katechismus. Die Seite, die die biblische Geschichte voranstellte, betonte das Verstandesinteresse, die andere Seite betonte das alte Herkommen, d. h. das Gesetzesinteresse. Beide lagen auf demselben Boden.

Die Lösung der Frage ergibt sich, wenn man im Evangelium sieht, wie Gott es mit den Menschen in dem Kindesalter der Geschichte gemacht hat. Gleich im Anfang, als sie in Sünde gefallen waren, bietet er ihnen das allerhöchste, das alles Denken übersteigt, und er tut es in der Form der Poesie. Damit wendet er sich ans Gefühl. Damit hatten die Menschen das Gesetz schon gefaßt. In dies Gefäß gießt Gott mit seiner Verheißung das Evangelium und fährt dann fort, im Laufe der Geschichte Gesetz und Evangelium in konzentrischen Kreisen zum extensiven Verständnis zu führen, wobei Kunst und Poesie immer eine hervorragende Rolle spielen.

In ähnlicher Weise belehrend ist es, zu sehen, wie die einzelnen Kunstgebiete angebaut werden, indem die fortschreitende Beherrschung der Erde auch auf andern Gebieten des Lebens gleichen Schritt hält. Die Bildung der Sprachform fängt mit einem mechanischen Nebeneinander an, wie man es bei den Kindern beobachtet und ein Beispiel dafür an der hebräischen Sprache hat. Den Indogermanen ist es nach Noahs Weissagung vorbehalten, die geistige Durchdringung der Sprache auszuführen. Dabei repräsentieren die Griechen und die Deutschen mehr den innerlichen, künstlerischen, die Römer und ihre Abkömmlinge, die romanischen Italiener, Spanier und Franzosen, und dann die Engländer mehr den äußerlichen verstandesmäßigen logischen Zug.

In der Poesie läuft daneben her, daß die semitischen und hamitischen Völker in der Ausbildung einer Sprachform unbeholfen bleiben und sich mit dem Strophenbau im Parallelismus der Glieder behelfen, während die Indogermanen auf den Tonfall der Stimme achten und Versmaß, Versfuß, Alliteration und Reim ausbilden und damit sich schon als die einführen, die die Musik ausbilden sollen. Dabei macht sich wieder der Unterschied unter den Indogermanen geltend, daß Griechen und Deutsche die innerliche gegenseitige Durchdringung von Wort und Geist repräsentieren, indem sie bei den genannten Bildungen bleiben, während die andern ihrer äußerlichen Art entsprechend den Strophenbau bis ins kleinste verfolgen und kultivieren. Denselben Zug und Unterschied findet man auch, wenn der

Inhalt der Poesie herangezogen wird. Eine besondere Art hat die Heilige Schrift, die man recht verstanden die Nationalliteratur des Judentums nennen kann. In der äußeren Form hat sie den semitischen Charakter, dem Inhalt nach entspricht sie aber garnicht dem semitischen Wesen. Nur wer das Evangelium kennt, kann sich darauf einen Vers machen.

In der Baukunst sind es die ersten allgemeinen Grundgesetze der Mechanik, wie sie in Giebel- und Bogenbau, in der Anwendung von Säule und Architrav zur Verwendung kommen. Dabei sind es wieder die Semiten und die Hamiten, die die Vorarbeit machen, die Griechen und Römer sind diejenigen, welche die geistige Durchbildung dieser Gegenstände in Verbindung mit ihrem ausgebildeteren staatlichen und religiösen Wesen besorgen. In unmittelbarer Verbindung damit geht die Ausbildung der Skulptur. Wieder sind es die Grundkenntnisse von Mensch und Tier, wie sie in Krieg, Jagd und Spiel gewonnen werden, die zunächst aus Anlaß von Tod und Begräbniß nach Anleitung von Poesie und Religion zur Kunst führen. Dabei zeigt sich bei den Hamiten vorwiegend die Furcht vor dem Tode und das Hängen an der Erde, bei dem Semiten der Übermut, der durch Kommerzialisismus und Imperialismus erzeugt wird, bei den Indogermanen die heitere ideale Auffassung dieses Lebens als die seelische Grundlage, auf der die Kunst sich aufbaut.

Die Erfindung der Farben und ihrer Gesetze führt mit der Linienführung, die schon in der Skulptur gewonnen wurde, zu den Werken der Malerei und zu der Anwendung der Farben in harmonischer Zusammenstellung, die die spätere Wissenschaft in der Lehre von der Strahlenbrechung als in der Natur der Dinge begründet darstellt. Wieder zeigt sich hier, daß Hamiten und Semiten auf einer primitiven Stufe stehen bleiben, selbst zu einer Zeit, da die später gekommenen Griechen viel weiter vorgeschritten sind. Zuletzt kommt die Musik, deren Ausbildung wir eigentlich erst bei den Griechen beobachten können, und zwar zu einer Zeit, da sie in der klar bewußten Auffindung der Grundgesetze mit der Malerei gleichläuft. Auch da ist es die Beobachtung der physischen Gesetze, die zu den ersten Grundlagen hilft. Und Malerei und Musik haben dann in den modernen Sprachen die Ausdrucksweise hergegeben, in denen sich die Kunst überhaupt bewegt.

In all diesen Dingen zeigt sich zugleich das allgemeine Grundgesetz für Kunst überhaupt, daß es sich bei diesem Lebensgebiet nicht

darum handelt, daß man etwas macht oder machen will, sondern daß eine große Erkenntnis nach einem unbefangenen erhabenen Ausdruck ringt. Damit steht es naturgemäß in Verbindung, daß Schönheit der Formen in unmittelbarem Verhältnis zu dem Bleiben an den Gesetzen steht, die in der Physik des betreffenden Kunstgebiets liegen. Die werden, wie die Wahrheiten, um deren Darstellung es sich handelt, mit dem Gemüt gefaßt. Sobald der Verstand in diesen Dingen eigenmächtig und selbständig vorgehen will, dann entsteht die Nacherei, die zu Übertreibung führt, oder die Nachmacherei, die Handwerk ist. Nicht Schönmachen, Verzieren, sondern die Wahrheit sagen, das ist auch in der Kunst die Hauptsache. Aber freilich, man muß dann auch wissen, was eine Wahrheit ist.

Alle diese Dinge bilden einen ganzen großen Organismus, da kein Teil für sich ist, sondern irgendwie für das Zustandekommen oder für die Erhaltung des Ganzen seine Bedeutung hat. Das alles zeigt, daß das, was man Kunst nennt, nicht etwas ist, was die Menschen willkürlich machten, sondern etwas, das Gott in den Organismus der Dinge gelegt hat. Will man die gesamten Kunstgesetze, die schließlich in allen Künsten dieselben sind, auf einen Begriff reduzieren, so bietet sich in der Sprache der Musik das Wort dar, das sich dazu eignet, der Rhythmus, der nach der letzten der angebauten Erkenntnisse in der Psychologie sein Gegenstück im Gefühlsleben des Menschen findet.

Wer diesen Zusammenhang der Dinge kennt, der wird nun nicht sagen: Die Musik ist ein Mittel Ding, damit kann man in der Kirche machen, was man will. Wer so sagt, ist unfrei und weiß nicht, was er will. Er weiß nicht, was für ein innerliches Ding rechte Freiheit ist, weil sie ein wesentlicher Teil des wohlgeordneten Organismus ist, den Gott in dem All gebildet hat. Wer das aber weiß und sich zugleich des bewußt ist, daß die Kunst, besonders die Musik, eine der schönsten Gaben Gottes ist, der wird sich bemühen, ihren Zusammenhang mit dem übrigen Leben zu erkennen, und wird dann finden, wie sie erst dann eigentlich ihren hohen Beruf erfüllt, wenn sie in den Dienst des Evangeliums tritt.

Ich sagte oben, der von mir angefochtene Satz, Musik ist ein Mittel Ding usw., sei, wo er sich bei Lutheranern findet, das Zeichen eines Mangels an Leben. Die Behauptung scheint ein Widerspruch zu sein gegenüber dem, was von der Stärkeentwicklung des römischen und kalvinischen Wesens gesagt war, da sich ja bei diesen zeigt, daß

sie gerade auf die Ausführung dessen verfallen, was in diesem Satze gesagt ist. Das muß zurechtgestellt werden. Damit machen wir dann zugleich eine wichtige Beobachtung in Bezug auf die Gestalt, die die Kirche des Evangeliums immer hat, die zugleich zur Warnung und zur Aufmunterung dienlich ist.

Im Romanismus hat der angefochtene Satz von der Musik als Mittel Ding sein Recht und steht in organischem Zusammenhang mit der ganzen Lebensrichtung, die da zu Hause ist. Dort gilt es die Massen zu gewinnen, um ein großes Weltreich zu errichten. Dort herrschen Verstand und Wille, und nicht das feinere Gefühl. Dort läßt man einmal fünf gerade sein, nicht im Sinn der Freiheit, sondern im Sinn des Kommerzialisismus. Alle feineren Begriffe werden da verflacht. Nur der handgreifliche Erfolg gilt. Da können wir nicht mit. Wir wollen auch die Welt erfüllen und die Massen gewinnen, aber nicht, um hier auf der Erde zu bleiben, sondern um das Ende des Glaubens zu gewinnen; und wir wollen das erreichen mit der Predigt des Evangeliums und nicht damit, daß wir jedem Geschmack huldigen. Gerade das Evangelium lehrt uns, daß für den geringsten Menschen das Höchste recht ist.

Aber es ist bei uns gar nicht so, daß der Niedergang der Musik, der sich in Geschmacklosigkeit zeigt, darauf zurückzuführen ist, daß man die Massen für das Evangelium gewinnen will, sondern es ist ein Niedergang, ein Mangel innerlichen Lebens. Wenn es sich um Massengewinnung handelt, was ja auch vorkommt, dann geschieht es immer im Interesse des betreffenden irdischen Hausens.

Uns ist in den Grundlagen des Luthertums ein feineres Verständnis des Evangeliums gegeben als den andern. Das ist aber nicht unser Verdienst, sondern eine Gnade. Darin liegt immer naturgemäß eine Aufgabe, wie zugleich die Kraft, der Aufgabe gerecht zu werden. Unsere Aufgabe ist, mit dem Verständnis des Evangeliums das Höchste zu leisten auf jedem Gebiet. Wenn nun in Bezug auf die Musik erwidert wird: Das Volk versteht das ja nicht, das Volk will nicht die schweren Sachen hören, und dergleichen mehr, dann ist das zunächst ein Eingeständnis. Aber die Behauptung ist zugleich nicht richtig, wenn man die Sache von allen Seiten ansieht. Wer so sagt, hat es nie versucht, eine große Sache im rechten Geist an das Volk zu bringen. Und wenn die Behauptung richtig wäre, warum haben wir denn das Volk nicht zum richtigen Verständnis erzogen? Wir hatten und haben ja ein Hauptmittel, die Gemeindeschule. Aber

wir haben unsere Aufgabe nicht erfüllt. Wir haben es gemacht wie der Adelp, der in den letzten Jahren in Mißkredit gekommen ist. Wir haben viel zu viel von unserm blauen Blut geredet, statt es richtig zu nähren. Am Adelp ist etwas. Aber es gehört das Verständniß des adligen Grundsatzes dazu: Noblesse oblige. Das ist uns abhanden gekommen, und nun laufen wir der Masse nach, statt sie zu führen. Daher die allgemeine Apathie gegenüber den Anregungen, die doch bei uns in der rechten Richtung vorliegen.

Nur ein Beispiel dieser Apathie in Bezug auf die Musik. Ich war in der Lage, meinen gemischten Seminarchor aufgeben zu müssen, weil die Vermehrung meiner Seminararbeit es nötig machte, mich auf den Männerchor der Studenten zu beschränken, da wir dazu unsere Übungen im Seminar halten und auch sonst Zeit sparen konnten. Weil aber das Verständniß des lutherischen Gemeindeliedes bei diesen Übungen die Hauptsache bleiben muß, so sah ich mich im Kreis der lutherischen Kirche Amerikas nach der entsprechenden Musik um und fand, daß nur verhältnismäßig wenige Gemeindelieder für Männerchor zu haben waren, und unter diesen nicht die besten, und fast keins in der Bearbeitung nach der immer noch unerreichten großen alten Grundlage. Dagegen wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Sammlung von Carl F. Pfatteicher (M. A. Harvard) gelenkt. Der Mann ist Musikdirektor der Philipps Andover Academy und des Harvard University Choir. Denen hat er auch seine Sammlung zugeeignet. In dieser Sammlung sind 75 Sätze enthalten. Es sind alle, mit Ausnahme von zweien oder dreien, lutherische Choräle, und zwar sind die besten alle dabei. Der Harmoniesatz freilich ist modern und wohl meistens flach. Das letztere ist schade, aber man kann es verstehen. Daß aber in Harvard unsere Choräle gesungen werden, während wir nicht die Schneid dazu finden können, das ist beschämend. Verstehen Sie aber jetzt, daß es richtig gesagt ist: Der Satz: „Musik ist ein Mittelding, darum kann man damit in der Kirche machen, was man will“, ist der Ausdruck von Lebensmangel, von Apathie. Wir wissen in dieser Hinsicht überhaupt nicht, was wir wollen.

Dahin gehört auch der Satz: De gustibus non est disputandum. Ich werde mir nicht herausnehmen, über einen lieben Christen zu Gericht zu sitzen, wenn er für seine Person eine Vorliebe für die eine oder andere Geschmacklosigkeit hat, oder wenn er von Kunstangelegenheiten nichts versteht. Aber wenn das zur Folge hat, daß

man unsern Gemeindegliedern Statuetten von Göthe und Schiller auf den Altar stellt in der Meinung, die stellen die bedeutenden Väter der Lutherischen Kirche vor, wie es vorgekommen ist, oder wenn Freimaurersymbole, oder altheidnische Symbole, oder römische Eigenheiten im Kunsthandwerk in unsere Kirchen getragen werden; oder wenn die Orgel oder die Chöre musikalische Reminiszenzen, die auf sumpfigen Boden gewachsen sind, zur Erbauung vortragen, dann geht die kindliche Unbefangenheit zu weit. Leute, die für die Öffentlichkeit wirken und lehren sollen, müssen auch in diesen Dingen einen geläuterten Geschmack haben, sonst können sie mancherlei Ärgerliches anrichten.

Doch ich möchte Ihren Mut nun auch nicht herabstimmen. Es mag uns die Erkenntnis der Sachlage davor bewahren, daß wir etwa auf den Gedanken kämen, wir seien so eine Art Elitetruppe des Herrn; oder, wo etwas von dem Gedanken da wäre, ihn herabmindern. Es zeigt auch dem, der noch frischen Geistes ist, daß da noch viel Gelegenheit zu wirken und hoch zu streben ist. Es gilt nur, daß wir den großen Schatz, den wir haben, erkennen. Damit kommt auch die Erkenntnis unserer Aufgabe.

Nun lassen Sie mich nach diesen meist kritischen Bemerkungen meine Gedanken über Musik positiv aufbauen. Ich will sie an ein Schriftwort anknüpfen, damit sie nicht zu sehr in die Breite gehen. Pf. 89, 1 heißt es: „Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich und seine Wahrheit mit meinem Munde verkündigen für und für.“ Das Bibelwort leitet auf drei Fragen:

1. Was ist Musik?
2. Welchen Gegenstand besingt sie?
3. Wer ist ein solcher Sänger?

Was ist Musik überhaupt? Wie entsteht sie? Was will sie ausrichten? Die Antwort darauf finden wir in unserm Texte. Ethan sagt: Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für. Das ist umständliche Rede. Wenn man es sonst mit einer einfachen Tatsache, einem äußerlichen Gegenstand, einem nüchternen Dinge zu tun hat, dann genügt eine einmalige klare Aussage. Der Kaufmann, der den Preis seiner Ware angeben soll, fängt nicht an zu singen. Der Lehrer, der in der Schule über Zahlenverhältnisse unterrichten soll, fängt nicht an zu dichten, sondern sagt kurz: Zweimal zwei ist vier.

Sier aber bemerkt man, daß eine große starke Bewegung des Gemüths hinter der Rede steht. Der Gegenstand, den Ethan besingen will, ist ihm eine so große herrliche Sache, daß sein Geist erzittert, daß sich ihm das Herz weitert und nicht Raum hat in seiner Brust. Wenn der Mensch erregt ist, dann hebt sich seine Stimme. Wenn ihn ein schweres Leid überfällt, dann hebt er seine Stimme auf und weint bitterlich. Wenn er eine große Freude erfährt, dann geht sein Herz in Sprüngen. Zunächst geschieht das in unharmonischer Weise. Weinen, Seulen oder ein lauter Jubelausbruch sind nicht Gesang, Poesie oder Musik. In der inneren Erregung herrscht Wirrwarr. Da kann kein Rhythmus entstehen. Wenn aber im Verlauf von einiger Zeit das Übermaß der Erregung sich zu gleichmäßigem Pulsschlag herabgemindert hat, dann verklären sich Leid und Freude; das Augenblickliche, das Unwesentliche, Außerliche, Zufällige tritt zurück; das Wesentliche, das allen Menschen Gemeinsame, das Wahre und Große im Leid und in der Freude bleibt, und das bewegt den Menschen, der so begabt ist, sich im Liede darüber auszusprechen. Dann teilt sich der Rhythmus in dem Erzittern der Seele der Rede des Mundes mit, und so entstehen die rhythmischen Sätze der Poesie, die sich wie in unserm Texte in schöner Folge und in schönem gegenseitigen Entsprechen gliedern. David drückt das im 45. Psalm also aus: Mein Herz waltet auf in seiner Rede. Das macht der Dichter nicht, wie der Handwerker eine Kiste zusammennagelt, sondern das wird durch die Kraft der großen Wahrheit, die das Herz des Dichters in Schwingungen versetzt. So kommt ein Gedicht, so kommt Musik zustande.

Was will nun der Gesang? Das sagt Ethan im Texte: Ich will singen. Der Gesang hat zunächst keinen andern Grund als sich selbst. Das macht man nicht auf Bestellung. Das tut man nicht im Dienste von jemand anderem. Das geschieht nicht nach Gesetz und Regel. Das tut man nicht um des Erwerbs willen oder um Ehre bei andern damit einzulegen, sondern der echte Gesang hat seinen Grund in sich selbst. Ich glaube, darum rede ich. Wir können es ja nicht lassen etc. Der Dichter singt, weil es ihn von innen heraus zum Singen treibt. Der Wandersmann, der gerne singt, summt leise, solange er durch die Straße des Dorfes oder Städtchens zieht, wenn er aber die freie Landstraße gewinnt, dann hebt er seine Stimme empor und singt mit den Lerchen in die Wette aus voller Brust. Und der Dichter erzählt von dem Sänger, dem der König im Palaste eine

goldene Kette für seinen Gesang geben wollte. Der Sänger aber wehrte ab mit den Worten: Die goldne Kette gib mir nicht. Die Kette gib den Rittern, vor deren kühnem Angesicht der Feinde Lanzen splittern. Gib sie dem Kanzler, den du hast, und laß ihn noch die goldne Last zu andern Lasten tragen. Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Das Lied, das aus der Aehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.

Der Sänger singt zunächst zur Befriedigung seiner eignen Seele. Das sagt Ethan in dem ersten Satze unsers Textes. Dann fährt er aber fort: „Ich will des Herrn Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für.“ Er ist eben nicht allein in der Welt und soll es auch nicht sein. Er ist für andere Menschen da. Und was er singt, ist nicht sein ausschließliches Eigentum, sondern es ist eine Wahrheit, die allen gehört. Diesen allen will er den großen Gegenstand seines Liedes verkündigen. Und zwar nicht, um ihre Neugierde zu befriedigen, sondern weil das, was er singt, eine Wahrheit, und in unserm Texte, die Wahrheit ist, die Wahrheit des Herrn. Daher gliedert er seine Worte und Sätze in rhythmischem Schwung und schönem wohlklingenden Versmaß und sucht von allen Seiten die schönen Bilder und Gleichnisse, um den Gegenstand seines Liedes damit auszuschnücken und ihn also seinen Hörern lieb und teuer zu machen. So entstehen die Melodien und Harmonieen, die in Musik die Worte begleiten. Und dies Suchen ist dann nicht Macherei, sondern die große Wahrheit läßt sie finden durch die Erregung der Seele, wie oben schon gesagt, und schafft sie in dem Maße, daß der Sänger sich des wohl bewußt ist, daß er hier nur im Dienste eines Höheren als Organon steht. Und dennoch ist es auch wieder ein schöpferisches Tun. Das ist Poesie und Musik, was die äußere Form anlangt, und das allein.

Was besingt man die Kunst? Sie singt das, wovon Ethan im Texte redet, die Gnade Gottes, die als die Gotteswahrheit, die eine Wahrheit ist, die alles, was Wahrheit ist, umfaßt und einschließt. Es wird mancher entgegenen, daß es doch noch andere Themata der Musik und Poesie gegeben habe und noch gebe.

Ich weiß wohl, daß die Welt große Dichter hat, und weiß auch, was sie gesungen haben, vom ersten bekannten weltlichen Lied aus der Zeit Lamechs, des Rainten, bis auf den heutigen Tag. Was ist der Inhalt der ganz großen Dichtung und Musik, deren sich die Welt

von jeher als ihres größten Schazes gerühmt hat? Das können wir erkennen eben aus dem Liede Lamechs, 1. Mos. 4, 23 und 24. Da heißt es: „Ada und Zilla, höret meine Rede, ihr Weiber Lamechs, merket, was ich sage: Ich habe einen Mann erschlagen, mir zur Wunde, und einen Jüngling, mir zur Beule. Rain soll siebenmal gerochen werden, aber Lamech siebenmal siebzimal.“ Da verherrlicht dieser erste weltliche Dichter den Mord, der aus einem unglücklichen Handel hervorgegangen ist, oder noch gehen soll. Das ist seither immer das Thema der ganz großen Dichtung und Musik der Welt gewesen und geblieben. Man nennt es freilich Liebe und Geldentum, wenn man aber genau zusieht, dann ist es nichts anderes, als Ehebruch und Gewalttat. Und selbst dann, wenn diese Stoffe so gemeint sind, daß sie einen höheren Gedanken des Dichters illustrieren sollen, dann wirken die beiden häßlichen Themata selbständig, besonders da, wo man die Kunst als Unterhaltungsmittel auffaßt.

Es ist mir wegen dieser kurzen Darstellung bei einer andern Gelegenheit und sonst wegen ähnlicher Anlässe Vorhalt getan worden, daß die Darstellung übertrieben sei. Darauf möcht ich einmal by the way antworten. Darf ich denn unter uns Lutheranern nicht erwarten, daß Leser und Hörer die Anwendung selber machen, die fehlenden Gedanken und Darstellglieder selber ersetzen. Siegt das Mißverständnis in diesem Fall nicht daran, daß man die Auffassung, daß alle Dinge durch das Evangelium gezogen, daß das Evangelium auf alle Dinge angewendet werden soll, als etwas Fremdes, Neues empfindet? Woran liegt das? — Ich will hier die Anwendung selber machen, aber nur kurz.

Die weltlichen Dichter haben z. B. in kleineren Liedern auch die Natur besungen. Das ist nichts Unrechtes, ja, das ist, recht verstanden, etwas Großes. Aber es ist eine auffällige Tatsache, daß ehe das Evangelium zur Zeit der Apostel unter die Heiden ging, die Griechen, die sonst größten Dichter der Welt, nichts anderes in der Natur zu besingen mußten, als die Freuden des Weingenußes. Sie haben dann auch die Freundschaft besungen. Wenn man aber weiß, was die Freundschaft damals meistens war, und daneben in Betracht zieht, daß von der Liebe der Mutter zu ihrem Kinde schier gar nicht gesungen wurde, während die Heilige Schrift doch einen großen Ausdruck dafür findet, dann sieht man, daß auch die gerühmte Freundschaft nicht viel anderes ist, als das andere, was sie besangen, nämlich Fleischeslust. Später hat das Christentum mancherlei gelehrt, was

jetzt die Welt als ihr Eigentum ansieht, z. B. das Verständnis der unvernünftigen Natur, der Landschaft und dergleichen.

Sie haben auch die Not der Sünde und den Fluch des Unrechts oft in ergreifender Weise besungen. Aber was hatten sie schließlich darüber zu sagen? Das findet seinen bedeutungsvollsten Ausdruck in einem kleinen Liedchen, das Göthe in seinem Wilhelm Meister dem Harsner in den Mund legt: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte. Ihr führt ins Leben uns hinein, und laßt den Armen schuldig werden; dann überlaßt ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“ Das ist wirklich ein gewaltiger Ausdruck eines großen Gefühls, einer furchtbaren Gemütsregung in einer großen Angelegenheit. Aber was ist es nun, wenn man es im Lichte des Evangeliums bezieht? Ist es nicht eine große Lüge, die Gott für alles Unheil verantwortlich macht? Wo bleibt dann aber die Poesie? Hier zeigt sich die Bedeutung des Evangeliums gerade für das Verständnis auch der weltlichen Kunst. Nur der gläubige Christ, der die Sünde im Lichte des Evangeliums kennt, kann die Verzweiflung ermessen, die sich in dem Liede ausspricht. Nur der Christ kann dem heidnischen Dichter in die geheimsten Winkel seiner Seele nachgehen und verstehen, wie da eine große Wahrheit wirksam ist, und zugleich verstehen, wie dann eine große Unwahrheit herauskommt.

So kommt all diese große Poesie und Musik darauf hinaus: Kleinigkeiten, äußerlichkeiten, Fleischesinn, Unwahrheit. Das soll das Herz erheben? Jetzt kann man verstehen, woher es kommt, daß die ganze Pflege der Poesie und Musik, wie man sie in Konzert und Theater beobachten kann, auf äußerliche Dinge hinausläuft: Achten auf den schönen Tonfall der Rede, die schönen Worte, Bilder und Gleichnisse; Rauschen auf die sinnfälligen Melodien und Harmonieen; auf ein künstlich ausgeführtes Piano, auf ein rauschendes Forte; lauter Dinge, die nur bis an die Augen und Ohren gehen. Dabei bleibt aber das Herz kalt und leer. Ja, es gibt bei dieser Poesie und Musik auch eine innere Bewegung, aber was ist es? Ein sinnlicher Reiz, der wie die Freude des Weingenußes am nächsten Tage Ekel und zerrüttete Nerven zurückläßt. Es fehlt die Wahrheit, die eine Wahrheit, die die eine unmittelbar für den natürlichen Menschen feststehende Tatsache, seine Sünde, ausgleicht und so dem Herzen allein Frieden geben kann. Daher muß es dabei bleiben, wie Ethan im Texte sagt:

Die Gnade des Herrn und seine Wahrheit ist das Thema wirklicher Musik und Poesie, aller Musik und Poesie, wenn es richtig mit ihr bestellt ist.

Nun darf man das aber nicht so mißverstehen, als ob der Dichter fortwährend das Wort Gnade Gottes im Munde führen solle. Das kann, wie auch sonst im Leben, leicht leere Redensart werden. Nein ein echter Dichter ist ein rechter natürlicher Mensch, unbefangen, wie ein Kind, der Sinn hat für alles, was dem Menschen nach Gottes Ordnung natürlich ist. Er nimmt Teil an allem Leid und an aller Freude des Lebens. So heißt es mit Recht in einem weltlichen Liede von ihm: Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit. Sie singen von allem Süßen, das Menschenbrust durchbebt, sie singen von allem Hohen, das Menschenherz erhebt. Aber diese Dinge bleiben ihm nicht äußerliche, kleine nichtige Dinge, sondern sie sind ihm etwas Großes, das dem Menschen widerfährt. Er sieht sie in dem Lichte der ganz großen Wahrheiten, auf die alles Leben zurückzuführen ist, die Wahrheiten von Sünde und Gnade, nach denen auch einmal am Jüngsten Tage alle Dinge entschieden werden. So wird dann etwas Großes und Wahres daraus.

Das eine große Ding und die eine Wahrheit ist doch die Gnade Gottes. Das Größte, was die Welt sonst kennt, ist, daß ein Mensch für seine Freunde das Leben läßt. Hier ist Größeres. Hier ist Gott Jehova. Das ist der Meinsende, außer dem nichts ist; und alles, was da nach menschlicher Auffassung ist, ist nur sein Geschöpf, nach seinem Willen. Der Jehova hat die Menschen nach dem Bilde seines Sohnes geschaffen, daß sie mit dem Sohne in seliger Harmonie selig sein sollten, eins mit ihm, wie der Vater und der Sohn eins sind. So stellt es der Herr selber in seinem hohenprieesterlichen Gebet dar. Dies Werk hat Satan zerstört, und die Menschen haben sich dem Feinde Gottes verkauft. Nun liegen sie nicht nur unter dem Fluche des Todes und der Verdammnis, sondern ihr ganzes Wesen ist auch so verderbt, daß sie nicht vernehmen können, wenn Gott ihnen mit seiner Gnade nachgeht.

Das ist nun die Gnade Gottes, daß er das alles wieder zurechtgebracht hat. Also hat Gott die Welt geliebt, etc. Der Sohn Gottes verließ des Vaters Thron und ist ins Fleisch gekommen. Aber er ist den Menschen nicht nur gleich geworden, sondern er hat sich an ihrer Statt unter das Gesetz gestellt, indem er ihre Schuld auf sich nahm.

So hat er an ihrer Statt das Gesetz erfüllt, d. h., er hat als der Erzfürnder, als der Verfluchte, das Gesetz, das ihm nun entgegen stand, mit all seinen Forderungen und den darin liegenden Versuchungen über sich ergehen lassen und also sich gehorsam erwiesen bis zum Tode am Kreuz. Dann ist er noch in Gericht und Verdammnis gegangen und hat auch da seinem Vater Glauben und Treue gehalten. So hat er die Schuld der Menschen bezahlt, so hat er das Gesetz aus dem Mittel getan und den Zorn Gottes versöhnt. Er hat auf die Weise die Feinde des Menschen, Teufel, Tod und Hölle überwunden, daß sie kein Recht mehr an den Menschen haben. Den Menschen hat er zu einem freien Kinde Gottes gemacht. Aber er hat auch die Sünde überwunden, indem er der Versuchung widerstand. Nun braucht kein Mensch der Sünde Knecht mehr zu sein. Zu dem Zweck hat Gott seinen Sohn erhöht und ihn über alles gesetzt, damit er als der allmächtige Herr das Haupt seiner Gemeinde sein kann. Und als solcher regiert er mit der Predigt des Evangeliums seine Gemeinde, bis er sie aus dieser Zeit einführt in seines Vaters Reich. Das ist die Gnade Gottes, von der der Text redet.

Diese Gnade reicht in alle Angelegenheiten des Lebens, in alles Leid, in alle Freude hinein. Und wenn nun ein rechter Dichter irgend etwas besingt, etwas Kleines oder etwas Großes, etwas Alltägliches, oder etwas Außerordentliches, so bezieht er es immer auf diese letzte große Wahrheit, und also wird alles groß und wahr, und tief und schön, was er besingt. So wird auch das Herz des Zuhörers erhoben, gelehrt, ermahnt, gewarnt, gestraft, getröstet, geheiligt, gefördert, gestärkt im Glauben und in der Gerechtigkeit, und das dient Gott zur Ehre und dem Nächsten zur Seligkeit. Das ist Musik, das ist Poesie, und das im rechten Sinne allein.

Wer kann so Musik machen?

Der Dichter unsers Textes war Ethan, ein Fürst in Israel und ein Priester im Stamme Levi. Nur Könige und Priester können singen. Der Sänger in dem vorhin angeführten Liede nahm Gleichheit mit dem Könige in Anspruch. Er stand nicht im Solde wie die Mitter und der Kanzler. Er war ein Fürst im Reiche des Geistes. So sieht es selbst der weltliche Dichter an. Und die Wahrheit, die der Sänger singt, macht nicht der Sänger, sondern sie wird geschaffen von dem Geist der Wahrheit, der den Sänger beseelt, wie wir am Anfang gesehen haben.

Die eigentliche, die eine, einzige Wahrheit ist das Evangelium. Der Geist, der sie schafft, ist der Heilige Geist. Durch den Glauben macht er den Christen zu einem Fürsten und Priester. Er hat euch zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater, sagt Johannes. Ein König ist ein Herr aller Ding und niemandem untertan. So sagt Luther vom gläubigen Christen. Der Christ ist frei vom Gesetz und dem Gericht Gottes. Er ist ein Bruder seines Heilandes und ein Kind Gottes. Er ist darum sicher keinem Menschen untertan, dem er nach dessen Willen gehorchen müßte, sondern sein ganzes Leben lebt er aus dem Geiste des Glaubens und der Liebe, frei ohne Gesetz und Regel. Und dieses große Leben des Geistes Gottes verkündigt er mit seinem ganzen Leben, mit der Rede und mit allen seinen Werken. Ich glaube, darum rede ich. Wir können ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret und erfahren haben. So ist er auch ein Priester Gottes des Allerhöchsten. Und darum ist er ein Sänger. Ihr seid das auserwählte Geschlecht etc., daß ihr verkündigen, d. h., daß ihr singen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht.

Muß man denn nicht die Gabe der Poesie und der Musik dazu haben? Was ist Musik? Was ist Poesie? Was ist Verkündigung, die zu Herzen geht und die Herzen erhebt? Wenn ein einfacher Arbeiter des Morgens an seine Arbeit geht, weil er sie als seinen ihm von Gott gegebenen Beruf ansieht, mit der er Weib und Kind ernähren will, dann verkündigt er die Tugenden Gottes seines Heilandes, der ihn selig und also zu einem tüchtigen Menschen gemacht hat. Wenn ein Weib des Morgens ihren Mann wohl gepflegt aus dem Hause an die Arbeit gehen läßt, ihm inzwischen seine Kinder in der Furcht Gottes erzieht, daß sie Gott und ihren Vater ehren und lieben, und des Abends, wenn der Mann wieder nach Hause kommt, ihm das Heim angenehm und lieb macht, daß er ausruhen kann von der Mühe des Tages, die ist eine Sängerin der Tugenden Gottes. Die Kinder, die in einem solchen Hause in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen sind, die sind Dichter und Sänger, die der Welt ein Lied vom Heil verkündigen, das alle Herzen erhebt. Jeder Christ, der in seinem Berufe im täglichen kleinen Leben sich erweist als ein Kind Gottes, der singt das Lob seines Heilandes.

Wenn wir das Leben und alles, was damit verbunden ist, so ansehen, wie wird dann der Gottesdienst, zu dem wir zusammen

kommen, erst ein harmonisches Zusammenstimmen alles dessen, was dabei geschieht, werden. Dann ist nicht nur das Orgelspiel Musik, dann sind nicht nur die Lieder der Gemeinde Poesie, sondern alles, Predigt, Gebet, Responsorien, Schriftlektion, unser Aufstehen und Niederknieen, unser Eingang und Ausgang Poesie. Alles bekommt hohe schön zusammenstimmende Bedeutung, und die Musik, die auf der Orgel gemacht wird, hat dann auch noch mehr Bedeutung, als daß sie bloß in die Ohren fällt, und alles dient zur Ehre Gottes und erhebt und heiligt und reinigt die Herzen, daß sie immer wieder gestärkt hinausgehen, um ihr Werk zu tun zum Dienst des Nächsten.

Wenn Sie, Lehrer und Lehrerinnen, Ihren Beruf, die Kleinen zu erziehen, in diesem Lichte ansehen, welch große Kunst, welch gewaltige Poesie und Musik wird daraus. Es hat neulich ein englischer Erzieher den Gang des Erziehungswesens so beschrieben, to do, to know, to be. So geht's in den Entwicklungsstadien des einzelnen Menschen, so hat man im Laufe der Geschichte des Erziehungswesens seine Aufmerksamkeit erst auf das eine und dann auf das andere gerichtet. Der Mann hätte zur Vollständigkeit hinzufügen können, daß das to be in beiden angeführten Fällen, in der Erziehung des Kindes und in der Kindeszeit des geschichtlichen Erziehungswesens, am besten bestellt war. Das liegt aus nahestehenden Gründen in der Natur der Sache.

Wenn Sie diesen Gedanken heranziehen, dann besteht Ihre Arbeit darin, aus den Kindern Dichter und Sänger des Evangeliums heranzubilden. Darin liegt zugleich, daß sie von vornherein mit dem Allergrößten an die Kinder herantreten. Und das ist Kunst im höchsten Sinn, dem noch unfertigen Kind mit den primitiven Mitteln, die da vorhanden sind, das Höchste zu bieten. Wie muß Sie das anregen, sich selbst mit dem Höchsten auszurüsten. Welch ein Reiz liegt darin, unter den Verhältnissen das Höchste zustande zu bringen. Und welch ein Gewinn, in dem Kinde das Höchste, was Gott auf Erden schafft, zu finden, indem die Lehrerarbeit gelingt. Und wie müssen Ihnen Geschichte und Kunst, die beiden großen Gebiete des Lebens, in denen sich schließlich alles Irdische zusammenfassen läßt, recht groß werden.

Wie wird Ihnen auf die Weise die Musik etwas Großes, etwas Tiefes und Innerliches. Wie muß Ihnen da die diatonische Tonleiter mit allem, was dazu gehört, als eine herrliche Gottesgabe erscheinen, die es wert ist, daß Sie sie erkennen und gebrauchen lernen,

damit sie das Gefäß der höchsten und schönsten Gotteswahrheit werde. Wie muß Ihnen die Aufgabe, die Kleinen ihre Stimme gebrauchen zu lehren, ein köstliches Werk werden, da sie Sänger ausbilden, die ihre Stimme erheben, das Lied vom Heil zu singen. Wie wird die Orgel geheiligt, und welch ein hohes Vorrecht ist es, mit den Tönen des toten Instruments Leben in den Herzen zu wecken, zu begleiten, zu fördern, daß die Güte Gottes gepriesen und sein Heil verkündigt werde. Wie muß dies alles Sie nicht anreizen, Ihren ganzen Menschen mit Leib, Seele und Geist zusammenzunehmen, damit ein großes wahres Kunstwerk geboren werde.

Alles aber wurzelt in der einen großen Tatsache, daß Jesus der Sünder Heiland ist. Darum lassen Sie uns die große Kunst- und Musikregel, die selber ein großes Lied ist, beachten: Dem König, welcher Blut und Leben dem Leben seiner Völker weihet, dem Könige sei Preis gegeben. Erzählt sein Lob der Ewigkeit. Rühmt alle Wunder, die er tut, doch über alles rühmt sein Blut.

Joh. Ph. Köhler.

Warum unsere Schulen nicht akkreditieren lassen?

Vorbemerkung.

Die Professorenkonferenz, versammelt zu Watertown, Wis., am 30. und 31. März 1920, ersuchte mich, über obiges Thema eine Abhandlung für die Quartalschrift zu liefern. Die ersten beiden Abschnitte wurden geschrieben, ehe meine Berufung an das Predigerseminar erfolgte und eine Fertigstellung der Arbeit zeitweilig verhinderte.

Inzwischen hat nun die Synodalkonferenz getagt und in ihren Lehrverhandlungen ein ähnliches Thema besprochen. In dem Wahlkampfe in Michigan hat Gott der Sache unsrer Gemeindeschule in Gnaden einen Sieg verliehen. Trotzdem, ja eigentlich gerade deswegen, dürfte eine weitere Behandlung des Gegenstandes nicht unangebracht sein. Der Kampf ist nicht zu Ende. Gott stärke uns mit seinem Geiste.

1. Überblick.

Im Jahre 1915 brachte der Messenger des Dr. Martin Luther College in der Oktobernummer einen Artikel über die Frage: „Ist es von Vorteil, daß unsere Gemeindeschulen akkreditiert werden?“ Der Artikel stammte aus der Feder meines seligen Bruders und war auf der Nordwestlichen Lehrerkonferenz in Chicago vorgelegt worden; für die Veröffentlichung im Messenger hatte Herr Prof. S. Mosel Sorge getragen.

Die Sache der Akkreditierung unsrer Schulen war damals verhältnismäßig neu; und wiewohl jener Artikel starke Bedenken dagegen namhaft machte, so wagte er doch nicht, die Sache kurzweg zu verwerfen, er schloß vielmehr mit folgenden Worten:

„Was ist nun meine Antwort auf die gestellte Frage? Ich habe keine. Für mich war sie bisher noch immer eine theoretische Frage, aber ich hielt sie für wichtig genug, ihre Besprechung einmal zu veranlassen. Ihre praktische Beantwortung wird in den einzelnen Fällen von den Verhältnissen abhängig sein. Ich könnte mir denken, daß ich unter Umständen mit Eifer für Akkreditieren eintreten könnte. Doch glaube ich, daß man sich ein klares Auge bewahren sollte für die Gefahren, die eine solche Sache mit sich bringt.“

Seit jener Zeit hat die Akkreditierung der Gemeindefschulen ruhig ihren Lauf weiter genommen. Statistiken über die Zahl der akkreditierten und der nicht-akkreditierten Schulen habe ich nicht zur Hand. Sie würden auch wohl von geringem Wert sein, da ja hier täglich Verschiebungen vorkommen.

Seit einiger Zeit aber ist die Frage der Akkreditierung in ein neues Stadium getreten. Es wird auch die Akkreditierung unserer höheren Lehranstalten, unserer Gymnasien und Normalsschulen, dringend empfohlen, und zwar manchmal mit einem solchem Eifer, daß man Personen, die dagegen Bedenken äußern, als „alte rückständige Leute“ („backnumbers“) bezeichnet. — Die Akkreditierung der Predigerseminare hat meines Wissens noch niemand gefordert.

Daß das Verlangen, unsere Schulen, höhere wie niedere, akkreditieren zu lassen, in jüngster Zeit die weitesten Kreise ergriffen hat, ist zum großen Teil auf die Feindschaft gegen unser Schulwesen, die seit Beginn des Krieges immer deutlicher hervortrat, und auf den Kampf, den unsere Schule nun um ihre Existenz zu bestehen hat, zurück zu führen. Seit den heftigen Anfeindungen, denen unsere Schulen in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgesetzt waren, hatte man uns äußerlich in Ruhe gelassen, ja hatte uns vielleicht manches anerkennende Wort gezollt. Scheinbar hatte man sich mit der Tatsache, daß wir ein besonderes Schulwesen haben, abgefunden. Als aber der Krieg alle Leidenschaften entfesselte, ersah auch der Widerwille gegen unsere Schulen sich eine günstige Gelegenheit, unter dem Deckmantel des Patriotismus gegen uns vorzugehen.

Es wird nicht nur die Leistungsfähigkeit und der patriotische Sinn unserer Schulen in Zweifel gezogen, sondern die Tatsache, daß wir gesonderte Schulen haben, die nicht in das Schulsystem des Landes eingegliedert sind, wird als undemokratisch, dem Geist des wahren Amerikanismus widerstrebend, bezeichnet. Deshalb genügt es nicht, daß wir die allgemeine Tüchtigkeit und Loyalität unserer Schulen nachweisen, die Tatsache, daß wir gesonderte Schulen haben, und haben wollen, ist den Gegnern ein Dorn im Auge. Es wiederholt sich bei ihnen der Sinn Omars: Entweder haben die Kirchenschulen ein den Landesschulen entgegengesetztes Ziel, und dann sind sie gefährlich; oder sie haben das selbe Ziel, und dann sind sie überflüssig. — In Wahrheit ist es der alt' böse Feind, der unter dem Deckmantel des Patriotismus gegen die christlichen Schulen kämpft.

Die Kampfesweise hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts etwas geändert. Damals forderte man, z. B. im Bennett Law, daß gewisse Fächer vermittlels der englischen Sprache gegeben werden. Schulen, in denen das nicht geschah, sollten nicht anerkannt werden. Heute will man den Gebrauch einer andern als der englischen Sprache in gewissen Graden ganz verbieten; oder man fordert, daß eine Person, die unterrichten will, sich einen Erlaubnischein dazu vom Staate erwerbe (State Certification of Teachers).

Vor dreißig Jahren führten unsre Väter den Kampf um die Kirchenschulen in der Weise, daß sie die bezeichnete Gesetzgebung als Eingriff in die natürlichen Elternrechte zurückwiesen. Herr Dr. Ernst führte z. B. in seinen Reden unter anderem aus, daß, wenn der Staat den Eltern vorschreiben könne, in welcher Sprache sie ihren Kindern gewisse Kenntnisse vermitteln müßten, er ebensowohl einen täglichen Speisezettel vorschreiben könne. Der Grundsatz, daß die Erziehung der Kinder natürlicherweise Sache der Eltern sei, wurde damals vom Volke anerkannt, und mit Hilfe dieses Grundsatzes wurde der Angriff auf unsre Schulen abge schlagen.

Heute liegt die Sache wesentlich anders. Die natürlichen Elternrechte und -pflichten werden nicht mehr so allgemein anerkannt. Die spartanische Auffassung vom Staat hat an Boden gewonnen. Da werden z. B. folgende Rechte vom Staat in Anspruch genommen: "The power of the legislature to impose a system of school education upon local communities is not limited to the common branches. If it sees fit, the legislature may require public education of boys in agriculture and of girls in housekeeping" (Obergericht von Minnesota).

Aber auch auf unsrer Seite ist man vielfach bereit, dem Staate Zugeständnisse zu machen. Man erkennt an, daß der Staat das Recht habe zu definieren, was eine Schule sei, auch das Recht, Qualifikationen für Lehrer aufzustellen. Solches wird dem Staat als inhärierendes Recht zuerkannt und daraus gefolgert, daß auch unsre Gemeindefschulen eo ipso der Staatsaufsicht unterstehen. Der Kampf, wie er von unsern Vätern vor dreißig Jahren geführt wurde, wird als verfehlt betrachtet.

Dementsprechend ändert sich auch die Taktik den Angriffen auf unser Schulwesen gegenüber. Statt eines offenen Kampfes um Prinzipien, in dem wir siegen oder untergehen, sucht man dem Kampf

auszuweichen durch ein möglichst weitgehendes Entgegenkommen. Man empfiehlt Akkreditierung unserer niederen und höheren Schulen.

Sind unsere Gemeindeschulen akkreditiert, so hat der Staat damit ihre Leistungsfähigkeit anerkannt und wird sie nicht weiter behelligen(?). Sind unsere Gymnasien akkreditiert, so können die Abiturienten derselben in den höheren Staatsanstalten ohne weiteres Aufnahme finden. Sind unsere Lehrerseminare akkreditiert, so gilt deren Diplom auch beim Staat, und unsere Lehrer sind allen weiteren Schereereien enthoben. Durch Akkreditierung würden uns viele Unannehmlichkeiten erspart, wir würden uns dadurch den guten Willen des Staates sichern, da wir ja dadurch zeigten, daß wir freiwillig und ohne Zwang das tun wollen, was der Staat mit Drohen und Gesetzen rechtmäßig von uns erpressen könnte und dürfte.

Warum also nicht um Akkreditierung nachsuchen? Und wenn überhaupt, warum dann nicht so bald als möglich? Jetzt ist die Gelegenheit noch günstig. Akkreditierung ist unter verhältnismäßig leichten Bedingungen zu haben.

Lassen wir uns nicht durch die Leichtigkeit verführen, mit der Akkreditierung zu erlangen ist, und mit der sie alle Gefahren, die unserem Schulwesen vonseiten des Staates drohen, zu beseitigen scheint. Mit welcher Leichtigkeit hätte sich Joseph das Wohlwollen von Potiphars Weib erhalten können? Wie viele Märtyrer hätten nicht durch das ungemein leichte Mittel, daß sie ein paar Weihrauchkörnchen auf die Götzenaltäre streuten, ihr Leben erhalten können? Durch eine Verneigung vor dem Teufel hätte Jesus sich in den Besitz der Welt und ihrer Herrlichkeit setzen können.

Nicht die scheinbare Leichtigkeit darf den Ausschlag geben, wir müssen uns darüber klar werden, ob Akkreditierung zu den freien Mitteldingen gehört, die man ohne Bedenken gebrauchen kann, oder ob vielleicht ihrem Wesen etwas anhaftet, das wider das Evangelium streitet.

2. Was ist Akkreditierung?

Das Wort akkreditieren wird manchmal in etwas weiterem Sinn verstanden, daß es Dinge einschließt, die streng genommen nicht als Akkreditierung bezeichnet werden sollten.

Wenn ein Schüler unserer Synodalanstalten auf eine andre (außersynodale) Anstalt übersiedelt, so schickt die letztere häufig Fragebogen aus über die in den einzelnen Fächern getane Arbeit,

z. B. wie lang die einzelnen Unterrichtsstunden in unsern Anstalten sind, wie viele Stunden wöchentlich die betreffenden Fächer getrieben werden, ob während des ganzen Schuljahres oder etwa nur ein Semester lang, und dergleichen. Nach den Angaben auf diese Fragen richten sie sich dann bei der Einreichung des betreffenden Schülers. Sie geben ihm nach ihrem Maßstab Kredit für die bei uns getane Arbeit. Von manchen wird ein solches Verfahren als Akkreditierung angesehen. Das wäre aber ein sehr uneigentlicher Gebrauch des Wortes.

Häufig kommt es auch vor, daß zwischen den Leitern unserer Gemeindeschulen und den Leitern der öffentlichen Schulen an den betreffenden Orten ein persönliches Abkommen besteht, daß man in der öffentlichen Schule sich bei der Einreichung der aus unserer Gemeindeschule kommenden Kinder nach der Empfehlung des betreffenden Leiters derselben richtet, ohne die Kinder einem besonderen Examen zu unterwerfen. Ein solches "gentlemen's agreement" könnte man allenfalls als lokale Akkreditierung bezeichnen, wiewohl es sich dabei weniger um Anerkennung der Schule als der Urteilsfähigkeit des betreffenden Leiters handelt. Verläßt der Leiter der öffentlichen Schule seinen Platz, oder tritt in der Leitung der Gemeindeschule ein Wechsel ein, so fällt auch von selbst jenes Abkommen damit hin. Von eigentlicher Akkreditierung der Schule war eben nicht die Rede.

Wir müssen etwas weiter ausholen, um die geschichtliche Entstehung des Begriffs Akkreditierung darzulegen. Der Gedanke ging eigentlich von den öffentlichen Hochschulen unsers Landes aus. Es handelte sich dabei nicht um Anerkennung von Privatschulen ihrerseits, sondern um ihre eigene Anerkennung bei den Colleges, besonders den in Verbindung mit den Staatsuniversitäten geführten. Die bürgerliche Hochschule besteht in ihrer gegenwärtigen Form erst etwa seit dem Bürgerkriege als Erweiterung der bis dahin üblichen Akademien. In manchen Gegenden unsers Landes, z. B. in Maryland, ist der Übergang von Akademie zur Hochschule noch nicht ganz vollzogen. Die Latin Grammar School der Kolonialzeit, deren Zweck es war, auf die Universität vorzubereiten, war von der etwas freieren Akademie in den Anfangsjahren der Republik verdrängt worden. Aber auch sie war im Lauf der Zeit mehr und mehr zu einer Vorbereitungsanstalt für das College geworden. Dann wurde etwa seit dem Bürgerkriege das Volksschulwesen durch Einfügung der Hochschule erweitert. Viel trug auch dazu das schon oben erwähnte Um-

sichgreifen des Gedankens bei, daß Erziehung Sache des Staates sei. Die Akademien waren private, oder doch nur halböffentliche, Schulen gewesen; die Hochschule wird ganz durch Staatsmittel unterhalten und steht unter staatlicher Kontrolle.

Wenn auch ursprünglich das mit der Hochschule erstrebte Ziel war, den Schülern eine über die Volksschule hinausgehende Bildung zu vermitteln, so mußte man doch bald auch mit der Tatsache rechnen, daß manche Abiturienten der Hochschule ein College besuchen wollten, und mußte sie darauf vorbereiten. Die Colleges, fast ausnahmslos private Anstalten, unterzogen alle Applikanten einer Aufnahmeprüfung, und jedes College stellte seine eigenen Anforderungen. Lag eine Hochschule nun in einer Gegend, in der sich mehrere Colleges befanden, so sah sie sich in der wenig beneidenswerten Lage, ihre Schüler auf mancherlei Aufnahmeprüfungen vorbereiten zu müssen; die Kenntnisse, die einen Schüler zur Aufnahme in ein bestimmtes College befähigten, wurden vielleicht von einem zweiten College kaum berücksichtigt. Mit dem Wachsen der Staatsuniversität aber wuchs auch der Gedanke, daß der Übergang von einem Teil des öffentlichen Schulsystems in einen andern nicht unnötigerweise erschwert werden sollte. Die Graduierten der Hochschule sollten ohne ein besonderes Examen in den Staatscolleges Aufnahme finden.

Einer der ersten Versuche in dieser Richtung wurde von der Universität von Michigan im Jahre 1871 gemacht. Die Universität verstand sich dazu, die Abiturienten gewisser Hochschulen auf bloße Empfehlung des Hochschulinzipals hin zuzulassen. Die Hochschulen waren zuvor auf ihre Leistungsfähigkeit geprüft worden. Von Michigan aus verbreitete sich der Plan und wurde allgemein angenommen, so daß heute nur noch wenige, meist östliche, Anstalten eine besondere Aufnahmeprüfung fordern.

Wie geschah nun die Akkreditierung einer Hochschule? Wir entnehmen die Antwort der bekannten *Cyclopedia of Education* von Paul Monroe (Vol. I, p. 27): "Usually a representative of the university, and sometimes a committee of the faculty, inspects the school on request, and inquires into its equipment, scope, the personnel of its teaching force, and the general tone and spirit. The school as a whole, rather than the individual teachers, is approved or disapproved."

Die Anforderungen, die an eine zu akkreditierende Schule gestellt werden, sind in den verschiedenen Staaten verschieden. Die

Inspektion ist mancherlei Behörden übertragen. In vielen Staaten gehört der Inspektor zum Department of Education der betreffenden Staatsuniversität, in andern Staaten, z. B. in Minnesota, gehört er zum Stabe des State Superintendent of Public Instruction. —

Eine Schule kann ganz oder teilweise akkreditiert werden; der nicht anerkannte Teil aber kann später, wenn er bei einer weiteren Inspektion den Nachweis liefert, daß er nun den Anforderungen genügt, nachträglich akkreditiert werden. Die akkreditierte Schule steht unter beständiger Aufsicht. Allerdings findet eine Inspektion, zumal wenn im Lehrerpersonal nur unbedeutende Änderungen vorkommen, manchmal nur in Zwischenräumen von mehreren Jahren statt.

Dieser kurze Überblick zeigt zur Genüge, um was es sich bei Akkreditierung handelt. Sie wurzelt zum großen Teil in dem Gedanken, daß das Schulsystem unsers Landes mehr einheitlich gestaltet werden solle. Und zur Vereinheitlichung führt sie. Die akkreditierte Schule wird praktisch in das System der akkreditierenden aufgenommen. Da verwirklicht sich, was z. B. Georgia in seinem 1785 amendierten University Charter fordert: "All public schools . . . shall be considered as parts or members of the university." The university shall "prescribe what branches . . . be taught . . . in each"; and shall "also examine and recommend the instructors to be employed in them." Vgl. auch den 1787 amendierten Charter in New York, der den Verwaltungsrat bevollmächtigt und beauftragt, "to visit and inspect all the colleges, academies, and schools which are or may be established in the state". In beiden Staaten hat sich die Lage heute allerdings geändert.

Die Anwendung auf unsere eigenen Schulen ist nun leicht gemacht. Durch Akkreditierung werden sie praktisch dem Staatsschulsystem einverleibt. Die Unterhaltungskosten decken wir nach wie vor, nominell behalten wir die Leitung, die Bestimmung des Lehrplanes und Anstellung der Lehrer, aber in Wirklichkeit stehen wir unter der Kontrolle des Systems, bei dem wir akkreditiert sind. Sind wir bereit zu diesem Schritt?

3. Erziehung und Unterricht.

Um für die Behandlung der Frage, ob wir dazu bereit sind, unser ganzes Schulwesen durch Akkreditierung dem Staatsschulwesen einverleiben zu lassen, eine möglichst breite Grundlage zu gewinnen, wäre zunächst die Frage zu erörtern, was wir denn eigentlich mit unserm gesonderten Schulsystem bezwecken. Ist es uns lediglich darum zu tun, den Religionsunterricht auf den Stundenplan zu bekommen? Wollen wir die Zeit und Gelegenheit gewinnen, unsere Kinder mit der Lehre, mit dem Viederschatz unsrer Kirche und mit den wichtigen Daten der Heilsgeschichte bekannt zu machen? Mit andern Worten, setzen wir voraus, daß die Arbeit in unsern Schulen, abgesehen vom Religionsunterricht, sich wesentlich mit der Arbeit in der öffentlichen Schule deckt? daß beide Schulsysteme, abgesehen von dieser Einschränkung, wesentlich identisch, wenigstens gleichartig und gleichwertig sind?

Es wird nicht genügen zu zeigen, daß die Arbeit in unsern Schulen sich äußerlich zum Teil mit der Arbeit der Staatsschule deckt. Und wenn sie sich vollständig deckte, wäre damit noch nicht erwiesen, daß wir unbeschadet unsere Schulen dem Staatsschulsystem einverleiben könnten. Das wäre erst dann der Fall, wenn sowohl unsere als des Staates Schulen reine Unterrichtsanstalten wären. Wird aber in beiden eine Erziehung der Zöglinge erstrebt, oder auch nur nebenbei erzielt, so bekommt die Sache sofort ein anderes Gesicht.

In welchem Verhältnis stehen Erziehung und Unterricht zu einander? Lassen sich Erziehung und Unterricht trennen? Wird in der Staatsschule nur unterrichtet, oder auch erzogen? Kann man überhaupt ein Kind unterrichten, ohne es dabei erziehllich zu beeinflussen? Das sind Fragen, über die wir uns klar werden müssen, wenn wir die Sache der Akkreditierung richtig beurteilen wollen.

Man begegnet noch hier und da dem Gedanken, als ob Unterricht und Erziehung sich trennen ließen, als ob es möglich wäre, einem Kinde Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln, ohne dabei im geringsten seinen Charakter zu beeinflussen. Ist das möglich?

Wenn man an der Einheit der menschlichen Seele streng fest hält, so ist jene Frage schon beantwortet. Wollte man einen Unterricht ohne erziehlliche Beeinflussung annehmen, so müßte man zugleich annehmen, daß die Seele ein zusammengesetztes Wesen sei. Es würde die alte Theorie von getrennten Seelenvermögen wieder er-

weckt werden müssen. Die Annahme, daß sich Erziehung vom Unterricht trennen lasse, setzt voraus, daß wohl der Intellekt eine Bereicherung erfahren könne, ohne daß Gemüt und Wille in Mitleidenschaft gezogen würden. Ist die Seele ein solch zusammengesetztes Wesen, dessen einzelne Bestandteile zwar in Beziehung zu einander treten können, aber auch gegebenenfalls ganz unabhängig von einander zu operieren vermögen?

Die Fülle des Geistes entfaltet sich wohl in den mannigfachsten Tätigkeitsformen. Wie reichhaltig ist das eigentliche Leben der Seele, das Gefühlsleben, das Gemüt: Rein intellektuelle Gefühle beim Suchen und Finden der Wahrheit; ästhetische Gefühle bei der Betrachtung der Regelmäßigkeit, Symmetrie und Harmonie der Formen, zumal wenn einer schönen Form auch der Inhalt entspricht; ethische Gefühle; soziale Gefühle der Teilnahme, des Vertrauens, der Dankbarkeit, des Respekts; Gefühle der Selbstachtung, das Ehrgefühl; und als Gipfel die religiösen Gefühle der Gemeinschaft mit Gott, der Gotteskindschaft, durch den Glauben an unsern Heiland Jesum Christum? Wie mannigfaltig das Wirken des Verstandes, der dem Gemüt seine Objekte zuführt, nachdem er sie selbst möglichst klar und deutlich aufgefaßt hat: Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe, Urteile, Schlüsse; Gedächtnis und Phantasie? Wie mannigfaltig äußert sich das Willensleben, dirigiert vom Gemüt, vom blinden Trieb bis zum bewußten Willen? Doch ist die Seele, die der Schauplatz aller dieser Vorgänge ist, nicht ein zusammengesetztes Wesen, sondern eine strenge Einheit. Es ist die selbe Seele, die sich in Denken, Fühlen, Wollen äußert.

Da gilt von der Seele erst recht, was uns seit Pauli Vorgang längst bezüglich des Leibes zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden ist: So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Es kann die Seele gar nicht in irgend einer ihrer Tätigkeiten berührt werden, ohne daß sie ganz und gar davon in Mitleidenschaft gezogen würde.

„So sehr ist diese gegenseitige Berührung und Durchdringung seiner (des Geistes) Äußerungsweisen oberstes Gesetz, daß die selbe gar nicht abzuwehren ist, und daß die Schwingungen, welche in und mittels der einen erzeugt werden, sich notwendig in den übrigen fortsetzen, dort ihren Widerhall finden und somit zu der Herstellung eines einheitlichen geistigen Verhaltens mit

wirken müssen. Es darf also nicht von getrennten Seelenvermögen oder Kräften innerhalb des Geistes gesprochen werden, welche etwa ein selbständiges Leben gegen einander zu führen vermöchten; was immer er denke, es wird auf sein Wollen, und ebenso umgekehrt, seinen unbedingten durch nichts abzuwehrenden Einfluß haben.“ (Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre.)

Es ist bei der Einheitlichkeit unserer Seele nicht möglich, Erziehung und Unterricht zu trennen. Es gibt keinen Unterricht, der nicht zugleich erziehllich wirkt, und ebenso ist eine Erziehung ohne Unterricht nicht denkbar. Es läßt sich demnach die Arbeit an einem Kinde nicht so teilen, daß von einer Person der Unterricht, von einer andern die Erziehung besorgt wird. Es können selbstverständlich mehrere Personen an der Erziehung eines Kindes gleichzeitig oder nach einander beteiligt sein und sich in ihrer Arbeit gegenseitig ergänzen (vgl. Gottes Ordnung des Elternstandes, da er wohl den Vater für die Erziehung der Kinder verantwortlich macht, zugleich ihm aber die Mutter als wertvolle, schier unersehbliche, Gehilfin zur Seite stellt). Wenn aber die Erziehung dadurch eine Förderung erfahren soll, so müssen alle Erzieher im selben Geist arbeiten. Ein Vater kann nicht sein Kind erziehen, wenn nicht der, dem er sein Kind zum Unterrichten überweist, mit ihm eines Geistes ist; der Unterricht würde sonst verziehen, was der Vater erzieht. Und dabei brauchte der Unterrichtende noch gar nicht einmal bewußtermaßen oder absichtlich der Erziehung des Vaters entgegen zu arbeiten. Sein in einem andern Geist erteilter Unterricht würde das automatisch besorgen.

Es ist bisher nur davon die Rede gewesen, daß kein Unterricht ohne Einfluß auf die Erziehung des Kindes bleibt, und nach der Beschaffenheit der menschlichen Seele bleiben kann. Nebenbei sei hier auch schon ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ebenso die Erziehung und der Charakter eines Mannes die Art und Weise seines Unterrichts beeinflussen wird. Der Lehrer ist nicht eine Unterrichtsmaschine. Er kann sich dem nicht entziehen, daß er seinen Unterricht mit seinem Geist erfülle, selbst nicht, wenn er ein Meister der Verstellungskunst oder ein abgefemter Heuchler ist.

Wir müssen hier eines Einwurfs gewärtig sein. Gibt es doch Fachschulen und Fachunterricht. Dort handelt es sich doch „hauptsächlich um die Aneignung bestimmter Wissensgebiete und um die Ausbildung der zur Anwendung dieses Wissens erforderlichen geistigen und technischen Fertigkeiten“.

Darauf wäre zu erwidern, daß auch der einseitigste Fachunterricht nicht ohne Eindruck und Wirkung auf das Gesamtseelenleben bleibt. Der Einfluß mag minimal sein, er ist aber vorhanden. — Sodann müssen wir auch die Zeit des Fachunterrichts, das Lebensalter des Schülers, wohl in acht nehmen. Wir müssen die Entwicklungsjahre, die der eigentlichen Erziehung dienen, von den Jahren unterscheiden, da die Erziehung als solche abgeschlossen ist. Fachschulen sollen erst „auf Grund einer vorausgegangenen und bis zu einem gewissen Grade abgeschlossenen Allgemeinbildung für besondere Berufsarten vorbereiten“. Sie, die selbst nicht der Erziehung dienen wollen, setzen diese als „in bestimmtem Maße schon erfüllt“ voraus. Nur pädagogischer Unverstand kann dazu verleiten, mit dem Fachunterricht vor Abschluß der eigentlichen Erziehung zu beginnen.

Es soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß nicht aller Unterricht in gleicher Weise und in gleichem Maße erzieherisch wirkt. Der Unterricht im Lesen oder Schreiben bietet nicht dieselben erzieherischen Momente wie der Unterricht etwa in Geschichte und Religion. In einer früheren Skizze (vgl. Jahrg. 17, No. 1, S. 57) hatte ich es offen gelassen, daß Unterricht in den rein äußerlichen Fertigkeiten vielleicht ohne erzieherische Resultate gegeben werden möchte. Dem möchte ich bei dieser Gelegenheit hinzufügen, daß von namhaften Pädagogen selbst für den Handfertigkeitunterricht erzieherische Beeinflussung des Schülers beansprucht wird.

Es läßt sich während der Entwicklungsjahre des Menschen Erziehung und Unterricht nicht trennen. In welcher Weise der Unterricht die Erziehung jedesmal beeinflusst, ist hiermit noch nicht gesagt. Der Unterricht mag die rechte Erziehung positiv fördern, er mag sie rein negativ hemmen, er mag auch direkt schädlich wirken. Immer aber wird der Unterricht, die Weise, wie er erteilt wird, der Geist, in dem er gehandhabt wird, die Erziehung beeinflussen. Einen bezüglich der Erziehung neutralen Unterricht gibt es bei der von Gott in der Schöpfung der Seele gegebenen Konstitution nicht.

„Es bedarf keines Beweises mehr (nach der bisherigen Betrachtung, Schrader, a. a. O.) für die Untrennbarkeit der Erziehung und des Unterrichts, für den Reichthum des letzteren an eigentlichen Erziehungsmitteln, für die Ausdehnung des Erziehungszwecks auf alle Tätigkeitsformen des Geistes und für die Notwendigkeit, den gesamten Unterricht diesem umfassenden Zwecke gemäß einzurichten. . . . Ist der Geist ein einheitliches Wesen, dessen einzelne Entfaltungs-

formen sich in stetem Wechselspiel fördern und an einander entwickeln und dessen oberste oder bestimmende Form, der Wille, zu dem Handeln in nächster Beziehung steht, so darf das Ziel der Gesamterziehung schließlich bei keinem scheinbar noch so vereinzeltten Unterrichtszweig außer Acht gelassen werden.“

Wem ich daher den Unterricht meines Kindes übergebe, dem vertraue ich damit und in sofern auch die Erziehung an.

(Schluß folgt.)

W.

Kirchengeschichtliche Notizen.

Missionen. — Daß im Kriege die Heidenmission, zumal die von Deutschen betriebene, schwer zu leiden hatte, ist bekannt. Doch mußte der Krieg in Gottes Hand auch zum Mittel werden, die Mission unter der äußerlichen Bedrängnis zu innerlicher Erstarfung zu führen. Mission darf nicht Selbstzweck sein. Es ist ein Fehler, wenn Missionsgemeinden zu lange gegängelt werden. Die Aufgabe sollte vielmehr sein, sie in angemessener Zeit zur Selbständigkeit zu führen. Es hat einmal ein Pädagoge gesagt: „Alle didaktische Virtuosität kann nur das eine Ziel haben, — tunlichst bald sich überflüssig zu machen“ (Gaudig, Didaktische Rezerieren). Das gilt, mutatis mutandis, von der Mission. Es wird aber im Eifer für die Sache oft übersehen. Nun hat Gott durch den Druck des Krieges menschlicher Schwachheit nachgeholfen. Die „Verselbständigung“ der Missionsgemeinden ist gefördert, ja auf einem Felde, wo jahrelange Verhandlungen nicht zum Ziel geführt hatten, nun zur Reife gebracht. — Wir bringen hier einen Artikel aus der Feder D. Depkes, Leipzig, über den Stand der deutschen lutherischen Mission am Ausgang des Weltkrieges zum Abdruck, den wir dem Lutherischen Jahrbuch entnehmen.

Die deutsche lutherische Mission am Ausgang des Weltkrieges.

Es würde ein Irrtum sein, zu glauben, daß der Weltkrieg nur die deutschen Missionen geschädigt habe. Ende 1915 schon war die Finanzlage der Londoner Missionsgesellschaft so kritisch, daß man auf eine Ersparnis von £ 10 000, gegebenenfalls durch Abgabe wichtiger Missionsfelder, sann und den Mitgliedern eine 20—25%ige Erhöhung ihrer Beiträge zumutete. Nach einer Statistik der International Review of Missions sank die Zahl der von den zwölf bedeutendsten britischen Missionsgesellschaften ausgesandten missionarischen Kräfte von 245 im Jahre 1914-15 auf 63 im Jahre 1917-18. Die entsprechende Zahl für zehn amerikanische Gesellschaften erfuhr zwar bis 1917 eine Steigerung von 269 auf 285. Nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg jedoch sank sie plötzlich auf 184.

Bei weitem am meisten hat aber allerdings die deutsche Mission unter den Folgen des Krieges zu leiden gehabt. Zwar ist das deutsche Missionswerk nicht, wie man weit hin anzunehmen scheint, gänzlich vernichtet. Es ist aber, wenn man die auf den Missionsfeldern noch ausgeübte Tätigkeit als Maßstab nimmt, auf etwa ein Drittel seines früheren Bestandes reduziert. Ende 1913 hatten die deutschen Missionsgesellschaften zusammen 1389 Missionare und 248 Schwestern. Am 1. Oktober 1919 standen nur noch 463 Missionare und 45 Schwestern in der Außenarbeit. 276 Missionare und 36 Schwestern dienten der Mission in der Heimat, 201 weitere Missionare standen als Pfarrverwalter usw. im heimischen Kirchendienst, 93 im Schuldienst und ähnlichen Beschäftigungen. 111 Missionare schmachteten noch in der Gefangenschaft. 21 sind im Kriege gefallen und weitere 6 in

der Gefangenschaft gestorben. Der nach Abzug dieser Zahlen verbleibende Rest von reichlich 200 Männern ist aus Gründen verschiedener Art, durch Austritt usw., dem Missionsdienst verlorengegangen. Diese Zahlen reden eine erschütternde Sprache. Die, welche an dieser Verwüstung des blühenden deutschen Missionswesens schuld sind, haben eine schwere Verantwortung auf sich geladen.

Die Leser unseres Jahrbuchs beschäftigt besonders die Frage nach dem Stande der **lutherischen Missionen Deutschlands** am Ausgang des Weltkriegs. Einen mehr oder weniger starken Einschlag lutherischen Christentums zeigen fast alle deutschen evangelischen Missionsgesellschaften. Eine **ausgeprägt reformierte Mission hat Deutschland nicht**. Beschränken wir uns jedoch auf die Gesellschaften, welche **konfessionell lutherischen Charakter tragen**, so kommen vor allem vier in Betracht: die Leipziger, Hermannsburger, Breklumer und Neundettelsauer Mission, wozu als fünfte noch die Mission der Hannoverischen Freikirche hinzutritt.

Die **Leipziger Mission** (gegründet 1836) hat in Indien das Erbe der ehrwürdigen dänisch-hallischen Mission angetreten. Ihr Gebiet liegt auf der Ostküste in der Madras-Präsidenschaft. Sie hatte dort sowie in der hinterindischen Diaspora vor dem Kriege auf 33 Stationen 19408 Tamulenchristen gesammelt. In 281 höheren und niederen Schulen wurden von 582 eingebornen Lehrern und Lehrerinnen 10856 Schüler und Schülerinnen unterrichtet. In der Heranbildung eines gut geschulten Gehilfen- und eines theologisch sorgfältig vorgebildeten Pastorenstandes, in der Schaffung einer soliden evangelischen Literatur und in der Begründung einer die Eigenart des Tamulenvolkes achtenden Volkskirche war in mehr als zweihundertjähriger Arbeit Vorzügliches geleistet. Als durch die Vertreibung der deutschen Missionare dies alte Missionsfeld seiner europäischen Arbeiter fast ganz beraubt wurde, trat die schon länger mit der Leipziger Mission eng verbundene schwedische Kirchenmission bereitwillig in die Bresche. Die amerikanischen und dänischen Lutheraner leisteten pekuniäre, letztere auch persönliche Hilfe. Die Schulen wurden einem von der Regierung gebilligten Komitee unterstellt. **Seit dem Jahr 1916**, das naturgemäß den äußersten Tiefstand bezeichnete, **geht es langsam wieder bergan**, wenngleich im Schulwesen der tiefste Punkt immer noch nicht erreicht zu sein scheint. Das Jahr 1918 zeigt von allen Kriegsjahren die höchste Ziffer der Heidentausen (127) und steht in dieser Hinsicht dem letzten Friedensjahr nicht allzu weit nach. Der bedeutsamste Vorgang des vergangenen Jahres war die **Verselfständigung der tamulischen Kirche**. Dahinzielende Verhandlungen waren schon seit längerer Zeit im Gange. Sie wurden dadurch beschleunigt, daß die Regierung mit der Konfiskation des gesamten Missionsbesitzes drohte. Sollte die junge Kirche nicht plötzlich gänzlich mittellos dastehen, so mußte sie ohne Verzug aktionsfähig gemacht werden. Es wurde daher ein tamulischer Kirchenrat eingesetzt und mit weitgehenden Rechten ausgestattet, wiewohl die pekuniäre Hilfe der Mission erst im Lauf vieler Jahre allmählich entbehrt werden wird. Man hofft, daß die europäischen Missionsarbeiter in Zukunft, mit Verwaltungsarbeiten weniger belastet, für die Heidenpredigt mehr Zeit und Kraft haben werden. Einstweilen hat freilich diese Aus-

sicht noch wenig zu bedeuten. Denn wo vor dem Kriege 25 Missionare und 9 Missionslehrerinnen vollauf zu tun hatten, stehen gegenwärtig nur noch 6 Missionare und 3 Lehrerinnen in der Arbeit. Die Verhandlungen, welche zur Abtretung eines Teils des Missionsgebiets an die Dänen eingeleitet waren, haben zunächst nicht zum Ziel geführt. So ruht die Last der Verantwortung wesentlich auf den Schultern der eingebornen Pastoren, deren Zahl sich durch verschiedene schmerzliche Todesfälle auf 23 verringert hat. Obwohl diese Männer sich ebenso wie die Gemeinden, auf das Ganze gesehen, während des Krieges gut bewährt haben, kann man doch der weiteren Entwicklung nicht ganz ohne Sorgen entgegensehen. Immerhin aber bedeutet die Verjelfständigung der tamilischen Kirche einen großen Schritt vorwärts.

Das zweite Arbeitsfeld der Leipziger Mission liegt im Nordosten des von den Engländern eroberten **Deutsch-Ostafrika**. Das Evangelium hat hier besonders unter dem fernigen Bauernvolke der Wadschagga an den südlichen Abhängen des Kilimandjaro festen Fuß gefaßt. Aber auch die oberflächlichere Bevölkerung des Paregebirges und das stark mit wildem Mafai-blut durchsetzte Volk am Meru hat auf das Wort lauschen gelernt. Selbst in der fernab westwärts liegenden Landschaft Gramba war ein hoffnungsvoller Anfang gemacht. Bis zum Ausbruch des Krieges waren auf 14 Stationen 3663 Christen gesammelt. 97 Schulen nahmen 8583 Schüler auf. Seitdem das Wetter des europäischen Krieges von den Engländern wider Recht und Vertrag auch nach Afrika getragen wurde, hat sich der Kriegsdruck Jahr für Jahr mehr verstärkt. Durch Einberufung zur Schutztruppe und Internierung, durch Todesfälle und endlich durch Heimkehr einzelner Missionsangehöriger nach Deutschland ist die Zahl der Missionsarbeiter von 24 Missionaren und 5 Schwestern im Jahre 1913 auf 9 Missionare und 2 Schwestern vermindert worden. Das südliche Paregebirge und die Station Kuruma in Gramba sind seit 1917 gänzlich verwaist. Trotzdem sind wenigstens auf den Parestationen die hoffnungsvollen Anfänge des Christentums keineswegs völlig vernichtet. Es bedeutete immerhin einen großen Vorzug gegenüber den anderen ostafrikanischen Missionen, daß die Mehrzahl der Stationen noch besetzt blieb. Seit Abschluß des Waffenstillstandes haben die jetzigen Herren des Landes durch Lockungen und Drohungen aller Art die noch im Lande befindlichen Deutschen zum freiwilligen Verlassen ihres Platzes zu veranlassen gesucht. Die Missionare waren jedoch dazu nicht zu bewegen. Seit dem 1. Juli 1919 ist das der Arbeit so außerordentlich hinderliche Reiseverbot aufgehoben. Obwohl die gesamte Lage für das Wiedererwachen des Heidentums und die islamitische Propaganda sehr günstig, für die Erhaltung und Mehrung des christlichen Einflusses sehr ungünstig war — ein Umstand, der in den fortgesetzt sinkenden Zahlen der Kirchgänger und Schüler sichtbar zum Ausdruck kommt — ist die Seelenzahl der Christen doch ständig, wenn auch langsam, bis auf 5559 gewachsen. Heidentaufen haben bis in die neueste Zeit in regelmäßigen Abständen stattgefunden, wiewohl sie im Jahre 1918 nur noch ein Neuntel der im ersten Kriegsjahr erreichten Zahl betrug. Die Gemeinden haben ihr Christentum in treuem Bekenntnis und großer Opferwilligkeit

bewährt. Nächst ihnen ist es den amerikanischen Glaubensbrüdern zu danken, daß die Missionarsfamilien auch während der Zeit des völligen Abgeschnittenseins von der Heimat keinen ernstlichen Mangel gelitten haben. Den gefangenen Missionaren schlug ein Jahr nach Kriegsende endlich die Befreiungstunde. Ihr Wunsch, sogleich wieder auf ihr afrikanisches Arbeitsfeld zurückkehren zu dürfen, blieb unerfüllt. Ja, am 7. Mai 1920 traf sogar im Leipziger Missionshause die erschütternde Nachricht ein, daß sämtliche noch in Afrika weilenden Missionsangehörigen heimgesandt werden sollen. So scheint der Leipziger Mission auch noch dies ihr letztes, so fröhlich aufblühendes Missionsjahr genommen zu werden. — Von der an die Afrika-Inland-Mission abgetretenen Kamba-Mission der Leipziger Mission (in Britisch-Ostafrika) sehen wir ab.

Eine Mission in Deutsch-Ostafrika hatte auch die im Jahre 1849 von Pastor Louis Harms begründete **Hermannsbürger** Mission unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges geplant. Zur Gründung einer Station ist es jedoch nicht mehr gekommen. Der bereits nach Ostafrika entsandte Pioniermissionar **Jansen** starb in England im Gefangenlager. Die ältesten und bedeutendsten Missionsfelder der Hermannsbürger Mission liegen in Südafrika. Hier hatte sie unter den Betschuanen und Sulu bis zum Ausbruch des Krieges auf 49 Stationen 74097 Christen gesammelt, unter denen 49 Missionare wirkten. In 98 Schulen fanden 7205 Schüler Unterricht. Diese besonders gesegnete Arbeit ist durch den Krieg wohl mannigfach behindert, aber nicht unterbrochen worden, wenn auch der Verkehr mit der Heimat sich immer noch schwierig gestaltet. Die Missionare sind bis auf einen, der in die Gefangenschaft geführt wurde und später nach Deutschland heimkehrte, sämtlich, zum Teil nach vorübergehender Gefangenschaft, in Freiheit und ungehinderter Tätigkeit. Der Antrag auf Ausweisung der Deutschen aus dem Bereich der südafrikanischen Union wurde im Parlament in Pretoria in erster Lesung angenommen, in zweiter Lesung aber nach einer lebhaften Agitation der national gestimmten Burenkreise abgelehnt. Darnach erscheint die nächste Zukunft der südafrikanischen Mission nicht mehr gefährdet. In den Gemeinden macht sich stellenweise eine gewisse Verrohung und Verwilderung breit, die aber nur zum Teil auf den Krieg zurückzuführen ist. Der Umstand, daß von der Missionskasse nur das zum Unterhalt der Europäer notwendige Geld gesandt werden durfte, erzog die Gemeinden zu erhöhter Opferwilligkeit. Mehrere große Kirchbauten sind während des Krieges zur Vollen dung gelangt, ohne daß Schulden zurückgeblieben sind. Die Zahl der eingebornen Pastoren hat sich auf sechs erhöht. Die Heidentaufen haben stellenweise während des Krieges die Höchstziffer erreicht. Auch der Missionstrieb ist lebendig geblieben. Treue Hilfe hat die Mission von den ihr eng verbundenen deutschen lutherischen Gemeinden erfahren. Einen schweeren Verlust bedeutete der plötzliche Tod des Direktors Egmont Harms im Jahre 1916. — Im Zusammenhang mit der Hermannsbürger Mission in Südafrika mag hier noch die durch Abzweigung von ihr 1892 ins Leben getretene Mission der **Hannoverschen Freikirche** (Heimatitz in Bledmar bei Celle) erwähnt werden. Der sichtbare Erfolg ihrer Arbeit waren bei Kriegsbeginn 6495 Christen, welche sich auf 10 Stationen verteilten. 21 Schulen

dienten 1017 Schülern als Bildungsstätte. Die Zahl der Missionare betrug 12. Kriegschicksale und Zukunftsaussichten dieser Mission sind denen der älteren Schwester analog.

Die Hermannsburg'sche Mission hat ein zweites Missionsfeld in Indien im Telugulande, nördlich anschließend an das frühere Leipziger Gebiet. Bei überaus schwierigen Verhältnissen hatte sie dort unter den verachteten Ackerflaven auf 10 Stationen 3116 Getaufte und in 80 Schulen 2366 Schüler. 1915 hoffte man das 50jährige Jubelfest dieser dornenreichen Arbeit feiern zu können. Statt dessen wurden die Missionare gewaltsam vertrieben. Unter der Leitung der eingebornen Gehilfen geht jedoch das gottesdienstliche und kirchliche Leben mit einiger Beschränkung seinen Weg weiter. Der in Indien geborene Missionar **Scriba**, der das englische Bürgerrecht besitzt und aus diesem Grunde in Indien bleiben konnte, darf nur die beiden der amerikanischen Ohio-Synode überlassenen Stationen Kodur und Puttur besuchen und bedienen. Den beiden von der Ohio-Synode entsandten Erfahmissionsmissionaren wurde der Eintritt ins Land verboten. Es sollen nur solche Missionare aus Amerika zugelassen werden, deren Großeltern bereits das amerikanische Bürgerrecht besessen haben! Die Leitung und Verwaltung der gesamten Mission ist von der Regierung einem Missionar von der amerikanischen Sunturnmission übertragen. In welcher Weise er sie ausführt, ist noch nicht bekannt.

Ebenfalls in Indien arbeitete die Breklumer Mission (gegründet 1877). Sie fand weniger in der heißen und missionarisch wenig ergiebigen Tiefebene am Fuße der Dighats, als in den von kulturarmen Berg- und Waldstämmen bewohnten Vasallenstaaten des Binnenlandes Jeypur, Kalahandy usw. schnellen und gesegneten Eingang und hatte bei Kriegsbeginn auf 11 Stationen 14192 getaufte Personen. In 176 Schulen wurden 3304 Schüler unterrichtet. Seit der Vertreibung der deutschen Missionare ist die Arbeit von der Rajahmundry-Mission des amerikanischen Generalkonzils mitübernommen. Erst nach Wiederherstellung der Postverbindung mit Amerika sind die ersten Nachrichten herübergekommen. Sie lauteten überaus günstig. Missionar E. Neudörffer scheut keine Mühe noch Gefahr, die verwaisten Gemeinden zu besuchen. Die Mittel, welche die Amerikaner vorschießen wollten, flossen zunächst allerdings nur spärlich. Die 150—200 eingebornen Helfer haben zum Teil ihre geringe Habe verkauft und bei den Bauern arbeiten müssen, um in der teuren Zeit ihr Brot zu verdienen. Trotzdem haben sie ihren Posten aber nicht verlassen, sondern sich im großen und ganzen glänzend bewährt. Die Tür zu den Heiden ist offen wie nie zuvor. „Ganze Massen sehnen sich darnach, sich uns anzuschließen“, heißt es in einem Bericht. Die Zahl der Getauften wird bereits auf 20000 geschätzt. Besonders wird der fleißige Abendmahlsbesuch der Gemeinden hervorgehoben.

Seit 1912 hatte die Breklumer Mission auch ein Missionsfeld im wilden Westen Deutsch-Ostafrikas in Uha und Udjidji am Tanganjika-See in Angriff genommen. Zu Taufen und zu einer nennenswerten Schultätigkeit war es hier bis Ausbruch des Krieges noch nicht gekommen. Die drei

Missionare wurden durch die Belgier vertrieben und die Anfänge sind vermuthlich zerstört.

Ein Blick auf die **Neuendettelsauer Mission** (gegründet 1886 infolge der von W. Löhe ausgegangenen Anregungen) führt uns zuletzt nach dem fernen **Australien**, auf die Halbinsel **York** des australischen Festlandes, wo die genannte Mission bei Kriegsausbruch auf 2 Stationen 80 Getaufte und 1 Schule mit 25 Schülern, und vor allem nach **Kaiser-Wilhelms-Land**, wo sie auf 19 Stationen 3978 Getaufte und 41 Schulen mit 1523 Schülern besaß. Das gänzliche Abgeschlossensein von der Heimat führte auch hier dank der Hilfe der australischen und amerikanischen Lutheraner nicht zu ernstern Gefahren. Die Besetzung Neuguineas durch die Australenländer hatte die Internierung des visitierenden Inspektors **Steff** sowie der Missionare **Kierl jun.** und **Kaam** zur Folge, welche sich zurzeit, soweit bekannt, noch in Gefangenschaft befinden. Im übrigen blieb die Arbeit so gut wie ungestört. Nach positiven Zusicherungen, die Inspektor **Steff** erhalten hat, wird sie auch in Zukunft, wenn auch unter mancherlei Einschränkungen, ihren Fortgang nehmen können. Das letzte Wort ist freilich auch hier noch nicht gesprochen. 23 ordinierte Missionare stehen noch in der Arbeit. Die Zahl der Getauften geht ins sechste Tausend. Die Zahl der eingebornen Gehilfen hat sich fast verdoppelt in der Kriegszeit und die Hundert überschritten. Das Heidentum ist weithin gebrochen. Im Hinterlande von **Wareo** wurde von den heidnischen Männern die echt heidnische **Walumfeier** in Gegenwart der bisher davon ausgeschlossnen Frauen abgetan, wozu man den Missionar als Zuschauer einlud. Missionsgelegenheiten bieten sich in Menge. Hat man doch unter den sprachlich äußerst zersplitterten **Kannibalen** des Landes neuerdings eine Gruppe von etwa 8000 Menschen entdeckt, welche ein und dieselbe Sprache reden — für Neuguinea, soweit bekannt, ein einzigartiger Fall!

Diese gedrängte Übersicht zeigt, daß die Arbeit der deutschen lutherischen Missionen dank der Gnade Gottes die **Feuerprobe des Krieges überstanden** hat. Annähernd die Hälfte der Missionare steht noch in der Arbeit. Fast drei Viertel der eingebornen Christen haben ihre geistlichen Väter behalten. Die lutherischen Missionen stehen in dieser Hinsicht weit über dem Durchschnitt der gesamten deutschen Missionen. **Böllig zerstört sind nur gewisse Ansätze in Deutsch-Ostafrika.** Der Fortbestand der **Hermannsburg**er und freikirchlichen Mission in **Südafrika** sowie derjenige der **Neuendettelsauer Mission** erscheint gesichert. Dieser Thatfachen darf man sich freuen, auch wenn man nicht vergißt, daß die missionsfeindlichen Bestimmungen des Friedensvertrages dauernd wie ein **Damoklesschwert** über den unter gegnerischer Kolonialregierung arbeitenden Missionen hängen werden. **Verlöschen bleibt der deutschen lutherischen Mission einstweilen nur Indien.** Aber gerade hier ist die Missionslage der Bewährung der Gemeinden und der Hilfe der auswärtigen Glaubensbrüder zufolge keineswegs ungünstig.

Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, daß die **internationalen Beziehungen des Luthertums** sich in der Schicksalsstunde der deutschen lutherischen Mission als eine achtungsgebietende Macht erwiesen haben. Wenn andere deutsche Missionen anscheinend dem auf sie einströmenden anglikani-

sehen Einfluß geringeren Widerstand entgegengesetzt haben, so wird man darin, ohne auf jene Missionen irgendwie einen Stein werfen zu wollen, zum Teil eine Folge ihrer geringeren kirchlichen Bestimmtheit zu sehen haben. Die Hilfsbereitschaft der amerikanischen Lutheraner gewährt verschiedenen deutschen Brudermissionen auch nach Friedensschluß durch ein Darlehen zur Überwindung der wahrhaft bedrohlichen Valutaschwierigkeiten bedeutsame Hilfe. Für den Fall, daß fernerhin noch lutherische Missionen von ihrem Platz vertrieben werden sollten, haben unsere amerikanischen Glaubensgenossen bereits die erforderlichen Schritte getan, um die verlassenen Missionsfelder sogleich ganz zu übernehmen und sie dadurch der lutherischen Kirche zu erhalten. Sie versichern auf das bestimmteste, daß ihnen dabei alle Eröberungsgelüste fernliegen und sie die Felder in erster Linie ihren bisherigen Pflegern erhalten zu sehen wünschen.

Die Missionsgesellschaften, welche ihre Arbeit ganz oder zum Teil behalten, sind der Frage, ob sie auch in Zukunft Heidenmission treiben wollen, überhoben. Für sie versteht sich die Bejahung dieser Frage von selbst. Anders die Gesellschaften, welche darauf angewiesen sind, sich neue Missionsfelder zu suchen, wie die Breklumer und die Leipziger Mission. Haben wir heute, wo unser eigenes Volk auch in geistlicher und sittlicher Hinsicht so ganz und gar am Boden liegt, nicht nähere Pflichten zu erfüllen? Alle deutschen Missionsgesellschaften tragen dieser Sorge mehr oder weniger Rechnung. Auch wir Lutheraner verschließen uns ihr nicht. Neuenbedtelsau ist von Haus aus mit der inneren Mission eng verbunden. Breklum und Hermannsburg haben die heimische Werbearbeit von jeher als Volksevangelification betrieben und wünschen diesen evangelisatorischen Zug in Zukunft noch mehr zu verstärken, ersteres durch die zeitweilig geplante **Ausbildung von kirchlichen Religionslehrern**, letzteres durch die bereits erfolgte **Errichtung einer lutherischen Volkshochschule**. Auch in Leipzig ist für alle hier liegenden Fragen warmes Interesse vorhanden. Zwei heimische Werbekräfte stehen bereits zur Evangelisation zur Verfügung. Trotzdem sind alle genannten Gesellschaften sich darin einig, daß sie die Heidenmission auch in Zukunft als ihre vornehmste Aufgabe zu betrachten haben. Gebot und Verheißung des Herrn gelten für alle Zeiten. Sollte die lutherische Kirche Deutschlands sich von den missionierenden Kirchen ausschließen dürfen? Sie würde damit geradezu ihr eigenes Todesurteil schreiben. Die äußere Mission hat noch immer alles, was die Kirche aus ihrem Leben ihr gab, mit reichlichen Zinsen zurückgezahlt. Vollends eine Gesellschaft für äußere Mission würde ihr eigenes Christengrecht in Frage stellen, wenn sie sich ganz und gar auf das eigene Volkstum beschränken wollte. Es ist daher die Aufgabe der deutschen lutherischen Missionen, nicht nur ihre alte Arbeit soweit es möglich ist mit Treue weiterzuführen, sondern nötigenfalls sich auch neue Arbeit vom Herrn der Kirche geben zu lassen. Die **Breklumer Mission**, welche ihren ganzen bisherigen Besitz verloren hat, ist bereits mit der holländischen Regierung wegen **Übernahme eines Missionsfeldes in Niederländisch-Indien** in vorläufige Unterhandlung getreten.

Der Zustand des heimischen Missionswesens ist ermutigend. Zwar wird der Verlust der deutschen Kolonien und die bleibende Spannung zwischen den

europäischen Völkern gewisse Abspaltungen herbeiführen, soweit dies nicht bereits geschehen ist. Allein es fällt dagegen schon in die Waagschale, daß die Mission gerade auch infolge ihrer Kriegserfahrungen stark in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses getreten ist. Und, was viel entscheidender ist, die eigentliche Missionsgemeinde hat unter dem Druck des Krieges eine Treue bewährt, die auf ewigem Grunde ruht und darum von den Stimmungen des Tages unabhängig ist. Hermannsburg, Leipzig und Neuendettelsau haben ihre Seminarien zur Ausbildung von Heidenmissionaren bereits wieder eröffnet, Breklum gedachte dies zu Ostern 1920 zu tun. Die früheren Zinsassen der Missionshäuser sind größtenteils als erprobte Männer wieder gefehrt, und an Meldungen junger Brüder fehlt es nicht. Die persönlichen Kräfte aber sind für eine Mission immer das Wichtigste.

Erst an zweiter Stelle stehen die finanziellen Sorgen. Zu solchen scheint auf den ersten Blick gar kein Anlaß vorhanden zu sein. Die Einnahmen der deutschen Missionsgesellschaften sind seit dem Jahre 1915, welches mit 5732569 Mk. den größten Tiefstand brachte, im Steigen begriffen. Das Jahr 1918 hat mit annähernd 7½ Millionen den Friedensstand überschritten und das letzterflossene Jahr hat vermutlich eine weitere Steigerung gebracht. An dieser Aufwärtsbewegung sind auch die meisten lutherischen Missionen beteiligt (Leipzig Tiefstand 1915: 536824 Mk., 1918: 637276 Mk.; Hermannsburg Tiefstand 1916: 451192 Mk., 1918: 645044 Mk.; Neuendettelsau Tiefstand 1915: 137897 Mk., 1918: 211239 Mk.; Hannoversche Freikirche Tiefstand 1914: 24116 Mk., 1918: ca. 34000 Mk.). Eine Ausnahme macht nur Breklum (Höchststand 1914: 304565 Mk., Tiefstand 1918: 210333 Mk.). Dies ist erklärlich, weil Breklum als einzige lutherische Gesellschaft für kein bestimmtes Missionsfeld sammeln konnte. Sobald dies anders wird, werden die Gaben wieder anschwellen. Sämtliche Gesellschaften haben, ganz anders als in Friedenszeiten, Kapital angesammelt. Man darf sich jedoch dadurch nicht bestechen lassen. Wenn die auf den Missionsfeldern aufgelaufenen Schulden nach dem jetzigen Stand unserer Mark bezahlt werden sollten, würden die Rücklagen vermutlich längst nicht ausreichen. Die Entwertung des Geldes, zumal auch der Deutschen Reichsanleihe, schreitet fort, und der wirtschaftliche Rückgang Deutschlands kann, so sehr wir auch das Gegenteil wünschen, ein Abebben der Missionsgaben in den kommenden Jahren zur Folge haben. So viel aber beweisen die Zahlen jedenfalls, daß das lutherische Christenvolk seine Mission auch in schwerster Zeit nicht im Stich lassen will. Es könnte freilich noch weit mehr geschehen. Die Leistungen für die Mission betragen in Deutschland durchschnittlich 14 Pf. auf den Kopf der Bevölkerung. Von den lutherischen Ländern stehen nur Schleswig-Holstein mit 17 Pf. und Bayern mit 15 Pf. über diesem Durchschnitt. Die übrigen, Hannover (13,7), Sachsen (6,8), Mecklenburg (5,8) und Braunschweig (5,2) stehen zum Teil weit hinter ihm zurück. Die lutherische Kirche in Preußen hingegen, welche doch auch ihr gesamtes Kirchentwesen selbständig unterhält, marschiert mit etwa 76 Pf. bei weitem an der Spitze, die beste Antwort auf jene Stimmen, die uns einreden wollen, wir könnten uns unter den neuen Verhältnissen Missionsstätigkeit nicht mehr leisten. Tatkräftiges Handeln und willig-

ges Opfern könnten wir auch von nicht lutherischen Christen in weitem Maße lernen. Bei allem Wachstum aber, das die Zukunft bringen möge, werden rechte Christenleute immer mehr von sich selbst absehen lernen, um ihr Vertrauen für das Reich Gottes nicht auf Sand, sondern auf ewigen Grund zu bauen. M.

* * * * *

Schulen. — Wie traurig es vielfach mit der Schule zur Zeit in Deutschland bestellt ist, wie besonders ein großer Teil des Lehrerstandes vom Glauben abgefallen ist, zeigt folgende Notiz (von W. in „Freikirche“).

„Der Prehaußschuß des Dresdener Lehrervereins teilt mit: Um festzustellen, wie sich die Mitglieder des Sächsischen Lehrervereins, die die Berechtigung zur Erteilung des Religionsunterrichts besitzen, in der Frage des Religionsunterrichts entscheiden werden, veranstaltete der Vorstand des Sächsischen Lehrervereins im März d. J. eine Urabstimmung. Zwei Fragen wurden gestellt: 1. Sind Sie bereit, einen Religionsunterricht, in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft, d. h. also einen konfessionellen Religionsunterricht unter Aufsicht oder Mitbestimmung der Kirche in irgendeiner Form, zu erteilen? 2. Sind Sie bereit, einen religionsgeschichtlichen Unterricht, der das religiöse Kulturgut in anschaulicher Form vermittelt, und einen Unterricht, der — beispielsweise nach Art des veröffentlichten Stoffplanes — die Erziehung zur sittlichen Persönlichkeit fördert, zu erteilen? — Das Ergebnis dieser Abstimmung liegt nunmehr vor. Es wurden insgesamt 13344 Stimmzettel abgegeben. Frage 1 bejahten 370, während 12743 mit Nein antworteten, 46 sich einer Stellungnahme enthielten und 185 Antworten unklar waren. Auf Frage 2 antworteten 11301 mit Ja und 1516 mit Nein, 52 enthielten sich der Abstimmung und 475 Antworten mußten als unklar bewertet werden. Die Erteilung eines konfessionellen Religionsunterrichts in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft lehnt also die sächsische Lehrerschaft fast einmütig (95,5 Prozent) ab. 84,69 Prozent der sächsischen Lehrerschaft hat sich durch diese Urabstimmung auf den Boden der Beschlüsse des Sächsischen Lehrervereins gestellt; sie fordern die weltliche Schule, in der es keinerlei konfessionelle Bindung gibt. — So lesen wir in den ‚Dresdener Nachrichten‘ und fragen nun in aller Öffentlichkeit: Was werden lutherische Eltern, was werden insbesondere die Glieder des Ev.-luth. Schulvereins nun tun? Man bedenke, von 13344 Lehrern in Sachsen haben nur 380 sich bereit erklärt, Religionsunterricht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der lutherischen Kirche zu erteilen. Und wer diese 380 sind, weiß niemand außer dem Vorstand des Lehrervereins, an welchen die Antworten eingesandt sind. überdies bleibt es noch sehr zweifelhaft, ob diese 380 **wirklich lutherischen** Unterricht erteilen. Denn auch das, was bisher dafür galt, wick von den wirklichen Grundsätzen der lutherischen Kirche mitunter **weit** ab. So bleibt nichts anderes übrig, als daß jeder Vater die Sache selbst in die Hand nimmt, sich vergewissert, wie die Lehrer seiner Kinder stehen und was für Unter-

richt sie erteilen, und wenn derselbe nicht ein wirklich lutherischer ist, die Kinder demselben fernhält und geeigneten Ersatz dafür schafft."

Dazu nehme man noch folgende Notiz, die von der Sächsischen Aufklärungsstelle für die Kirchentrennungsfrage ausgeht.

„Durch eine Verordnung vom 15. Mai hatte das sächsische Unterrichtsministerium festgestellt, daß Unterricht ethischen und religionsgeschichtlichen Inhalts nicht als verfassungsmäßiger Religionsunterricht anzusehen sei und daß, falls die Lehrer die Erteilung von Religionsunterricht ablehnen, Hilfskräfte einzustellen seien. Wie aus Einsendungen aus der sächsischen Tagespresse hervorgeht, macht man gegenwärtig verschiedentlich der Kirche den Vorwurf, sie habe nichts getan, um derartige Hilfskräfte bereitzustellen, und sich damit einer Aufgabe, die ihr zufiele, entzogen. Von kirchlicher Seite aus wird demgegenüber festgestellt, daß die Beschaffung von Hilfskräften für den Religionsunterricht nicht den kirchlichen Behörden, deren Mitwirkung innerhalb der Schule völlig ausgeschaltet ist, zufällt, sondern den **Schulvorständen** zur Pflicht gemacht wird. Übrigens sind als Hilfskräfte im Sinne des Gesetzes auf Grund des sächsischen Volksschulgesetzes sämtliche Kandidaten und Geistliche der Landeskirche ohne weiteres zur Erteilung von Religionsunterricht berechtigt. Da an verschiedenen Orten Sachsens die Lehrerschaft tatsächlich die Erteilung von Religionsunterricht fast allgemein abgelehnt hat, so bedarf es, wie die Leipziger mehrheitssozialistische ‚Freie Presse‘ in Nr. 194 mit Recht feststellt, dringend der Aufklärung, weshalb die Schulvorstände bisher noch keine Hilfskräfte angefordert haben.“

Da streitet man sich also um „Zuständigkeit“ in einer Sache, in der es sich um unsterbliche Kinderseelen handelt. Es fehlt eben bei beiden, der „Kirche“ und den Schulvorständen, die rechte Erkenntnis des Einen, das not ist. — Innerhalb der Sächsischen Freikirche besteht eine eigene Schule mit zwei Lehrern und 165 Kindern in Niederplamitz. M.

* * * * *

Sächsische Freikirche. — In der gegenwärtigen Zeit, da durch die Neuorganisation des deutschen Reiches Trennung von Kirche und Staat wenigstens angebahnt ist, bietet sich unsrer Schwester Synode, der Synode der ev.-luth. Freikirche von Sachsen u. a. St., eine überaus günstige Gelegenheit. Bei dem Widerstreit von Interessen, bei dem konservativen Charakter der Deutschen im Allgemeinen und besonders in bezug auf kirchliche Formen, bei der berechtigten Furcht vor Möbelherrschaft unter der gegenwärtigen Zusammensetzung der Kirchengemeinden, stellen sich der Ausführung der Trennung große Hindernisse in den Weg, Hindernisse, die wir hier in Amerika gar nicht recht im vollen Umfange würdigen können, da wir eben unter freikirchlichen Verhältnissen groß geworden sind. Unsrer Brüder in der Freikirche aber haben praktisch die Trennung schon vollzogen und sind daher in der Lage, den Glaubensbrüdern, die noch in der Landeskirche sind, zu raten, eventuell als Nucleus eines größeren Kirchenkörpers zu dienen. — Es ist eine günstige Gelegenheit, es ist auch eine äußerst schwierige Aufgabe. Unsrer Brüder bedürfen unsrer beständigen Fürbitte, Ermunterung und Hilfe. Gilt

es doch vor allen Dingen Buße zu predigen, einem Wolfe Buße zu predigen, dem wie keinem zweiten das Licht der Reformation geleuchtet hat, das aber gerade in seinen berufenen geistlichen Führern, Professoren, Pastoren, Lehrern, dieses Licht verworfen hat und noch verwirft, einem Wolfe Buße zu predigen, das von Buße allem Anschein nach nichts wissen will. Menschlich geredet eine undankbare Aufgabe. Studierstubenmäßige Verfenkung in das herrliche Evangelium ist viel angenehmer. — Dazu kommt, daß der Bußprediger nicht nur den Vorwurf des Pharisäismus über sich ergehen lassen muß, sondern auch in besonderer Gefahr steht, den andern zu predigen, und eben dabei selbst verwerflich zu werden, wenn er nicht auch mit Ernst die Buße übt. Nichts aber kann das Werk der Bußpredigt mehr hindern als der Unterton: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen.“ — So entschieden es auf der einen Seite gilt, Buße zu predigen, so gilt es aber auf der andern auch, in Verbindung damit in einer nur vom Heiland zu lernenden Liebe sich des Schwachen anzunehmen, daß nicht um mancher noch anhaftender Mängel und Gebrechen willen das zerstoßene Rohr zerbrochen und das glimmende Docht ausgelöscht werde. — Unsere Brüder sind sich der hohen Aufgabe, die ihnen Gott durch die gegenwärtige Lage gestellt hat, bewußt. Auf der Synode in Planitz vom 10. bis 14. Juli 1920 kam die Sache zur Verhandlung. Wir entnehmen darüber dem Bericht in der „Freikirche“ folgende Sätze.

„Zur Arbeit der Kirche, zu deren Gedeihen der Herr seine Gnaden nahe verheißt hat, gehört vor allem die **Mission**. Da unseren Brüdern, die schon unter den Heiden gearbeitet haben, die Tür zu ihrem Wirkungsbereich noch verschlossen ist, so weist uns der Herr auf die Missionsmöglichkeiten in unserem eigenen Lande hin, wo wir mit allen Kräften dazu beitragen sollen, daß der Schatz der reinen Lehre auch anderen zugänglich gemacht werde zum Heil ihrer Seele. Zwei wichtige Beschlüsse wurden zu diesem Zweck gefaßt: Eine Kommission für innere Mission soll ein offenes Auge für vorhandene und etwa sich eröffnende Missionsmöglichkeiten haben und im Einverständnis mit dem Synodalrat auf Berufung von Reisepredigern, Erforschung von Missionsgebieten Bedacht nehmen. Die Kasse für innere Mission soll für diese Zwecke ausgebaut und daraus die Unkosten für die hiermit in Verbindung stehenden Aufgaben besritten werden. Dazu ist aber nötig, daß diese Kasse mit Gaben reichlich bedacht werde. Ein warmherziger Freund dieser Sache, der ungenannt bleiben will, stiftete hierzu 1000 Mark. Ein schöner Ansporn für weitere Gaben!“ M.

* * * * *

Ein grelles Schlaglicht auf die politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse Berlins wirft die Wahl des ungläubigen, ja ausgesprochen religionsfeindlichen, der Unabhängigen Sozialistenpartei angehörigen und antinationalen Juden Dr. Löwenstein zum Oberstadtschulrat von Groß-Berlin. Er war von seinen engeren Parteigenossen als Kandidat aufgestellt worden und wurde von der gesamten Sozialdemokratie unterstützt, obwohl er zugeständenermaßen weder Sachmann noch sonst als für die ein-

flußreiche Stellung besonders geeignet bekannt war. Es handelte sich für die Sozialdemokraten um den einen Punkt, die Leitung des bisher immer noch in gewissem Sinne christlichen Schulsystems Berlins, das selbstverständlich auch die nationale Gesinnung stark förderte, in die Hände zu bekommen, es seines religiösen und bürgerlichen Charakters zu entkleiden und es in den Dienst des gesamten sittlichen (unsittlichen) und politischen Programms der eignen Partei zu stellen. Die Parteigenossen hielten mit dieser Absicht garnicht hinter dem Berge. Sie waren sich ihrer Macht bewußt — sie haben eine bedeutende Mehrheit im Berliner Stadtrat — und erklärten offen, daß sie dieselbe gebrauchen würden. Dr. Löwenstein selbst legte in mehreren öffentlichen Reden sein antireligiöses, alle Moral verhöhnes Programm dar. Die zur glücklichen Tatsache gewordene politische Umwälzung und Trennung von Staat und Kirche fordere wie in Frankreich und Amerika die weltliche, d. i. religionslose Schule. Die Schule sei eine Sache der politischen Gemeinschaft (des Staats), und da der Staat religionslos sei, so sei es eine Forderung der Wahrhaftigkeit, eine sittliche Pflicht, die Religion aus der Schule zu entfernen. An Beispielen aus dem Alten Testament wies er nach, daß die Kinder in die schwersten inneren Konflikte gerieten, wenn sie die Ergebnisse der Naturwissenschaften mit den Lehren der Bibel zusammenstellten. Die Behandlung des Sittengesetzes in der Schule sei überflüssig und nutzlos, solange das herrschende gesellschaftliche System das Zuwiderhandeln fördere oder nötig mache. Wozu „Du sollst nicht lügen!“, solange die Erwachsenen, durch die Umstände veranlaßt, hundertmal des Tages lügen. Wozu „Du sollst nicht stehlen!“, solange es eine ausbeutende Klasse gibt, die unausgesetzt stiehlt und dem Arbeiter seinen wohlverdienten Teil mit Gewalt vorenthält. Wenn jemand seine Familie Not leiden sieht, ist das sogenannte Stehlen geradezu ein sittliches Gebot. „Du sollst nicht töten!“ — die Kirche habe doch während des Krieges beständig das Töten gepredigt. „Du sollst nicht ehebrechen!“ — ja, die Lebensverhältnisse hätten sich im Laufe der Zeit doch so wesentlich geändert, daß sich derartige Gebote denselben anzupassen hätten, etc., etc. Die Gemeinschaft sei „der sprudelnde Quell der Sittlichkeit“. An Stelle des Begriffs der Nächstenliebe sei die Solidarität der Interessen zu setzen, dann werde das bisherige Sittengesetz überflüssig. — Natürlich erhob sich vonseiten der nationalen und noch in gewissem Sinne christlich gesinnten Parteien ein wahrer Sturm von Protesten gegen die Kandidatur eines solchen Mannes. Die Zeitungen lärmten, Protestversammlungen wurden zu Dutzenden gehalten. Einzelne Lehrerverbände, der „Lehrerverband Berlins“, die oberste Vertretung aller Berliner Lehrerverbände, viele Elternbeiratsvereinigungen höherer und niederer Schulen, Frauenvereine, Parochialvereine, ein Philologenverein, die Berliner Zentrumspartei und selbst die jüdischen Religionsvereine der südwestlichen Berliner Vororte (orthodoxe Juden) faßten Protestbeschlüsse. Eine Anzahl öffentlicher Protestversammlungen wurden mit Gewalt von den Unabhängigen Sozialdemokraten gesprengt. Reden auf öffentlichen Plätzen, Umzüge wurden gehalten, im Zirkus „Busch“ kam es zu einer gewaltigen Reiterei, der nur durch die Polizei ein Ende gemacht wurde. Welch ein Geist die Sozialdemokraten beherrscht, geht aus

den Worten eines Juden aus dem Osten, die er bei dieser Gelegenheit äußerte, hervor: „Wir müssen die kapitalistische Schule erobern. Nieder mit dem nationalen Christenpack! Genossen, wer von euch schickt seine Kinder noch in den Religionsunterricht! Wer von euch ist noch in der Landeskirche! Das darf nicht mehr länger sein! Das Proletariat hat die Macht. Wir werden sie ausnützen. Von heute an schreitet das Proletariat zur Tat. Der Anfang ist diese Versammlung.“

In der am 24. September abgehaltenen Stadtverordnetenversammlung schlägt der Ausschuß Dr. Kurt Löwenstein vor; als Gegenkandidat wird der Berliner Stadtschulrat Dr. Reimann benannt. Es folgt eine hitzige Debatte. Nachdem Stadtverordneter Pfarrer Kröpelin, Deutsche Volkspartei, und Stadtverordneter Dominikus, Demokrat, noch einmal mit der bekann- ten Begründung gegen Löwenstein geredet haben, nimmt der Mehrheitssozialist Blum das Wort:

„Die Kreise, die jahrzehntelang die politische Macht in Händen hatten, können sich in die neuen Machtverhältnisse nicht finden; daher der hartnäckige Widerstand der Rechtsparteien. Wer die Schule hat, hat auch die Zukunft. Das haben die „Diener Gottes“ längst erkannt. Sie haben die Schulen stets für ihre parteipolitischen Ideen ausgenutzt. Der Widerstand gegen Dr. Löwenstein richtet sich in erster Reihe gegen den Sozialisten. Wir haben Ihre Einwände in der Kommission redlich nachgeprüft und sind zu dieser Erkenntnis gekommen, daß alles andre nur vorgehoben ist. Auch die antisemitischen Gedankengänge gegen Dr. Löwenstein machen wir nicht mit. Die Juden, die gegen ihn sind, das sind die Orthodoxen, die gegen den Dissidenten sind. Für uns gibt es keinen Staatsbürger zweiten Ranges. Wir appellieren nicht an die niederen Instinkte der Menschen. Für uns gilt das Wort: Liebe deinen Nächsten! (Zurufe rechts: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein!“ — Adolf Hoffmann, Soz.: Bei Ihnen lohnt sich das nicht!) Wir halten Dr. Löwenstein für einen Fachmann. Wir wissen, daß er bestrebt ist, der Schule aufzuhelfen. Die Lehrer können nicht sachlich urteilen, weil sie Dr. Löwenstein nicht kennen. Ihr Widerstand beweist, daß Sie einen großen Menschen wittern, der Ihnen großen Schaden antun kann.“

Nach ein paar Reden für und wider Dr. Löwenstein schreitet man zur Abstimmung. Es werden 200 Stimmen abgegeben, darunter 6 unbeschriebene. Dr. Löwenstein erhält 109 Stimmen, Dr. Reimann 84. Dr. Löwenstein war somit zum Oberstadtschulrat von Berlin gewählt. — Dann folgt noch die Wahl des Mehrheitssozialisten Ritter zum Bürgermeister von Berlin mit 115 Stimmen gegen 52, die auf Dr. Scholz fallen, und 20 Sozialisten werden zu Stadträten von beiden sozialdemokratischen Fraktionen gewählt, nachdem die Abgeordneten der Deutschen Volkspartei und der Demokraten gegen den bergewaltigenden Wahlmodus der Sozialisten vergeblich Protest eingelegt und den Saal verlassen haben.

Schon am nächsten Tage begannen die Protestversammlungen und setzten sich in den folgenden Wochen fort. Sie wurden zum Kampfruf für die Neuwahlen in Preußen. Wenn nötig will man einen Schulstreik (Nicht-

sendung der Kinder) auf der ganzen Linie in Scene setzen. Man sucht Schutz gegen den Sozialismus in der Schule bei der preußischen Staatsregierung und deren Oberpräsidenten, beim Minister für Volksschulbildung, bei der preußischen Landesversammlung. Man verlangt schleunige Inberaumung von Neuwahlen zum preußischen Landtag und damit verbunden die Einsetzung einer dem Willen der Bevölkerung entsprechenden Regierung. — Was bei dieser Agitation herauskommen wird, ist vorläufig nicht zu bestimmen. A. P.

* * * * *

Der Fall Löwenstein vor der Landesversammlung. — Wir entnehmen darüber der Berliner „Täglichen Rundschau“ folgenden Bericht über die am 20. Oktober 1920 gehaltene Sitzung und geben die Rede Dr. Ritters im Wortlaut wieder, weil sie die Gesinnung der gesamten Gegnerschaft Löwensteins zusammenfassend zum Ausdruck bringt.

Am Regierungstisch: Niemand.

Präsident Reinert eröffnet die Sitzung.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die Besprechung der großen Anfrage Hergt (Deutschnat.) wegen der Wahl Dr. Löwensteins zum Oberstadtschulrat von Groß-Berlin. Abgeordneter Dr. Ritter (Deutschnat.):

„Herr Heilmann hat bei der Besprechung über Groß-Berlin gemeint, daß die Erregung über den Fall Löwenstein aus parteipolitischen und antisemitischen Erwägungen heraus künstlich erzeugt sei. (Sehr wahr! bei den Mehrheitssozialisten.) Daß die Sache nicht einfach antisemitische Heße ist, beweist schon der Umstand, daß ausgerechnet das „Berliner Tageblatt“ aus seinen Leserkreisen sich schreiben läßt, daß man die Behandlung der Frage durch die Unabhängige sozialdemokratische Partei auf das äußerste mißbillige. Das Blatt schreibt: „Eine Abordnung der Berliner Lehrerschaft kommt zu Dr. Wehl, und der erwidert auf die Vorstellungen der Lehrerschaft: Wir haben jetzt die Macht (Hört!, hört! rechts) und wir werden sie auch in dieser Frage so gebrauchen, wie es früher der Freisinn getan hat, als er in Berlin regierte. Diese Behandlung einer so ernsthaften und wichtigen Angelegenheit zeugt von einem Tiefstand in der Wertschätzung der Kultur, daß man nur mit Schaudern an eine Zukunft denkt, in welcher solche Anschauungen Geltung gewinnen können. Sie wirkt auch ein großes Streiflicht auf den Mann, der seine Stütze lediglich in den gegenwärtigen politischen Machtverhältnissen sucht.“ Wenn dann Dr. Löwenstein — so wird in der Zuschrift weiter bemerkt — von einer Abordnung der Berliner Lehrerschaft ersucht worden ist, freiwillig zurückzutreten, mit Rücksicht auf die Gefahr, daß das Schulleben Berlins große Unruhe erleidet und damit der Erziehung in keiner Weise gedient werden könnte, und wenn er diesem Ersuchen nicht entspricht, so hat er persönliche und politische Interessen höher gestellt als die Interessen der Schulen Berlins. Wer behauptet, es handele sich hier um eine künstliche Heße, verkennet völlig die Stimmung der breiten Masse. (Sehr richtig! bei den Deutschnationalen.) Wo es sich um Weltanschauungsfragen handelt, ist das deutsche Volk immer in tiefster

Seele erschüttert. Wenn wir wieder einmal hochkommen wollen, dann müssen wir unsere Hoffnung auf die Jugend setzen. Es ist deshalb wichtig, in welcher seelischer Struktur, in welchem Geiste sie aufwächst, welche Erzieher wir ihr geben. Die Erregung beschränkt sich nicht auf Berlin, sondern schlägt Wellen über das ganze Land. Unverständlich ist mir, daß bei der gestrigen Abstimmung ein Lehrer und ein Theologe aus der Demokratischen Partei gegen unseren Antrag gestimmt hat. (Zuruf bei den Deutschdemokraten: Die Gründe werden Sie schon hören!) Dr. Löwenstein ist kein Fachmann. Er hat vorübergehend an Arbeiter- und Privatschulen, sowie an Hilfsschulen für Schwachsinnige Unterricht gegeben. (Geiterkeit rechts.) Er hat anderthalb Jahre lang — ganze anderthalb Jahre lang! — als Stadtverordneter in Charlottenburg sich um Schulfragen gekümmert. Kann er deshalb ein Fachmann genannt werden? Daß ein Mann sich selbst bei dieser Vorbildung als Fachmann bezeichnet, läßt jedes Maß von Selbstkritik vermissen, das ein Mann auf einem so hohen Posten besitzen muß. Seine größte Leistung ist ja wohl die kleine Broschüre „Sozialistische Schul- und Erziehungsfragen“. Praktische Vorschläge sind darin nicht zu finden. Die Wahl eines Nichtfachmannes widerspricht auch dem klar ausgesprochenen Willen der Lehrerschaft.

Als die geistliche Ortschulaufsicht beseitigt werden sollte, da wurde die fachmännische Geeignetheit als Palladium gefeiert. Hat man das vergessen? So wie wir damals, dem Verlangen der Lehrerschaft entsprechend den Antrag gestellt hatten, die geistliche Schulaufsicht aufzuheben, so müssen wir jetzt dagegen protestieren, daß gegen die Grundsätze der Lehrerschaft verstoßen wird. Dabei haben die Geistlichen doch wirklich bessere Vorbedingungen mitgebracht als Herr Dr. Löwenstein. Sein einzig deutlich erkennbarer Programmpunkt ist der schärfste Kampf gegen die religiöse Erziehung der Kinder. (Hört! hört! Rechts und im Zentrum.) Das würde eine Vergewaltigung der überwiegenden Zahl der Eltern und Kinder und auch der Lehrer bedeuten. (Wiederholte Zustimmung rechts und im Zentrum.)

Wie man die Gesetze beachtet, geht daraus hervor, daß der Magistrat von Neubrück die Gemeindefschulen 15 und 16 in weltliche Schulen umgewandelt hat, ohne die Elternbeiräte zu fragen, die in der Mehrheit für die Beibehaltung des Religionsunterrichts waren. Dabei soll doch der Wille der Erziehungsberechtigten nach der Verfassung maßgebend sein. Herr Dr. Löwenstein sagt in seinem Büchlein: „Aller Götter- und Gottglaube ist nur eine ins Jenseits gelegte und ins Unendliche potenzierte Verförperung des Glaubens an die eigene Macht, der unermesslich gesteigerte Machtwille der herrschenden Klassen.“ Wenn jemand so etwas schreibt, so muß man ihn die Berechtigung absprechen, in Fragen geistiger Kultur mitzusprechen. (Zustimmung rechts und im Zentrum; Widerspruch links.)

Religion ist doch letzten Endes nichts anderes als Erfassen der ewigen Güter, nach denen sich das Seelen- und Geistesleben vollzieht, nach denen sich menschliche Gemeinschaft vollbringt. Wer die Religion als Produkt von Klassenkampf versteht, dem geht die Fähigkeit ab, in die Tiefen des Seelen- und Gemütslebens hineinzufolgen. Wirkliche Sittlichkeit entsteht aus einer

tiefen Bindung des ganzen Menschen im Gewissen an unbedingte Werte. Sie ist Opfermut, Idealismus, Hingabe, Glaube an die Idee. Und das ist auch Religion. Herr Dr. Löwenstein will die Menschen so lassen, wie Gott sie geschaffen habe; dann seien sie vortrefflich. **Unsere Anschauung ist, daß eine Gemeinschaft erst zustande kommt, wenn die Menschen zu sozialer Gesinnung erzogen werden.** Und das kann nur durch Bildung, durch innere sittliche Bildung, die die Religion gibt, geschehen. Mit der verkehrten Auffassung, daß die Gemeinschaft Grundlage und nicht Endprodukt geistiger, kultureller Entwicklung sei, hängt aufs engste zusammen, daß Herr Dr. Löwenstein alles in der Verzerrung eines einseitigen ökonomischen Klassenstandpunktes sieht. (Zuruf bei den Unabhängigen: Genau wie Sie!) Er kämpft in seinem Büchlein nicht für Volksgemeinschaft, sondern für Klassen-gegensätze. Männern wie Ranke wirft er vor, sie hätten ihre **Geschichtswerke im Dienste einer herrschenden Klasse geschrieben.** (Sehr richtig! bei den Unabhängigen.) Wenn ein solcher Vorwurf gegen den großen Historiker Ranke von einem so kümmerlichen und kleinen Parteigehirn erhoben wird (Sehr wahr! rechts.), dann muß man das einfach im Interesse der Würde unserer deutschen Wissenschaft zurückweisen. (Wiederholter Beifall rechts. — Zuruf links: Das nennen sich christliche Pädagogen. — Große Heiterkeit.)

Die Entdeckungen, die Herr Dr. Löwenstein gemacht zu haben glaubt, sind uralte; etwas Neues ist seinem Kopfe nicht entsprungen. Seine Weltanschauung lehnen wir schroff ab, und wir können nicht zulassen, daß ein solcher Mann über unsere Jugend gerät. Wir lehnen ihn auch deshalb ab, weil er Jude ist.

Wir wollen einem Juden nicht die Erziehung deutscher Kinder anvertrauen. Übrigens wird er ja auch von jüdischer Seite abgelehnt. Das ist in der „Jüdischen Rundschau“ geschehen. Das Blatt macht zugleich den Vorschlag, ein jüdisches Erziehungswesen auszubauen. Wir können uns diesem Vorschlag nur anschließen. Es ist billig zu behaupten, die ganze Bewegung gehe auf antisemitische Heße zurück. Die Herren von der Linken haben ja immer den Grundsatz aufgestellt, es sei lächerlich anzunehmen, daß eine große Bewegung im Volke nur durch Heße hervorgerufen werden könne. Der Boden für die Bewegung ist eben im Volke vorhanden. Auch in der Arbeiterschaft vollzieht sich eine **Besinnung auf die Eigenart deutschen Volkstums und deutschen seelischen Charakters.** Eine solche Selbstbesinnung muß natürlich dazu führen, gegenüber dem Judentum und jüdischen Einflüssen ein Gefühl deutlicher Abgrenzung auszulösen. Es ist das einfach ein Kampf des deutschen Volkes um seine innere Selbsterhaltung. (Sehr wahr! rechts. — Lachen und Zurufe links.)

Wir müssen uns dagegen wehren, daß eine Million deutscher Kinder einem Mann ausgeliefert werden, der innerlich ganz anders gebaut ist. Dr. Löwenstein hat u. a. die Anstellung der Lehrer in der Hand, er hat das Vorschlagsrecht und wird dafür sorgen, daß Leute, die so fühlen wie er, eher herangeholt werden als die ihm innerlich fremden. (Zurufe links.) Wir Deutsche lehnen es ab, solche Einflüsse auf unsere Kinder zuzulassen. (Sehr richtig! rechts.) Läßt die Regierung es auf eine **Machtprobe** ankom-

men, so wird sie nichts erreichen. (Zuruf rechts.) Ja, die Ministerbank ist leer, die Regierung drückt sich. Sie wird erleben, daß sie eine geschlossene Front der katholischen und evangelischen Volksteile gegen sich hat. (Zurufe: Und jüdischen!) Und jüdischen. Sie kann es erleben, daß dann **der Kulturkampf in aller Form** da ist. Ich warne im letzten Augenblick, mit dem Feuer zu spielen. Letzten Endes sind das Dinge, die dem Deutschen am stärksten an die Nieren gehen. (Sehr richtig! rechts.) Wenn Sie nicht wollen, daß die helle Empörung durch die ganze Bevölkerung geht, so muß hier eine Änderung eintreten. Wir betrachten das Ganze als eine **Christenverfolgung in moderner Form**. (Lebhafte Zustimmung rechts.) Die Regierung wird jedenfalls die Folgen zu tragen haben für ihr unverantwortliches und gegenüber dem weitaus größten Teil der Bevölkerung rücksichtsloses Vorgehen.“ (Lebhafte Beifall rechts.)

Nach längerer Debatte für und wider wird die Anfrage dem Gemeindeauschuß überwiesen; dagegen stimmen die Sozialdemokraten aller drei Richtungen.

A. B.

Büchertisch.

JOHN WICLIF. The Morning Star of the Reformation, by Wm. Dallmann. Third Printing. Concordia Publishing House.

Es ist ein eigentümlich Ding um Wiclif, daß sein Leben und seine Lehre bis auf den heutigen Tag nicht gründlich bekannt sind. "John Wiclif was born about 1325" — beginnt obiges Büchlein. Aber man weiß noch so manches andere aus seinem Leben nicht, das auf seine Entwicklung von maßgebenden Einfluß gewesen sein muß und zum Verständnis seines Wirkens unentbehrlich ist. Er selbst hat über sein Leben wenig hinterlassen, und seine Freunde haben der Nachwelt keine Lebensbeschreibung von ihm überliefert. Daß man über seine Lehre lange im unklaren gewesen ist, kam daher, daß auch seine Werke, besonders die philosophisch-dogmatischen — er war ja Scholastiker — zum großen Teil heute noch ungedruckt sind, obwohl handschriftliche Exemplare, besonders unter den hussitischen Böhmen, keine Seltenheiten waren. Luther und Melancthon wußten sehr wenig über Wiclifs Lehre und hatten ein ungerechtes Urteil über ihn. Erst in neuerer Zeit haben sich hauptsächlich deutsche Forscher über seine Bücher gemacht und sein geschichtliches Bild wesentlich verschönert. Wiclif war kein Luther. Er war Aristoteliker und Rationalist, ein glühender Patriot und praktischer Engländer, ein Kind seiner Zeit und seines Landes. Nichtsdestoweniger hat der Verfasser dieses Büchleins ganz recht, wenn er Wiclif den Morgenstern der Reformation nennt. Er war der erste, der Gottes Wort, — God's Law — wie er bezeichnender Weise sich ausdrückte, gegen die Tradition wieder zum Grund des Glaubens machte und seinem Volke die erste englische Bibel, wenn auch nur eine Übersetzung der Vulgata, gab. Und seine Bibel ist doch die Grundlage aller folgenden englischen Bibeln geworden. Das allein würde ihm seinen Platz als erster, größter, unter den Vorreformatoren sichern. Er hat als erster wieder die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben gelehrt, wenn auch noch ein ganz Stück geselllicher Auffassung des Glaubens mit unterließ. Er ist mit seiner Scheidung von Kirche und Staat nicht zu voller Klarheit durchgedrungen, aber in seiner Abendmahlslehre war er — so zeigen die neuen Forschungen — schier ganz lutherisch vor Luther. Er ist schließlich auch zu der Erkenntnis gekommen, daß das Papsttum das in 2. Thess. 2 beschriebene Antichristentum und die Möncherei ein Institut des Satans sei. überhaupt frappieren einen die vielfachen Parallelen in seiner Entwicklung und in seiner Lehre zu Luthers Wirken. Und es ist ein besonderer Vorzug dieses Büchleins, daß es diese Parallelen fleißig herausstreicht.

Der Verfasser hat sich mit seinem Werkchen den Dank der Kirche verdient. Nur zu wenig ist unser lutherisches Volk mit der Kirchengeschichte, auch mit der Geschichte der Reformation, bekannt. Es wäre ein großer Segen, wenn es gelänge, wenigstens unsre neue englisch-lutherische Kirche einigermaßen in die Geschichte ihres Ursprungs einzuführen. Der Verfasser

hat wohl daran getan, seinen früheren reformationsgeschichtlichen Volksschriften das vorliegende Bändchen hinzuzufügen. Es verrät sehr gründliches Studium und gesundes lutherisches Urteil, gibt ein durchaus klares Bild von Wicklif und seiner Zeit und ist wie alle Dallmannschen Sachen packend geschrieben. A. P.

Schauet Jesu Herrlichkeit! Predigten über die neuen Eise-nacher Evangelien der Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs. — In Verbindung mit vielen Geistlichen Russisch-Polens und Rußlands herausgegeben von P. R. Schmidt, Pabianice. — Zu beziehen durch P. O. Engel, Randolph, Wis. Preis: \$1.35.

Obige Predigten sind noch vor dem Weltkriege in der lutherischen Kirche Russisch-Polens und Rußlands gehalten worden, die inzwischen durch viel Trübsal hindurchgegangen ist. Außer dem Herausgeber, der den größeren Teil der Predigten verfaßt hat, sind etwa ein Dutzend Geistliche in dem Bändchen vertreten. Wer sich dafür interessiert, wie in der lutherischen Kirche des Auslandes und gerade auch in den genannten Kreisen, aus denen ja einige unsrer Pastoren stammen, das Evangelium gepredigt wird, dürfte diese Predigten mit Interesse lesen. Wir freuen uns, sagen zu können, daß ihre Verfasser sich des Evangeliums von Christo nicht schämen, sondern ihren Zuhörern bezeugen, daß das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, uns rein macht von aller Sünde. Ihre Predigtweise ist freilich nicht die unsere. Wir vermiffen eingehende, klare Lehrdarstellung. Wir sind zwar keineswegs für sogenannte dogmatische Predigten eingenommen; allein es kann doch keine Gemeinde wahrhaft erbaut werden, wenn man ihr nicht immer wieder die Lehren des Himmelreichs klar und deutlich vorträgt, ehe man sie anwendet zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Nicht allem, das in den Predigten gesagt wird, können wir zustimmen. Z. B. nicht dem Urteil über Lessing und seinen bekannten Ausspruch über den relativen Wert des Wahrheitsbesitzes und des Suchens nach der Wahrheit (Predigt auf den 4. Advents Sonntag). Noch viel weniger der Behauptung desselben Predigers (ebendasselbst): „Doch ist es (das Alte Testament) nicht imstande, uns in die Tiefen der Gottheit einzuführen. Es zeigt uns Gott wohl als den Richter, der uns zurnt: Du sollst! und den Sünder mit richterlicher Strenge straft, verhüllt uns aber die unendliche, bodenlose Liebe und das unendliche Erbarmen dieses Gottes.“ Daß der Sonntag an die Stelle des Sabbats getreten sei, wie in der Predigt auf den 17. Sonntag nach Trinitatis gelehrt wird, können wir auch nicht gelten lassen. — Die Predigten haben eine gefällige Form, sind im allgemeinen geschickt aufgebaut und benutzen fleißig den Text; die Ausführung ist meistens sehr knapp gehalten, manchmal geradezu skizzenhaft. Einige Dispositionen sind böllig mißglückt. Z. B. die folgenden: **Woran erkennt man die Jünger des Herrn?** 1. Woran erkennt man die Jünger des Herrn? 2. Wie erlangt man dies Erkennungszeichen der Jünger des Herrn? 3. Trägt du das Erkennungszeichen der Jünger des Herrn an dir? — **Welches ist die größte Sünde unsers Volkes?**

1. Worin besteht sie? 2. Welches Gericht droht solchen Sündern? — **Wie Gott sich in Christo verherrlicht.** 1. Die Veranlassung dazu. 2. Die Weise der Verherrlichung. 3. Die Verherrlichung Gottes durch Christum in seinen Jüngern.

Trotz dieser Mängel werden die Predigten einem Pastor manche Anregung bieten.

W. Senfel.

Theological Monthly. Published by the Lutheran Synod of Missouri, Ohio, and Other States. Vol. I.—January, 1921.

In an introductory notice the publishers make the following announcement regarding the scope, the contemplated size, and the price of the new magazine.

“Beginning with this number of ‘Theological Quarterly’ becomes the THEOLOGICAL MONTHLY, the size of each number to be 32 pages, aggregating a total per annum of 384 pages, as against 256 pages in the ‘Quarterly.’ The subscription price is \$3.00 per annum, payable strictly in advance. The added space will give the Editorial Department facilities for the expansion of the scope of this magazine such as our Editors and our Subscribers have long been wishing for.”

The initial number, which is before us, contains, besides the Editorial Department, two others, viz., The Theological Observer, and a Book Review.—It is hardly necessary to say anything about the general tenor of the publication; the fundamental principles on which our sister synod stands shoulder to shoulder with us are too well known to need repeating here.

The department of The Theological Observer should receive the most careful cultivation on account of the vast, inestimable, opportunities it offers for speeding the Gospel on its course. The Observer may not only put his finger on real sores in our social and religious life, and point out a remedy; he may not only keep his readers of Synodical Conference informed on important events in Lutheran and extra-Lutheran circles: he may also by “constructive criticism,” dictated by the love of Christ, without condoning error, further the truth among casual readers of non-Lutheran denominations.—For this reason we cannot say that the title of one of the brief articles, “Bigots vs. Bigots,” is well chosen. Its snappiness may appeal to our sense of wit but, for this reason, will hardly serve to win the hearts of those whom it concerns directly, nor to truly edify the readers from our own synods.

The Book Review covers seven of the thirty-two pages of the magazine. It contains the titles of about forty-three books and pamphlets (by various publishing concerns), most of the reviews (all but one) being signed by the same editor.—There may be reasons for presenting to the readers the names of a great number of new publications and new editions of old ones; yet it is our candid opinion that

the book review of a theological magazine should aim higher than to be an advertising agency or a mere medium of announcement for publishers.

The two articles of the editorial department, "Confessionalism of the Missouri Synod," and "Organic Union of Protestantism," are timely and mutually complementary.

That we of Synodical Conference have reached what Luther considered a most critical period in the history of any church body (cf. his dictum: "Das gibt auch die Erfahrung, dass an keinem Orte der Welt das Evangelium lauter und rein blieben ueber eines Mannes Gedenken.") is vividly brought to one's mind by the following lines:

"It is also opportune to attempt such an inquiry in view of the fact that the Missouri Synod is on the eve of the Diamond Jubilee of its existence. Three quarters of a century is too long an extent of time to be spanned by the conscious and responsible part of a single man's life. There is no Missourian living who has been an eye- and ear-witness of the confessional struggles of the Missouri Synod, who could recount the significant incidents and evolutions of this struggle and interpret from his personal knowledge its lessons of warning and encouragement. Neither is there such a person living among the opponents of the Missouri Synod."

Ours are times for an earnest searching of the heart. Are we following in the footsteps of our fathers, not only in form but in spirit? To our fathers strict confessionalism was a matter of the heart, which they had learned in the severe school of adversity. For this reason they were willing to have contumely heaped upon them, and still with undaunted spirit to adhere to the truth in which they had found comfort. Here is a lesson for us to learn. The times have changed. The trials besetting us have in many ways assumed a different aspect from those our fathers had to face. Yet the spirit in which alone we may hope to triumph is the same and must be nurtured from the same sources from which our fathers drew.—Yet our fathers were but human, subject to error. Although filial piety may forbid to rudely expose their shortcomings, yet historical truthfulness, which alone is compatible with the gospel spirit, will not allow us to deny, to defend, to emulate the mistakes that were made. Our fathers would be first to condemn such conduct.—Moreover, in setting forth the struggles and achievements of our fathers there always lurks the danger of becoming builders and garnishers of the prophets' tombs, and of flattering ourselves for being descended from so illustrious parentage.—These considerations point a solemn duty, and offer a golden opportunity, to the editors of the Theological Monthly, which they, judging from the first issue, are fully aware of.—We wish them God's blessing.

—M.

Wille wider Wille. Eine Herzensgeschichte aus den Indianerhütten Arizonas, von **Gustav Garders** (Verfasser von „Saalahn“ und „La Paloma“). Hamburg, Rauhes Haus. Alleinige Auslieferung für Nordamerika: Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Preis: \$1.25.

Das ist unter den drei Erzählungen aus unsrer Mission in Arizona, die unser unbergelicher Garders uns gegeben hat, die letzte und die beste. Er hatte sie vor dem Ausbruch des Krieges fertig und schickte das Manuskript noch rechtzeitig dem Verlags Hause, dem Rauhen Hause bei Hamburg, zu. Der Krieg verzögerte den Druck und Garders starb, ohne das gedruckte Buch gesehen zu haben. Erst vor kurzem war die Versendung nach Amerika möglich. Wie auf dem Titelblatt bemerkt ist, hat sich unser Northwestern Publishing House den exklusiven Vertrieb des Buches für Amerika gesichert. Mit Recht, da Garders uns angehörte und es so wollte. Wer Garders gekannt hat, weiß, daß ihm nichts ferner lag, als Geld mit seinen Büchern zu „machen“. Dieser ungewöhnlich selbstlose Mann kannte nur eine Aufgabe: Christum den Sündern zu predigen, damit sie selig würden. In seiner Liebe zu den Indianern steckte wohl etwas Romantik, aber sie war vor allem christliche Liebe, die deren Seelen suchte. Wir haben in Arizona anscheinend lange vergeblich gearbeitet. Garders erst gelang es, das eingefleischte Mißtrauen der Apachen gegen alle Weißen, auch gegen unsre Missionare, durch seine große Liebe zu überwinden und ihnen das Vertrauen einzulösen, daß wir nichts von ihnen haben, ihnen nichts nehmen, sondern das Beste, das wir haben, ihnen geben wollten: den Heiland ihrer Seelen. Er bezahlte seine Liebe zu ihnen mit seinem Leben, er rieb seinen schwachen Körper in ihrem Dienste auf. Aber er hat auch gestegt. Er hat unsern Missionaren das Vertrauen der Indianer gewonnen. Er hat die mühevolle Arbeit des Säens besorgt, ohne viel Frucht zu sehen; wir ernten jetzt reiche Früchte. „Sie wollen nun!“

Von der heißen Liebe zu den Indianerseelen zeugt wie „Saalahn“ und „La Paloma“ auch dies Buch „Wille wider Wille“. Es schildert den Sieg des Wortes über ein paar Indianerherzen, besonders über den im Osten gebildeten Dohaschtida, der mit Haß gegen alle Weißen und ihre Kultur im Herzen zu seinem Stamm zurückgekehrt ist und sich dem Wort und der Mission mit aller Kraft seines Herzens widersetzt. Aber im Evangelium kommt ein Stärkerer über ihn und zwingt ihn durch seine Liebe zu seinen Füßen in Buße und Glauben. Das alles knüpft sich an das zwischen Dohaschtida und Rajodikai bestehende heimliche Liebesverhältnis. Wie Garders kein großer Zeichner der Natur ist, so ist er in der Schilderung seelischer Vorgänge und menschlicher Handlungen ein Meister. Man sieht alles mit eigenen Augen, man erlebt alles mit und wird von allen Stimmungen mitgingerissen. In solchen Schilderungen hat das Buch tausend Feinheiten. Garders hatte mit dem Buch einen besonderen Zweck im Auge. Zu der Zeit als er das Buch schrieb, gab es bei uns eine so starke Opposition gegen die Fortführung der Apachenmission, andererseits eine solche Lauigkeit im Betrieb derselben, daß er ernstlich fürchtete, die Synode werde die Mission aufgeben.

Das wollte er verhindern. Er mußte, hier oben wolle man „Früchte“ sehen, und er hatte die noch in sehr geringem Maße aufzuweisen. In seiner Erzählung schildert er die Mission als zeitweilig aufgehoben und zeigt nun an der Arbeit eines „Laien“ an Dohaschtida und Majodikai, was das Evangelium vermag. Geradezu erschütternd wirkt die Verwertung der Thermophyleninschrift, die der „Laie“ auf dem Tisch eines verlassenen Missionshauses entdeckt. Nicht aufgeben, sondern die Mission mit aller Kraft betreiben, weil das Evangelium sich auch an den Herzen der Indianer als eine Gotteskraft zur Seligkeit erweist, das ist die Predigt dieses Buchs. — Unsere Pastoren sind so viel in Verlegenheit um ein zum Vorlesen im Frauenverein geeignetes Buch. Die drei Garderschen Bücher werden für solche Zwecke kaum von einem andern Buch überboten werden können, und von diesen drei ist „Wille wider Wille“ das beste. Mehr Segen würde es noch stiften, wenn die Pastoren es in viele Häuser bringen würden. U. S.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 18.

April 1921.

No. 2.

Die Freude im Heiligen Geist.*

„Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken,“ sagt der Apostel Röm. 14, 17, „sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist.“

Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken. Nicht eine Frage der Speiseverbote. Nicht eine Frage des Sabbatgesetzes. „Welcher auf die Tage hält, der tut's dem Herrn. Welcher nicht darauf hält, der tut's auch dem Herrn.“ „Welcher isset, der verachte den nicht, der da nicht isset; und welcher nicht isset, der richte den nicht, der da isset.“ Das Reich Gottes besteht nicht darin, daß der Mensch weiß, wie er sich nach dem Gesetz zu verhalten hat; es ist nicht eine äußerliche Organisation mit Konstitution und Nebengesetzen, Zeremonien und Lebensregeln. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden,“ spricht der Herr.

„Das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ Dies Wort des Herrn legt der Apostel aus, indem er spricht: „Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist.“ Jedes dieser Worte ist eine der vielen Definitionen des Reiches Gottes, durch welche das Wesen desselben von verschiedenen Gesichtspunkten aus bezeichnet werden kann. Gerechtigkeit im höchsten Sinne ist das Reich

*) Dieser Artikel aus der Feder P. Otto Sagedorns lag der Synodalversammlung des Südost-Wisconsin-Distrikts, 7. bis 13. Juli 1920, als Referat vor und wurde von derselben mit Dank angenommen. Aus finanziellen Rücksichten unterblieb der Druck im Synodalbericht, der nur die Thesen brachte:

1. Die Freude im Heiligen Geist ist die vom Heiligen Geist gewirkte selbige Gewißheit der Kindschaft Gottes.

2. Gegenstand dieser Freude ist Gott selbst mit allen seinen Werken und Gaben.

3. Diese Freude zu wirken, erhalten und pflegen, ist der Zweck des Evangeliums und die eine große Aufgabe des Christen wie der Kirche.

Gottes. Friede im höchsten Sinne ist das Reich Gottes. Und Freude im höchsten Sinne, Freude im Heiligen Geist ist das Reich Gottes.

Die Frage der alttestamentlichen Zeremonialgesetze beunruhigt uns heute zwar nicht, aber der gesetzliche Sinn des natürlichen Menschen ist heute derselbe wie damals; und auch heute hat die Kirche keinen ärgeren Feind. Die Worte Pauli sind heute so zeitgemäß wie je; und es dürfte wohl in dieser Zeit des Zagens und Zammerns um das Wohl der Kirche angesichts der mancherlei drohenden innerlichen und äußerlichen Gefahren zur besonderen Erbauung dienen, wenn wir uns einmal besonders mit dem Begriffe „Freude im Heiligen Geist“ beschäftigen.

I.

Was ist Freude im Heiligen Geist?

Freude läßt sich ebenso schwer definieren wie alle anderen Tätigkeiten der Seele.

Es ist auch nicht nötig. Freude ist das eine, was jeder Mensch erstrebt. Alles Trachten nach Geld und Gut, Menschengunst und tausend anderen Dingen ist nur das Trachten nach Freude.

Sich freuen ist eine Gabe, die Gott dem Menschen anerschaffen hat. Jeder hat sie, wenn auch wohl der eine in höherem Maße als der andere. Selbst der trübseligste Pessimist muß sich zuweilen freuen, und ein Psychologe könnte vielleicht ohne Schwierigkeiten nachweisen, daß viele Menschen nur deswegen soviel „Trübsal blasen“, weil diese Beschäftigung ihnen besondere Freude macht.

Freude ist Lebenslust. Man könnte wohl sagen: Freude ist Leben, Trauer ist Krankheit und Tod. Der geistig und körperlich gesunde Mensch ist fröhlich auch unter großen Widerwärtigkeiten; der geistig und körperlich Kranke kann sich auch der größten Annehmlichkeiten nicht recht freuen.

Infolge der Sünde kann es für den Menschen in diesem Leben keine vollkommene Freude geben. Nicht nur die mannigfachen Übel und Widerwärtigkeiten des Lebens, sondern vor allem das böse Gewissen, das Bewußtsein der Schuld, der Knechtschaft, der Ohnmacht, das Gefühl der Furcht und des Mißtrauens gegen Gott stimmen den Menschen traurig.

Zwar kann der Mensch die Stimme seines Gewissens zum Schweigen bringen, so daß er sich sogar einbildet, Anspruch auf Gottes besondere Guld zu haben; er kann sich einem Aberglauben, einer Schwärmerei oder einem jener angenehmen religiös-philoso-

sophischen Systeme hingeben, die ihn das Unangenehme vergessen machen und seiner geistigen Kraft wie auch seiner körperlichen Gesundheit sehr zuträglich sein können. Aber die so gewirkte Freude, auch wenn sie überschwänglich ist, wohl gar Krankheiten heilt und andere Wunder tut, ist eitel und verderblich; sie kommt aus der Unwahrheit und wirkt ewige Trübsal. So wird die Freude, die an sich wie jede Naturanlage eine gute Gabe Gottes ist, ein Werkzeug des Bösen zum geistlichen und ewigen Verderben.

Dieser Freude im bösen Geist gegenüber steht die Freude im Heiligen Geist.

Das Evangelium wirkt im Herzen des Menschen den Glauben an Jesum als seinen Erlöser. Damit ist das große Hindernis der Freude hinweggeräumt, das Schuldbewußtsein, das böse Gewissen. Meine Schuld ist gesühnt; ich bin frei vom Gesetz; ich bin Gottes liebes Kind; Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Diese fröhliche Gewißheit der Kindschaft Gottes wirkt Gott der Heilige Geist. Denn das Evangelium von Christo ist mehr als ein altes Dokument; es ist der Heilige Geist selbst, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht und vom Sohne zeugt, der in des Menschen Herz einzieht und es zu einer Wohnung Gottes macht. „Derselbige Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind.“ Darum heißt er der freudige Geist, der Tröster.

Durch diesen Geist spricht der Gläubige: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tale, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.

Es ist die selige Gewißheit der Kindschaft Gottes.

Die Freude des ungläubigen Gesetzesmenschen mag oft größer sein, denn der Gläubige ist oft schwach und zaghaft. Die Freude des Schwärmers mag oft übernatürlicher erscheinen, denn der Heilige Geist wirkt seine Wunder ohne unnötige sinnenfällige Nebenwunder. Aber die Freude im Heiligen Geist hat Grund, Ursprung, Nahrung und Leben in der ewigen, göttlichen Wahrheit. Sie ist

Theologische Quartalschrift, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

schließlich nichts anderes als die ewige Seligkeit, nur daß wir sie hier auf Erden noch nicht in vollkommenem Maße genießen.

II.

Was ist der Gegenstand dieser Freude?

Freude im Heiligen Geist, Freude in Gott — diese in der Schrift gebrauchten Ausdrücke sagen, daß Gott nicht nur die Entstehungsursache dieser Freude, sondern auch ihr Gegenstand ist. Der Erlöste freut sich nicht nur seiner Erlösung, sondern auch des Erlösers. „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes.“

Dem natürlichen Menschen ist der Gedanke an Gott unangenehm. Auch wenn es ihm gelingt, sein böses Gewissen zu beschwichtigen und sich einzubilden, es sei zwischen ihm und Gott alles in Ordnung, bleibt ihm doch der ganze Handel mit Gott eine Geschäftssache; er freut sich in derselben Weise wie der Schuldner, wenn er seinem Gläubiger die schuldige Zahlung macht: er freut sich seiner eigenen Leistung, aber der Gläubiger bleibt ihm doch eine lästige Person. Zwar gibt es sogenannte religiöse Menschen, die in Gott auch ohne das Evangelium ein liebenswürdiges Wesen sehen und sich gerne damit beschäftigen; aber diese besondere Naturanlage hat mit der Freude im Heiligen Geist nichts zu tun. Sie bestätigt nur die Wahrheit, daß es allerlei Menschen gibt.

Die wahre, geistliche Freude an Gott ist nicht eine Sache des natürlichen Geschmacks an philosophischen oder poetischen Dingen, des gemütvollen, idealen oder mystischen Empfindens und Denkens. Sie ist bei dem einen tiefer, inniger, überschwänglicher, dauerhafter als bei dem anderen; sie äußert sich bei verschieden gearteten Menschen auf verschiedene Weise; aber wie in allen vom Fleisch geborenen Menschen dasselbe Blut zirkuliert, so wohnt in allen vom Geist geborenen Menschen derselbe Geist, dieselbe Freude an Gott.

Auch der Wiedergeborene kann Gott nicht mit seinen leiblichen Sinnen wahrnehmen, noch mit seiner Vernunft ergründen. Aber er freut sich Gottes in allen seinen Werken und Gaben, seien sie geistlich oder leiblich.

Wenn wir darum von geistlicher Freude reden, so ist damit nicht gesagt, daß dieselbe nur geistliche Dinge zu ihrem Gegenstand hat. Eine wohlschmeckende Mahlzeit, ein erquickender Trank, eine fröhliche Gesellschaft mit Musik, Spiel und anderer Kurzweil, die Herrlichkeiten der Natur, die Errungenschaften des Menschengenies in Kunst, Wissenschaft, Industrie, kurz, alle Gaben Gottes machen ihm Freude, und zwar ist diese Freude, indem sie die Wohltaten Gottes als solche erkennt und mit Dankagung empfängt, eine Freude in Gott, eine geistliche Freude, grundverschieden von der sündlichen Weltfreude, welche die guten Gaben Gottes zum Götzendienst und allerlei Gottlosigkeit mißbraucht.

Die Frage: Wieweit darf man in seiner Freude an irdischen Dingen gehen? gehört nicht hierher und schafft nur Verwirrung, wenn sie mit der Frage der Freude im Heiligen Geist in Verbindung gebracht wird. Es ist eine reine Gesetzesfrage, die oft von heidnischen Weltweisen sehr richtig beantwortet ist, soweit sie allgemein beantwortet werden kann. Man soll nichts im Übermaß treiben; man soll sich nicht zum Sklaven seiner Leidenschaft machen; man soll sich einer Sache nicht so hingeben, daß man seine Pflichten darüber veräußert oder die Rechte des Nächsten mißachtet usw. Das hat nichts mit der Freude im Heiligen Geist zu tun, denn sie kann nicht im Übermaß getrieben werden, so lange sie wirklich Freude im Heiligen Geist ist. Wenn die Freuden des ewigen Lebens nach dieser Zeit überschwänglich sein werden, so brauchen wir in dieser Zeit nicht zu befürchten, daß unsere Freude im Heiligen Geist je zu groß werden könnte. Die Gefahr liegt einzig und allein in der entgegengesetzten Richtung.

III.

Wir kommen nun zu der praktischen Frage: Welche Stelle hat die Freude im Heiligen Geist im Leben des Christen und der Kirche?

Wir antworten: die Hauptstelle. Jedes der drei großen Elemente des Christenlebens, Glaube, Liebe, Hoffnung, hat sein Leben, seine Kraft in der Freude des Heiligen Geistes. Ohne diese ist alles tot.

Der gefährlichste Irrtum, den es gibt, ist der des Gesetzesmenschen, daß er im Evangelium weiter nichts sieht als einen Wegweiser zur Erlangung der in nebelhafter Ferne liegenden Seligkeit; ein Mittel, den Menschen fromm zu machen, damit er, wenn dies Leben vollbracht ist, als Frucht seiner Frömmigkeit und Treue die Seligkeit davonträgt.

In Wahrheit ist es umgekehrt. Evangelium, Freudenbotschaft, heißt nicht Anweisung zur späteren Erlangung der Seligkeit, sondern Mitteilung der Seligkeit. „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch!“ „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils!“ Die ganze Offenbarung Gottes in der Schrift ist weiter nichts als eine fortwährende Aufforderung zur Freude im Heiligen Geist, ja eine unmittelbare Mitteilung dieser Freude; auch das Gesetz mit seinem Fluch und Zwang, die dadurch gewirkte Trauer und Verzweiflung soll nur diesem Zwecke dienen; jede Züchtigung der himmlischen Vaterhand, jeder Kummer, jede Enttäuschung des Lebens geschieht nur zur Erhöhung und Läuterung dieser Freude. Evangelium heißt, daß Gott dir nichts anderes zu sagen hat, nichts anderes an dir tun und in dir wirken will als Freude, immer neue Freude, immer größere Freude, die ewige Seligkeit, die hier auf Erden mitten im Jammerthal beginnt und droben im Himmel zur Vollkommenheit gelangt.

„Glaube an den Herrn Jesum Christum,“ das heißt: Freue dich seiner. „Laß uns ihn lieben,“ das heißt: Wir wollen uns seiner freuen. „Hoffe auf ihn,“ das heißt: Freue dich sein. Glaube, Liebe, Hoffnung, alle Tugenden, alle Betätigungen des wahren geistlichen Lebens sind zusammengefaßt in der Freude im Heiligen Geist.

Das ist wahre Frömmigkeit und Heiligung, die in dieser Freude ihr Wesen hat. Sie ist ein Stück der Seligkeit. Da schafft der Mensch seine Seligkeit mit Furcht und Bittern, nicht mit der sklavischen Furcht des Gesetzesmenschen, noch mit der eiteln Selbstgefälligkeit des Pharisäers, sondern mit der fröhlichen Gottesfurcht, dem seligen Bittern des beglückten Gotteskindes. Seine Heiligung ist die Betätigung seiner Freude, wie der Herr sagt: „Meine Speise ist, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat.“

Darum ist die Pflege dieser Freude auch die eine große Aufgabe des Christen wie der ganzen Kirche.

Wozu soll der Christ die Bibel lesen, zur Kirche und zum Sakrament gehen, die Gemeinschaft seiner Mitchristen suchen? Er mag darin peinlich genau sein und dabei dem Reiche Gottes so fern stehen wie der Pharisäer mit seiner Beobachtung der Speisegesetze, denn das Reich Gottes ist ebenso wenig das Gesetz des Bibellebens und anderer kirchlicher Sitten wie eine Sache des alttestamentlichen Zeremonial-

gesehen; es ist inwendig in uns; es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist.

Weltmenschen, die sich bewußt oder unbewußt eine fröhliche Lebensanschauung angewöhnt haben, könnten uns oft als Beispiel dessen dienen, was wir als Christen erstreben sollten. Unter den heutigen philosophischen Religionsystemen dieser Richtung ist wohl die Christian Science das bekannteste. Der echte Christian Scientist ist immer fröhlich. Er hat es sich angewöhnt, alles Unangenehme wie Sünde, Schuld, Strafe, Krankheit, Geldverlust, widerfahrenes Unrecht, schließlich auch den Tod, einfach hinwegzuleugnen. Nur das Gute, das Angenehme, das Fröhliche ist ihm wahr, denn das ist Gott, und etwas anderes existiert nach seiner Auffassung nicht. Wer das glaubt, nicht nur als abstrakte Lehre, sondern als Lebensweisheit, und sich diese Lebensanschauung angewöhnt, der ist, wie jeder Arzt weiß, körperlich und geistig seinen Mitmenschen weit voraus.

Und er ist doch nur ein jämmerliches Abbild dessen, was der Christ sein könnte und sollte. Die erste und größte Aufgabe des Christen ist gerade die, es sich abzugewöhnen, das Evangelium als eine bloße Lehre, und das Lesen, Hören, Verstehen und intellektuelles Glauben als Selbstzweck anzusehen, oder als eine Anforderung im gesellschaftlichen Sinne; hingegen das Evangelium zu seiner wirklichen, praktischen Lebensanschauung zu machen. Das, was im Heidentum, in der Christian Science wie in aller menschlichen Wissenschaft vor dem Gesetze Gottes eitel seelenverderblicher Irrtum, im Lichte des Evangeliums von Christo aber ewige, selige, göttliche Wahrheit ist: es gibt für dich als Kind Gottes wirklich und wahrhaftig keine Sünde mehr, keine Schuld, keine Strafe, keinen Tod; nichts als Gnade, Vergebung, Leben, Gerechtigkeit, Friede, Freude; das sollst du nicht ansehen als eine Sache zum bloßen Auswendiglernen, Hören, Lesen, Exegesieren; du sollst dich hineindenken, hineinleben, immer tiefer und fester hineinwurzeln, dich hineinfreuen in die fröhliche Gewißheit der Kinderschaft Gottes; sie soll immer mehr das Element werden, in dem sich dein ganzes Leben bewegt; du sollst lernen, zufrieden, glücklich, selig zu sein in Gesundheit und Krankheit, in Reichtum und Armut, in Ehre und Schande, im Leben und Sterben; du sollst lernen, alles Übel hinwegzuleugnen, nicht weil Menschen es mit ihrer Weltweisheit hinwegleugnen, sondern weil es tatsächlich nach Gottes eigener Offenbarung in Christo für dich als sein liebes Kind auf-

gehoben und hinweggetilgt ist; du sollst lernen, die Liebe deines Vaters in allem zu erblicken und zu schmecken, was er an dir tut.

Das ist die eine große Lebensaufgabe, die du als Christ hast: die Freude im Heiligen Geist bei dir selber zu pflegen. Dann lebst du nicht umsonst. Dann hast du nicht nur etwas vom Leben, sondern dann erfüllst du im selben Maße auch die weitere große Aufgabe, die in der ersten liegt, nämlich diese Freude auch bei deinen Mitmenschen zu pflegen.

„Gehet hin und prediget das Evangelium.“

Das heißt nichts anderes als: Breite diese deine Freude aus, teile sie anderen mit, pflege sie bei anderen wie bei dir selbst.

Wie soll ich das machen, und wo und wann? Antwort: Wie du kannst, wo du kannst, wann du kannst. Je nachdem dir Gott Gelegenheit gibt. Mit Wort und Tat, zu Hause, bei Bekannten und Fremdlingen, bei der Arbeit, beim Handel, bei jeglichem Umgang mit deinem Nächsten. Dämpfe den Geist nicht, der diese deine Freude zum Ausdruck bringen, sich durch dich anderen mitteilen will. Stelle das Licht nicht unter den Scheffel. Laß es leuchten vor den Menschen.

Das Licht fragt nicht: Wie soll ich leuchten? Das Feuer fragt nicht: Wie soll ich brennen? Der Vogel geht nicht ins Musikkonfervatorium, die Blume nicht zur Malschule. Dem Kinde braucht nicht gesagt zu werden, nach welchen Prinzipien, Regeln und Gesetzen es seine Lebenslust und seine besonderen kleinen Freuden zum Ausdruck bringen soll: es hüpfet und tanzt, jubelt und singt je nach dem Maß der Freude.

So ist auch die Verkündigung des Evangeliums nicht eine Sache menschlicher Kunstfertigkeit, sondern nur eine Frage des Vorhandenseins des Evangeliums. Hast du das Evangelium? Hast du es in deinem Herzen? Dann tue einfach, was Paulus sagt, Phil. 4: „Freuet euch in dem Herrn — eure Lindigkeit laffet kund sein allen Menschen.“ So entsteht die Verkündigung des Evangeliums ganz von selbst mit der Naturnotwendigkeit, die das Licht zum Leuchten, die Blume zum Blühen bringt: aus der Freude im Heiligen Geist wächst die Lindigkeit hervor, die freundliche, leutselige Mäßigung gegen jedermann; die göttliche, vergebende, sanftmütige Gnade, die in dein Herz eingekehrt ist, wirkt durch dich auf deine Umgebung; der Friede Gottes, die Freude des Heiligen Geistes macht dich zum Rüstzeug im Aufbau seines Reiches.

Aber ist das Evangelium nicht zunächst Lehre? ist es nicht die Mitteilung gewisser objektiver Tatsachen? muß dem Menschen nicht vor allen Dingen das Verständnis dafür geöffnet werden? Sagen die Worte des Herrn: „Prediget das Evangelium“ nicht zunächst dies: Verkündiget den Menschen die Lehre von meiner Natur, meinem Amt und Werk, meinem Hohepriestertum, meinem Leiden, Sterben und Auferstehen?

Gewiß ist das Evangelium Lehre. Aber es ist mehr als Lehre, der seligmachende Glaube mehr als bloßes Erfassen mit dem Verstande, die Verkündigung des Evangeliums mehr als bloße Ausübung der Lehrtätigkeit.

Wenn du einem hungrigen Menschen den Prozeß des Essens erklärst, ihm einen wissenschaftlichen Vortrag über den Nährwert der vor ihm stehenden köstlichen Speisen hältst, ihrem Wohlgeschmack in poetischen Worten schilberst und ihm sagst, er werde es bei fleißigem, treuem Studium dieser Wahrheiten mit der Zeit dahinbringen können, daß er eine Mahlzeit mit Verstand essen lerne, so mag das ja sehr bildend sein; aber Evangelium wird es erst mit den Worten: „Nimm und is!“

So läßt sich auch das ganze Evangelium von Christo in wenigen, ungelehrten Worten ausdrücken, wenn es nur da ist, im Herzen des Verkündigers.

Das Grundübel in der Kirche ist heute daselbe wie zu allen Zeiten: dem Menschen ist das Evangelium zu sehr Lehre, Satzung, Geschriebenes, Außerliches, kurz gesagt: Gesetz; ein Gegenstand des Analysierens, des Disputierens, der Rechthaberei, der äußerlichen Beobachtung. Nicht die Pflege der Freude im Heiligen Geist, sondern dessen, was darum und daran hängt, ist ihm die Hauptsache, sowohl in seiner Eigenschaft als Verkündiger des Evangeliums als in der Sorge für seine eigene Seele.

Lehre muß getrieben werden, denn der Wiedergeborene will in der Erkenntnis zunehmen, und die Lehre dient, wenn sie recht getrieben wird, zur Erhöhung seiner Seligkeit.

Aber sie muß **recht** getrieben werden. Wird sie so getrieben, daß die Kinder im Konfirmandenunterricht und die Hörer unter der Kanzel in der Auffassung bestärkt werden, daß ein festgesetztes Quantum religiöser Kenntnisse zur Erlangung der Gnade Gottes nötig sei; daß es sich im Reiche Gottes darum handle, wie gut unser Gedächtnis, wie stark unser Wille, wie scharf unser Denken, wie groß

unser Geschmac an geistigen Dingen, unsere Konzentrationsfähigkeit, Ausdauer usw. sei; so wird das Evangelium zum Gesetz, und die Folge ist auf seiten des besser Begabten geistlicher Hochmut, auf seiten des schwächer Begabten Verbitterung und Überdruß, auf beiden Seiten das gerade Gegenteil der Seligkeit, die das Evangelium wirken will. So wichtig es ist, daß die Lehre rein und reichlich ist, so wichtig ist, daß das Lehren im rechten Geiste geschieht.

Zur Ausbreitung des Evangeliums ist es darum nicht nötig, daß jeder Christ die Lehrgabe hat oder die Theologie als Wissenschaft beherrscht. Wer seinen Glauben mit der Freude bekennt, die der Geist Gottes in ihm wirkt, trägt oft mit einem einzigen freundlichen Wort, mit einem Liebeswerk, mit einer Gebärde mehr zur Verbreitung des Evangeliums bei als mancher, der das Werk nach allen Regeln der Kunst betreibt.

Die Wahrung und Pflege der Freude im Heiligen Geist muß bei allem Lehren des Evangeliums, sei es in Kirche und Schule oder im Hause und im Privatverkehr, das einige Ziel, die große Hauptsache bleiben.

Das gilt besonders bei Lehrstreitigkeiten.

Der Apostel sagt in unserem Kapitel, Römer 14: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wohl aufrichten. Einer hält einen Tag vor dem anderen, der andere hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß. Welcher auf die Tage hält, der tut's dem Herrn, und welcher nichts darauf hält, der tut's auch dem Herrn. Welcher isset, der isset dem Herrn, denn er danket Gott; welcher nicht isset, der isset dem Herrn nicht und danket Gott.“

Klingt das nicht fast wie Unionisterei? Wie kann der Apostel so reden? Beruhte die Befolgung der Zeremonialgesetze nicht auf einem grundstürzenden Irrtum? schlug sie nicht aller Lehre des Apostels ins Angesicht? handelte es sich in diesem Streit nicht um die höchsten Prinzipien?

Gewiß kannte der Apostel die Prinzipien, die in diesem Streit in Frage standen; aber höher steht ihm das eine große Prinzip, um das es sich bei jeder christlichen Lehre und aller christlichen Praxis handelt: die Seligkeit.

Die erste große Hauptsache im Streit um die Lehre wie bei jedem Streit überhaupt ist nicht nur die Sache, um die man streitet,

sondern dazu gehört auch der Geist, in dem man streitet. Ohne evangelischen Sinn für eine evangelische Wahrheit streiten, ist ein Widerspruch in sich selbst.

Der Apostel sagt 1. Kor. 11: „Ist aber jemand unter euch, der Lust zu zanken hat, der wisse, daß wir solche Weise nicht haben.“ Das ist nur eine praktische Anwendung dessen, was er den Römern sagt: Das Reich Gottes ist Friede und Freude im Heiligen Geist.

Ein fröhlicher Mensch hat überhaupt keine Lust am Zanken. Gilt das schon von der natürlichen Freude, so noch mehr von der Freude im Heiligen Geist. Sie will den Nächsten nicht demütigen. Es ist ihr auch nicht lediglich darum zu tun, einer bestimmten Wahrheit Anerkennung zu verschaffen. Sie will nichts wirken als Freude, sie will sich selber mitteilen.

Wir wollen hier nicht besonders davon reden, daß mancher, der im Streit technisch für das Wahre eintritt, weiter nichts ist als ein geborener Streithahn, der keine größere Lust kennt als sich mit andern herumzuschlagen, keine größere Freude als die Schadenfreude, keine bessere Betätigung seiner Frömmigkeit als die, dem lieben Nächsten das bißchen geistlicher Freude, das er etwa noch hat, zu rauben. Auch nicht davon, daß der Streitende gar leicht in ungeistliches, liebloses Richten und Verdammn gerät, wovor der Apostel hier besonders warnt.

Wir nehmen an, daß es dem Streitenden rein um die Sache zu tun ist. Er will der Wahrheit Geltung verschaffen. Recht muß Recht bleiben, das ist alles, was er will. Wenn er weiter nichts will, soll er das Streiten lieber unterlassen. So hoch der Sinn für sachliche Wahrheit anzuerkennen ist, so ist er doch nicht identisch mit evangelischem Sinn; weil er nur sachlich ist, ist er gesetlich. Er mag den Gegner wohl dahin bringen, daß er seinen Irrtum als einen Irrtum gegen den Buchstaben, gegen das schriftlich Festgesetzte erkennt und sich der gewonnenen Wahrheit beugt. Aber was nützt es den Menschen, wenn er erkennt, daß es mit dem Sabbat- und Speisegesetz, mit dem freien Willen, mit dem intuitus fidei, mit dem Unionismus nichts ist, so lange ihm das alles Buchstabentheologie bleibt und der ganze Streit ihn in der gesetlichen Auffassung bestärkt hat, als bestehe das Reich Gottes darin, daß der Mensch in der Lehre korrekt stehe?

Der Apostel redet keineswegs dem Unionismus das Wort, der statt der reinen Lehre Kirchenpolitik treibt, an die Stelle der Religion

eine leichte Moral setzt und das Reich Gottes zu einer äußerlichen Weltmacht aufbauen will. Niemand hat je eifriger um die reine Lehre gekämpft als Paulus. Aber gerade im Kampf um die reine Lehre, so auch im Kampf gegen den Unionismus, muß das eigentliche Wesen des Reiches Gottes stets im Auge behalten werden, will man nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der durchschnittliche Christ überläßt das Streiten am liebsten dem Pastor und anderen, die ein besonderes Interesse daran haben. Will jemand ihn zur Rechenschaft darüber ziehen, daß er z. B. mit Logen und Andersgläubigen keine Gemeinschaft pflegt, so ist er vielleicht gewiß genug, zu antworten: „Das ist gegen unsere Prinzipien.“ Damit ist der Disput meistens leicht abgewendet, denn die meisten Menschen haben vor dem Wort „Prinzip“ einen tiefen Respekt. Auch der betreffende Christ würde das betreffende Prinzip vielleicht nicht erkennen, wenn es ihm auf der Straße begegnen würde; aber so sehr das zu bedauern ist, so ist ein solches Vermeiden des Streits doch viel besser als der ungeistliche, lieblose Zank, den der Apostel an der römischen Gemeinde rügt.

Die Frage: Wie soll ich mich den Irrtümern des Nächsten gegenüber verhalten? Wie lange soll ich ihn als einen Schwachen tragen? ist eine Frage, die unser natürlicher Sinn gerne gesetzlich geregelt sehen möchte. Aber wie bei tausend ähnlichen Fragen, antwortet auch hier die Schrift nur mit dem Gebot der Liebe. Die Liebe, durch das Evangelium gewirkt, die Liebe zur göttlichen Wahrheit, die identisch ist mit der Liebe zum Nächsten; die Rücksicht auf das geistliche Wohl des irrenden Nächsten, wie auch das aller anderen Menschen, die durch den betreffenden Fall betroffen werden; also die Sorge um den wahren göttlichen Frieden, die wahre geistliche Freude, muß die Frage beantworten. Streite um die reine Lehre, so gut du nur immer kannst, ohne die Liebe zu deinem Nächsten zu verletzen. Halte Frieden mit dem Nächsten, so gut du nur immer kannst, ohne die Wahrheit zu verleugnen. Eine andere Regel gibt es nicht.

Auch bei der Einrichtung und Handhabung des äußeren Kirchenwesens muß die Pflege der Freude im Heiligen Geist das oberste Prinzip sein.

Der äußere Apparat ist nicht absolut nötig.

Der Landmann kann auch ohne Dreschmaschine, Mähmaschine, Säemaschine, Pflug, Egge und anderes Gerät ein kleines Stück Land mit einigem Erfolg bebauen.

Der Same des Evangeliums kann gesät werden, wachsen und gedeihen ohne Konzerte und Bazars respektive Schürzenverkäufe; ohne Frauenvereine, Männervereine, Jünglingsvereine, Jungfrauenvereine, Gesangvereine, Wohltätigkeitsvereine; ohne Gemeindefchulen, Sonntagsschulen, Hochschulen, Colleges, Seminarien; ohne organisierte Synoden und Gemeinden; ohne Vorsteher, Lehrer und Pastoren. Mehr als 2000 Jahre lang haben die Kinder Gottes sich des zukünftigen Heilandes gefreut, ehe Moses die ersten Bücher der Bibel schrieb. Mehr als 3000 weitere Jahre dauerte es, bis die Buchdruckerkunst den Menschen Bibeln, Gesangbücher, Katechismen und andere kirchliche Schriften in die Häuser brachte. Noach, Lamech, Methusalah, Henoch und ihre Vorbäter waren selbige, erkenntnisreiche, fromme Kinder Gottes, ohne je ein Kirchengäude betreten, eine Bibel, Gesangbuch oder Gemeindeblatt gelesen zu haben.

Aber der Landmann, der heute den Ackerbau mit vorjündstlichen Werkzeugen, oder auch nur mit den Werkzeugen des vorigen Jahrhunderts betreiben wollte, würde mit Recht als Narr gelten. Der Same, den er heute sät, ist zwar derselbe wie vor 6000 Jahren; die Sonne, die den Samen zum Leben und Wachsen bringt, ist dieselbe wie dazumal; die Naturgesetze haben sich nicht im Geringsten geändert; aber das Studium der Naturgesetze hat den Menschen im Lauf der Jahrtausende gelehrt, wie er seine Arbeit vervielfachen kann; es hat ihm immer wieder neue Apparate gegeben, die Arbeit für ihn zu tun.

So ist auch der Same des Evangeliums heute derselbe wie zuvor, und der Geist Gottes, der den Samen zum Wachsen und Gedeihen bringt, ist und bleibt derselbe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der Prozeß der Seligmachung des Menschen ist derselbe wunderbare, unergründliche göttliche Akt, von dem der Herr zu Nikodemus sagte: „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Aber das äußere Kirchenwesen, die Werkzeuge, mit denen der Mensch den mechanischen Teil seiner kirchlichen Arbeit ausübt, die Organisation, die Spezialisierung der mannigfachen Zweige der äußeren Tätigkeit, das alles hat sich mit der Zeit weiter entwickelt und herausgebildet.

Die ganze äußere Organisation der Kirche hat ihren Zweck nicht in sich selbst, sondern in dem großen Zweck aller kirchlichen Arbeit, der Seligmachung des Menschen, der Freude im Heiligen Geist. Wo dieser außer acht gelassen wird, hat der kirchliche Apparat ebenso

wenig Wert wie eine Säemaschine, die statt mit gutem Samen mit Sand und Mäße geladen wäre.

Andererseits darf man den bei dieser Frage oft angewendeten Satz: „Die Kirche kann nur durch die Predigt des Wortes Gottes gebaut werden,“ nicht auf das Treiben der Lehre, den lehrhaften Religionsunterricht beschränken. Wenn es wahr ist, daß alle Gaben Gottes gut sind, daß die Freude im Heiligen Geist auch irdische Dinge wie Speise und Trank, Musik, Spiel, Geselligkeit zum Gegenstand hat, daß die Art und Weise, wie man mit seinem Nächsten verkehrt, die Lindigkeit, die Freundlichkeit, die durch das Evangelium gewirkt wird, ein wesentliches Stück des allgemeinen Predigtamtes ist, so darf man eine Einrichtung oder Veranstaltung nicht aus dem Grunde verwerfen, weil sie dem Pastor keine Gelegenheit gibt, einen lehrhaften Vortrag oder eine Diskussion über wichtige Fragen der Dogmatik, Erregese, Pastorale, Ethik usw. anzubringen.

Der Wert oder Unwert irgend einer äußeren Einrichtung oder Betätigung hängt einzig und allein von dem Geist ab, der sie beherrscht; von der Frage, ob die Verkündigung des Evangeliums im höchsten und weitesten Sinne, die Ausbreitung der Freude im Heiligen Geist, dabei gefördert wird oder nicht.

Das muß auch in der sogenannten Kirchenzucht das alleinige Ziel bleiben. Zucht und Ordnung muß sein; aber wer in den Worten des Herrn Matth. 18 nichts sieht als eine gesetzliche Maßregel, die als erste Stufe des Prozesses die Privatvermahnung festsetzt, als zweite Stufe die Vermahnung vor Zeugen, als dritte die vor der Gemeinde, kennt nicht das ABC des Reiches Gottes. Das, worum es sich handelt, ist, den Bruder zu gewinnen. Es handelt sich um die Seligkeit des sündigenden Bruders. Der schließliche Bann ist weiter nichts als die Erklärung, daß der Sünder sich nicht durch das Evangelium retten lassen, an der zeitlichen und ewigen Freude im Heiligen Geist nicht teilhaben will.

Gott erhalte uns die reine Lehre; er erhalte und fördere alle christliche Zucht und Ordnung; er stärke und mehre in uns den Glauben, die Liebe, die Hoffnung; er schenke, erhalte und fördere uns das, worin alle Herrlichkeit seines Reiches zusammengefaßt ist: die Seligkeit, die zeitliche und ewige Freude im Heiligen Geist! Amen.

Dtto Sagedorn.

Was lehren wir im Artikel von der Kirche und ihrem Amt?

Seit Jahren ist der Unterzeichnete von einzelnen jüngeren Pastoren immer wieder angegangen worden, die Lehren von der Kirche und dem öffentlichen Predigtamt, wie sie im Gegensatz zu Anderslehrenden von unsrer Fakultät vor etwa zehn Jahren dargestellt worden seien, für die neue Generation zusammenhängend darzustellen. Ich habe das in jedem einzelnen Falle privatim getan und die Petenten auf die Jahrgänge 8, 9, 10, 11, 12, 14, 3 und 15, 2 der Quartalschrift, kürzlich auch auf Professor Schallers Pastorale und seinen im Seminar-katalog 1917—1918 aus dem von 1911—1912 wieder abgedruckten Artikel über das neutestamentliche Predigtamt verwiesen. Das scheint aber nicht in jedem Falle befriedigt zu haben, wohl weil meine privaten Ausführungen nicht jeden Punkt gedeckt haben mögen und die betreffenden Jahrgänge der Quartalschrift und des Katalogs nicht jedem zugänglich sind. Da nun das Gesuch auch wieder ganz kürzlich an mich gestellt worden ist, und zwar mit Beziehung auf ein neulich erschienenenes Buch, so komme ich hiermit demselben um so lieber nach, als es mir eine Gelegenheit bietet, auch etliche mißverständliche und verkehrte Sätze, die ich persönlich anfänglich noch in jenen Artikeln gebraucht habe, und die geeignet sind, das Urteil zu verwirren, hier endgültig zurechtzustellen.

Die Lehre von der Kirche und dem öffentlichen Predigtamt wurde dadurch Gegenstand der Diskussion, daß der Unterzeichnete in einem Artikel über Menschenherrschaft in der Kirche (D. S. 8, 2. S. 106 ff.) auch über die synodale Suspension schrieb und zu zeigen versuchte, wie dieselbe gehandhabt werden müsse, wenn sie nicht zu der schlimmsten Tyrannei ausarten solle. Da die Wisconsin-Synode selbst über die Suspension keine Bestimmungen niedergelegt, dabei aber die in der Missouri-Synode geltende Theorie und Praxis sich angeeignet hatte, so wurde der betreffende Paragraph der Konstitution der Missouri-Synode, Kap. 6, Art. 13, unsrer Besprechung zu Grunde gelegt. Dieser lautet:

„Sollten zwischen den Synodalversammlungen von einzelnen Predigern, seien sie stimmberechtigte oder beratende Glieder, **offenbare Ärgernisse** in Hinsicht auf Lehre oder Wandel gegeben und auf Vorhalt des Präses und der andern Beamten des Distrikts nicht reu-

mütig er- und bekannt und Besserung angelobt werden, so ist der Präses ermächtigt, ihre Mitgliedschaft am Synodalkörper bis zur nächsten Sitzung vorläufig aufzuheben und dies Verfahren auch zu veröffentlichen.“

Auf Grund des Wortlauts dieser Bestimmung erklärten wir in der Quartalschrift, daß die präsidiale Suspension innerhalb der Synodalkonferenz „nicht bloß Ausscheidung aus dem menschlichen Ding Synode, auch nicht bloß eine öffentliche Anklage auf Bruch der Bruderschaft, sondern (vorläufige) Aufhebung der Glaubensbruderschaft, kurz, ihrer eigentlichen Idee nach Bann, d. h. Ausschluß von der Kirche um offenerer Unbußfertigkeit über klare Sünden oder um hartnäckig festgehaltener falscher Lehre willen“ sei, D. S. 8, 1911, S. 108 ff. Auf Seite 111 erklärten wir, daß wir — um der Kürze willen — hier auch den Ausschluß um falscher Lehre willen unter den Ausdruck Bann mitbefassen — ein Ausdruck, der mißverständlich ist und uns auch sofort aufgerückt wurde, weil ja nicht jeder Ausschluß um falscher Lehre willen notwendig Bann, sondern mancher nur Ausscheidung von der Bekenntnisgemeinschaft ist. — Es kam uns darauf an zu betonen, „daß kein Präses sich einfallen lassen darf, ein Synodalglied lediglich um Widersetzlichkeit willen gegen eine rein menschliche synodale Ordnung zu suspendieren“, S. 111, sondern daß die Suspension nur verhängt werden könne, wenn 1) offensbare Ärgernisse in Hinsicht auf Lehre oder Wandel vorliegen, 2) dem Betreffenden durch den Präses und die andern Beamten des Distrikts aller nötige Vorhalt darüber getan worden und 3) das Ärgernis von dem Sünder nicht reumütig er- und bekannt und Besserung angelobt worden — also Matth. 18, 17 „höret er die Gemeinde nicht“ klar eingetreten ist, D. S. 8, 2, S. 112—114. — Ist eine Suspension so beschaffen, so ist sie in allem Wesentlichen Bann, beziehungsweise Ausschluß von der Glaubensbruderschaft, nicht bloß Ausschluß von dem menschlichen Körper Synode. Darum ist ein so Suspendierter von allen christlichen Brüdern genau so zu behandeln wie ein um derselben Sachen willen von einer Lokalgemeinde Ausgeschlossener, D. S. 8, 2, S. 115 ff.

Gegen diese Erklärung über das Wesen der synodalen Suspension wurde von mancher Seite Einsprache erhoben. Drei derartige Proteste finden sich in der D. S. 8, 3, S. 131—135 abgedruckt. Der eine, aus dem Kreise der Missouri-Synode kommend, nimmt den Standpunkt ein, daß die synodale Suspension erst das Eingreifen sei,

das Matth. 18, 16 „höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir“ befohlen wird, — was natürlich verkehrt ist, da ja „der Präses und die andern Beamten des Distrikts“, wie der angezogene Paragraph der missourischen Synodalkonstitution lautet, hier nicht als Privatpersonen, sondern als Vertreter und Bevollmächtigte der ganzen Synode, einer ganzen Kirche oder Gemeinde, gehandelt haben. Weiter erklärt dieser Einsender; daß die synodale Suspension nicht ein Handeln nach Matth. 18, 17 „sage es der Gemeinde; höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner“ sein könne, weil der hier gebotene Bann nur „**von der Gemeinde Gottes**“, d. h. von der Lokalgemeinde, „**der unser Herr und Heiland Jesus Christus diese Funktion ganz allein übertragen hat**“, nicht aber von der Synode oder von Synodalbeamten vollzogen werden kann, „weil die Synode, und zwar ihrem Wesen nach, **nur ein beratender Körper ist**“. In diesen Sätzen ist gerade die Meinung enthalten, die wir als den Grundirrtum in der Stellung unsrer damaligen Gegner bekämpften, die nämlich, **daß nur die Lokalgemeinde (Ortsgemeinde) Gemeinde Gottes, Kirche im wahren Sinn**, und mit der Schlüsselgewalt von Christo betraut, die Synode dagegen nicht Kirche, sondern nur ein menschlicher Verein und darum mit der Schlüsselgewalt nicht ausgerüstet sei.

Von den drei Punkten, die eine wisconsinische Konferenz gegen unsre Behauptung von dem Banncharakter der synodalen Suspension geltend machte, D. S. 8, 3, S. 132, lautet der zweite dahin, daß die Konferenz nicht glaube, daß eine ganze Gemeinde in den Bann getan werden könne. Dieser Punkt war durch einen von uns geschriebenen Satz veranlaßt worden, in dem wir etwas drastisch erklärt hatten: „Wenn eine Gemeinde einen Bann verhängt um anderer Dinge (als klarer Unbußfertigkeit über offenbare Urgernisse in Lehre und Wandel) willen, so ist sie in den Bann zu tun, wenn sie nicht Buße tut“, D. S. 8, 2, S. 115. — Wir wollten mit diesem Ausdruck nicht sagen, daß man alle einzelnen in einer als Einheit sündigenden und unbußfertigen Gemeinde befindlichen Glieder in Bausch und Bogen für Heiden und Zöllner halten solle, sondern wir hatten damit nur Aufhebung der Bruderschaft mit der Gemeinde als Einheit gemeint, bei der man sich das Urteil über die Einzelnen vorbehalte, — wie wir später erklärten, s. D. S. 8, 3, S. 154. Unser Satz war seinem Wortlaut nach mit Recht von jener Konferenz beanstandet worden. — Die beiden andern Punkte in dem Schreiben der Kon-

ferenz fließen wie die Einsendung des an erster Stelle erwähnten Remonstranten aus der Anschauung, daß nur die Lokalgemeinde als die allein von Gott gestiftete Form der Kirche, die Gewalt der Schlüssel habe, während die Synode, als ein rein menschlicher kirchlicher Verband, dieselben nicht besitze.

Wesentlich dieselbe Ansicht über Lokalgemeinde und Synode liegt dem längeren Schreiben eines Bruders aus jener Konferenz zu Grunde. Er meint zunächst, daß die präsidiale „Suspension (in vielen Fällen wenigstens) eine dem Zweifel (an ihrer rechtmäßigen Verhängung) unterworfenen Sache sei“; darum könne sie dem Banne nicht gleichstehen. „Man kann nicht eine Person in den Bann tun, über deren Unbußfertigkeit ein Zweifel herrscht,“ D. S. 8, 3, S. 133. — Hierzu ist zu bemerken, daß der letzte Satz ja absolut richtig ist; aber im ersten Satz ist Suspension in abstracto, Suspension der Idee nach, mit einzelnen möglichen konkreten Fällen von Suspension verwechselt. Auch jeder einzelne konkrete Fall von Ortsgemeindebann ist als solcher „dem Zweifel (an seiner rechtmäßigen Verhängung) unterworfen“; der Bann in abstracto, d. h., wenn er so verhängt ist, wie er verhängt werden soll, ist es nicht. Dasselbe gilt auch von der Suspension. — Zum andern spricht auch dieser Einsender den klaren Satz aus: „Suspension kann auch darum dem Bann nicht gleichgestellt werden, weil der Herr Christus nur einer Körperlichkeit die Macht dazu gegeben hat, nämlich der Lokalgemeinde, wie es Matth. 18 heißt: „Sage es der Gemeinde,“ a. a. D. S. 134. — Dies ist der von uns bekämpfte Grundirrtum in der ganzen Diskussion. — Von diesem Grunde aus spricht der Einsender den weiteren irrigen Satz aus: Gott hat mir geboten, das Urteil einer (Lokal-) Gemeinde, von dessen Richtigkeit ich keine Kenntnis habe, zu respektieren. Aber dies Gebot hat Gott mir nicht gegeben in Bezug auf das „menschliche Ding Synode“. Sie hat nicht die Macht, den Bann zu verhängen. . . . Die Synode kann es daher auch nicht als ein Recht beanspruchen, daß man ihr in Gewissenssachen glaube, wie das eine Gemeinde beanspruchen kann, wenn ich ihr nicht das Gegenteil zu beweisen imstande bin. . . . Der Synode fehlt die göttliche Autorität. — Hier ist der sehr gefährliche Irrtum vorhanden, daß die Ortsgemeinde als äußerliches Institut, weil als solches von Gott gestiftet, eine von Gott verliehene Autorität besitzt, kraft deren sie nicht nötig hat, die Rechtmäßigkeit eines von ihr vollzogenen Bannes andern Brüdern aus der Schrift nachzuweisen, son-

dem ihr Bann muß diesen eo ipso, d. h. allein deshalb, weil sie ihn verhängt hat, gelten, bis man ihr die Unrechtmäßigkeit desselben nachweist. — Damit ist natürlich jede Gemeinde zu einem Päpftlein, zu einer wenigstens zeitweilig geltenden Autorität neben dem Worte Gottes gemacht. — Schließlich sticht auch dieser Remonstrant den schon von jener Konferenz inkriminierten Satz mit Recht an, daß eine ganze Gemeinde in den Bann getan werden könne.

Allen drei Remonstranten ist die Anschauung gemein, daß die äußerliche Ortsgemeinde als äußerliches Institut von Gott gestiftet und als solches mit dem Amt der Schlüssel betraut sei, während kein anderes äußerliches Kircheninstitut, namentlich die Synode nicht, von Gott gestiftet, sondern ein menschliches Institut und um deswillen auch nicht mit dem Amt der Schlüssel, also auch nicht mit der Banngewalt, ausgerüstet sei. Im späteren Verlauf der Diskussion tritt diese Anschauung noch in anderer Form zutage. Man sagte z. B.: Allein die Ortsgemeinde ist Kirche im wahren Sinne des Wortes, die Synode kann man nur in einem **mißbräuchlichen** Sinne Kirche nennen; nur jene hat das von Gott gestiftete Amt, diese als eine rein menschliche Kirchenverbindung nicht. — Wir sind schuldig, hier besonders darauf hinzuweisen, daß wir (der Schreiber dieses Artikels, der auch jene Artikel in Jahrg. 8, No. 2, 3 ff. der D. S. geschrieben hat) anfänglich die Stellung, daß die Ortsgemeinde die **göttlich gestiftete** Erscheinungsform der unsichtbaren Kirche, . . . die Synode eine **rein menschliche** Kirchenform sei, selbst geteilt und des öfteren zum Ausdruck gebracht haben, s. D. S. 8, 3, S. 148. 149. 152; so sehr war uns wie andern die allgemein falsch verstandene Walthersche Betonung der Ortsgemeinde in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst eine besondere göttliche Stiftung des Pfarrgemeindeamts in dem Pfarrgemeindevorband haben wir anfänglich noch selbst behauptet, wie D. S. 8, 3, S. 152 zu lesen ist — eine ebenso unrichtige Behauptung wie die erstere, die uns die Überzeugung unsrer Gegner in dem eigentlich umstrittenen Punkt (ob die synodale Suspension wesentlich Bann sei) ungemein erschwerte. Wogegen wir aber von allem Anfang an mit aller Entschiedenheit austraten, war die schier allgemein herrschende Ansicht, daß nur die Ortsgemeinde Kirche im wahren Sinne des Wortes und darum allein Inhaberin der Schlüsselgewalt sei, die Synode dagegen, als ein menschlicher Kirchentörper, die Schlüsselgewalt nicht besitze. Ein großer Teil unsrer Ausführungen in No. 3, Jahrg. 8 der D. S. ist dem Nachweis gewidmet, daß auch

eine Synode trotz ihrer menschlichen Form Kirche im wahren Sinne des Worts und deshalb auch Inhaberin der Schlüsselgewalt sei, weil es uns feststand, daß es ja die Gemeinde der Heiligen ist, welcher Gott alle himmlischen Güter zur Verwaltung übergeben hat. Wir mußten zu diesem Zweck die Lehre der Schrift von der Kirche und dem ihr gegebenen Amt von Grund auf darlegen und dabei scharf unterscheiden zwischen dem eigentlichen inneren Wesen der Kirche (Gemeinde der Heiligen) und ihren äußeren Erscheinungs- oder Verfassungsformen (Ortsgemeinde, Parochialgemeinde, Stadtgemeinde, Synode etc.) und wiesen nach, daß keine Kirche den Befehl, das Evangelium zu predigen oder die Schlüsselgewalt insofern und von deswegen hat, weil sie äußerlich so oder anders konstituiert sei, sondern allein insofern und um deswillen, daß sie Gemeinde der Heiligen ist. Denn „diese wahre Kirche der Gläubigen und Heiligen ist es, welcher Christus die Schlüssel des Himmelreichs gegeben hat, und sie ist daher die eigentliche und alleinige Inhaberin und Trägerin der geistlichen, göttlichen und himmlischen Güter, Rechte, Gewalten, Ämter etc., welche Christus erworben hat, und die es in seiner Kirche gibt,“ Walthers, A. u. N. I. These 4. — Ob die äußere Form oder Verfassung einer Kirche göttlich oder menschlich ist, hat nichts mit der Frage zu tun, ob sie die Schlüsselgewalt hat. Letzteres hängt ganz ausschließlich von der Frage ab, ob sie eine Gemeinde der Heiligen ist. Und dies wiederum ist allein und mit Sicherheit daran erkennbar, daß sie Gottes Wort treibt, Jes. 55, 11. Luther: „Auf daß wir lernen, daß dasselbst die Kirche und Gemeinde Gottes sei, wo das Wort gehöret und gelehret wird, es sei gleich mitten in der Türkei, oder im Papsttum, oder auch in der Hölle. Denn Gottes Wort ist es, das die Kirche macht; das ist der Herr über alle Örter; an welchem Ort nur dasselbe gehört wird, da sollst du es gewiß davor halten, schließen und sagen: Hier ist gewißlich Gottes Haus, hier steht der Himmel offen.“ „Also siehet auch niemand die Kirche, muß sie allein bei des Worts Zeichen gläuben, welches Wort unmöglich ist, daß es erschallen sollte, denn nur in der Kirche durch den Heiligen Geist (D. S. Jahrg. 9, No. 1, S. 102). In doppelter Weise ist das Erschallen des Evangeliums unfehlbares Kennzeichen des Vorhandenseins einer Gemeinde der Heiligen an einem Ort: 1) weil das Evangelium ein unfehlbarer Same der Kirche ist; 2) weil nur die Kirche durch den Heiligen Geist das Evangelium predigen kann. Nun hat aber auch der äußerlich menschliche Kirchenverband Synode dies Kenn-

429

P. 1469

zeichen: er predigt und treibt stark das Evangelium, sowohl auf seinen Versammlungen, wie unversammelt durch seine Beamten, seine Lehrer und Konstituenten. Ergo ist in ihm eine Gemeinde der Heiligen vorhanden, der Gott die Predigt des Evangeliums oder die Gewalt der Schlüssel gegeben hat. Darum ist aber auch das Handeln der Synode mit einem ärgerlich Wandelnden oder Lehrenden nach Matth. 18, 17, Bann, respektive Ausschluß von der Bruderschaft, vorausgesetzt natürlich, daß alle dort angegebenen Momente innegehalten sind.

Von diesem Punkte aus (daß die Synode trotz ihrer menschlichen äußeren Verfassung Kirche im wahren Sinn des Wortes sei) spitzte sich die Diskussion auf die besondere Frage nach der göttlichen Stiftung der sogenannten Ortsgemeinde und ihrem Amte zu. In dem Quartalschriftartikel „Zur Verständigung in der Diskussion über Kirche und Amt“, Jahrg. 9, No. 3, S. 182ff. treten die Gegensätze zwischen den beiden Parteien sehr scharf heraus. Unsere Opponenten hatten ihre Meinung in einem gedruckten Pamphlet von sechzehn Thesen niedergelegt. Darnach lehrten sie (wir fassen zusammen):

1. Die Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes ist unsichtbar; sie besteht aus der Gemeinde der Heiligen, die von Gott durch das Wort geschaffen ist. Nur ihr hat der Herr das Evangelium, oder das Predigtamt, oder die Schlüssel des Himmelreichs zur Verwaltung übergeben.
2. Unter allen möglichen äußeren und sichtbaren Kirchenformen ist nur eine von Gott gestiftet und darum allein für eine wahre Kirche zu halten: die Orts- oder Pfarrgemeinde, d. i. „ein solcher Haufe von Getauften und Gläubigen, die zu einem Pfarrer gehören.“ (Dies letztere nach Luther, St. L. N. XIX, 958; Erl. A. Opp. var. arg., IV, 373ff., der hier total mißverstanden ist.)
3. Unter allen möglichen Predigtamtsformen ist nur eine von Gott gestiftet: das Ortsgemeinde- oder Pfarramt, alle anderen sind menschlicher Einrichtung, namentlich die synodalen Lehramter.
4. Diese Ortsgemeinde und ihr Pfarrer allein haben darum Recht und Beruf, das Evangelium oder das Predigtamt oder die Schlüssel des Himmelreichs von Gottes wegen zu verwalten; keine andre Kirchen- und Predigtamtsform hat dazu Recht und Beruf.

5. Darum ist jeder Christ ordentlicher Weise von Gottes wegen an die Ortsgemeinde und ihr Pfarramt gebunden, aber an keine andre Kirchen- und Predigtamtsform.
6. Die Synode ist nicht Kirche im wahren Sinn des Worts, sondern nur eine die einzelnen Orts- oder Pfarrgemeinden zu einem menschlichen Verein zusammenschließenden und sie für gewisse äußerliche Zwecke vertretende Körperschaft (Repräsentativkirche).
7. Darum hat die Synode nur solche äußere Gewalten, als ihr von den einzelnen wahren Kirchen übertragen werden. Sie hat nicht in sich das Amt des Worts und der Sacramente oder das Predigtamt oder die Schlüsselgewalt und kann daher auch weder predigen, noch Sacrament reichen, noch Kirchenzucht üben, es sei ihr denn dies alles von den einzelnen wahren Kirchen — den Ortsgemeinden — ausdrücklich übertragen.
8. Wenn die Synode dennoch predigt, die Schlüsselgewalt gebraucht, ohne im Auftrag und in Vertretung der Ortsgemeinden zu handeln, so tut sie das ohne göttlichen Beruf, rein als eine Privatfache. Ihre Wortverwaltung ist wohl gültig und kräftig, weil das von ihr gehandhabte Wort in sich kräftig ist; aber ihr Tun bleibt ein unberufenes und ist ein Eingriff in das von Gott gestiftete Ortsgemeindeamt.
9. Auch Bruderschaft konstituiert die Synodalgemeinschaft nicht; das tut nur die Ortsgemeindemitgliedschaft.
So unsre Opponenten in der damaligen Diskussion. Welches war nun unsre Stellung?

I. Mit Satz 1 stimmten wir völlig überein. —

Zu allen folgenden Punkten mußten wir in scharfen Gegensatz treten. Gegen Satz 2 lehrten wir, indem der Unterzeichnete seine eigene frühere Stellung teilweise korrigierte:

- II. Es gibt nur eine von Gott durch das Wort geschaffene Kirche — die Gemeinde der Heiligen — mit dem göttlichen Befehl oder Auftrag, das Evangelium rein, reichlich und ordentlich bei sich und in aller Welt zu verkündigen und die Sacramente richtig zu verwalten. Es gibt keine von Gott besonders gestiftete äußere Kirchenform oder -gestalt. Auch die sogenannte Orts- oder Pfarrgemeinde, besonders wie sie von den Gegnern definiert wird, ist kein von Gott besonders gestiftetes Institut, wie denn überhaupt die Kirche in keinem Sinne ein Institut, sondern im-

mer — auch als sichtbare Kirche — eine heilige Gemeinde mit dem Auftrag, das Evangelium zu predigen, ist. Was an der äußeren Kirche Institut zu nennen ist, ist menschlicher Einrichtung. Alle äußeren Gemeinde- oder Kirchengestaltungen des Neuen Testaments sind, soweit sie nicht aus dem Wesen der Kirche und ihrem göttlichen Auftrag fließen, teils durch die von Gott der Kirche verliehenen Gaben, Eph. 4, teils durch die rein natürlich-menschlichen Verhältnisse, unter denen die Kirche irgendwo auf Erden lebt, bedingt. —

Im übrigen ist die Ortsgemeinde nicht mit dem angeführten, falsch verstandenen Luther als „ein Haufe von Getauften und Gläubigen, die zu einem Pfarrer oder Bischof gehören“, zu definieren, sondern mit Christo als „zwei oder drei, die auf seinen Namen versammelt sind“, Matth. 18, 20, und mit Walther (Rechte Gestalt, Theol. 1) als „eine Versammlung gläubiger Christen an einem bestimmten Ort, bei welchem Gottes Wort . . . rein gepredigt wird . . ., denen jedoch immer auch falsche Christen . . . beigemischt sind,“ vgl. D. S. Jahrg. 9, No. 3, S. 194 f. — Der zweite Satz der Gegner stellt eine irrende Lehre von den Kennzeichen der Kirche auf. Er macht das Vorhandensein einer bereits in bestimmter Weise verfaßten Ortsgemeinde zum Kennzeichen der Kirche, während Schrift und Bekenntnis nur die Predigt des Evangeliums und die rechte Verwaltung der Sakramente zu Kennzeichen der Gemeinde der Heiligen, machen, Matth. 18, 20; Melancthons Traktat, § 24, S. 333.

- III. Es gibt nur ein einziges von Gott eingesetztes **Predigtamt**: das **genus Amt des Worts und der Sakramente**, Matth. 28; Mark. 16; Luk. 24; 2. Kor. 3, 6 ff.; 5, 18 ff.; Kol. 3, 16; 1. Kor. 11 etc., Conf. Aug. 5; Apol. 13, §§ 7. 11; C. F. XI, 29; XII, 30; dies **eine** Predigtamt, d. i. die **Funktion** der Predigt des Worts und der Spendung der Sakramente, ist in jeder ordentlichen menschlichen Form oder species göttlicher Einsetzung. Es gibt aber, wenn wir vom Apostolat absehen, keine von Gott besonders gestiftete ordentliche Predigtamtsform; auch die species Ortsgemeindepredigt- oder Pfarramt ist darüber hinaus, daß sie eine **ordentliche** Form ist, als **Form** nicht besonders von Gott gestiftet oder befohlen. Alle Predigtamtsformen fließen, insofern sie nicht Amt des Worts selbst

sind, teils aus den von Gott der Kirche gegebenen besonderen Gaben, Eph. 4, teils aus den natürlichen und menschlichen Verhältnissen, unter denen die Kirche irgendwo auf Erden lebt. Anders machte sich durch die Umstände die Form des Predigtamts in Jerusalem, Akt. 15, 4. 6, anders in Korinth, 1. Kor. 14, anders zu Luthers Zeiten bei dem rohen deutschen Volk (Luther: XX, 1675 ff.), anders in einer kleinen, anders in einer großen Gemeinde. — Daß auch Luther das Pfarramt nicht als das von Gott gestiftete genus des Amts, sondern nur als eine species desselben neben andern ansieht, geht aus seinem „Sermon, daß man Kinder zur Schule halten soll“, St. L. N. X, 2. S. 423 f., hervor, wo er sagt: „Ich hoffe ja, daß die Gläubigen . . . wohl wissen, daß der geistliche Stand sei von Gott eingesetzt und gestiftet. . . . Den Stand meine ich, der das Predigtamt und **Dienst des Worts und der Sakramente hat** . . . , als da ist: das Pfarramt, Lehrer, Prediger, Leser, Priester, die man Kapläne nennt, Küster, Schulmeister und was zu solchen Ämtern und Personen mehr gehört (s. auch bei Walthers, A. u. N., Teil II, Theil. II, 3, Jubil. Ausg. S. 196). Wir setzen hinzu: Theologische Professoren, Collegeprofessoren, Synodalpräsidenten, Visitatoren, Reiseprediger etc., sofern sie das Evangelium von Kirche wegen lehren. Daß auch Walthers das Amt eines Collegeprofessors, sofern es Gottes Wort treibt, für göttliche und nicht menschliche Ordnung hält, obwohl es doch seiner Form nach rein menschlich ist, geht aus seinen Brosamen, S. 346 ff., hervor, wo er schreibt: „Es ist nicht eine menschliche Ordnung, daß es Männer in der Kirche gibt, die gottselige Knaben erziehen und unterrichten, damit sie einst das Amt, das die Veröhnung predigt, zu führen vermögen. Ihr Amt ist ein heiliges, göttliches Amt, ein Zweig des Amts, das Christus einst mit **überreichung der Schlüssel des Himmelreichs auf Erden stiftete und aufrichtete**. . . . Es ist dasselbe nicht nur eine göttliche Stiftung etc.“ (Vgl. N. S. Jahrg. 9, No. 4, S. 245 f.)

IV—VIII. Jede Versammlung von Christen, welcher Art sie auch sein mag, ob Ortsgemeinde, Konferenzversammlung, Synodalversammlung, ob zeitweilig oder dauernd beisammen, ob anständig oder auf Reisen befindlich, hat das Amt der Schlüssel und den göttlichen Beruf, sie zu gebrauchen, so sie nur auf den Namen Christi versammelt ist; und sie ist an der Handhabung des Evan-

geliums sicher als Gemeinde der Heiligen erkennbar. Auch eine Repräsentativkirche wie die Synode ist **zugleich Kirche für sich** und hat alle Rechte, Gewalten und Pflichten derselben. Sie hat aber keine andre Gewalt über andre Synoden oder auch nur über die zu ihr gehörigen Gemeinden als die Brüdergewalt. Synodalgemeinschaft schließt ebenso gut Brüderschaft wie Ortsgemeindemitgliedschaft.

- IX. Zu Punkt 5. — Da die Kirche nicht eine Anzahl für sich bestehender Einzelchristen, sondern eine einheitliche **Gemeinde** von Heiligen, der Leib Christi, ist, in dem alle Glieder durch den Glauben mit dem Haupt Christo verbunden sind, und einer des andern Glied ist, Eph. 4, so ist es nicht nur Gottes ausgesprochener Wille, sondern liegt auch in der Eigenart jedes Christen, Eph. 4, daß er sich mit andern Christen zur Erbauung des Leibes Christi durch gemeinschaftliche Predigt des Evangeliums zusammenschließt. Er muß sich zu Christo und seinen Gliedern auf Erden bekennen, und deren Kreuz und Last mittragen. So entstehen Ortsgemeinden, Konferenzen, Synoden und Synodal-konferenzen. Dabei ist der formelle äußere Anschluß an die Zivilkörper Ortsgemeinde, Synode etc. ganz und gar ein Ding der christlichen Freiheit.
- X. Da alle Christen geistliche Priester, und zwar gleiche Priester sind, der Herr aber seiner Kirche zur Erbauung seines Leibes besondere Lehr- und Hirten- und Regiergaben gibt, und will, daß in der Kirche alles ehrlich und ordentlich zugehe, so hat die Kirche in jeder äußeren Gestalt den Befehl, tüchtige Kirchendiener zu berufen, und soll niemand in der Kirche predigen oder Sakrament reichen ohne ordentlichen Beruf.
- XI. Auch der Befehl an die Kirche, Zucht an ihren Gliedern zu üben, gilt der Kirche nicht nur in der Form der sogenannten Ortsgemeinde, sondern der Kirche als Gemeinde der Heiligen in jeder äußeren Gestalt. Auch die Synode ist in ihrer Versammlung und in ihrer Organisation immer Ortsgemeinde. Es ist darum eine Begriffsverwirrung, wenn man das Wort des Herrn „Sage es der Gemeinde!“ zu dem Wort „Sage es der Synode!“ in Gegensatz stellt. Darin ist die Schlüsselgewalt in die äußere Form der Kirche anstatt in ihr eigentliches Wesen (Gemeinde der Heiligen) gelegt. Unser Bekenntnis, Luther und andere

Väter übersezen darum das „Sag's der Gemeinde“ auch mit „Sag's der Kirche“, Traktat, § 24, S. 333, weil Gemeinde oder Kirche absolut identische Begriffe sind. Es versteht sich von selbst, daß eine Kirche, der man es sagen soll, als örtlich versammelt gedacht ist.

Aus dem späteren Quartalschriftartikel (Jahrg. 15, No. 2, S. 101) über „Luthers Lehre von Kirche und Amt“ drucken wir noch folgendes Zitat ab:

„Darum halte das fest, wer nicht irren will: daß die Christenheit sei eine geistliche Versammlung der Seelen in einem Glauben, und daß niemand seines Leibes halben werde für einen Christen geachtet; auf daß er wisse, die natürliche, eigentliche, rechte, wesentliche Christenheit stehe im Geiste und in keinem äußerlichen Ding, wie das mag genannt werden. . . . Auf diese Weise redet die Heilige Schrift von der heiligen Kirche und Christenheit und hat keine andre Weise zu reden.“ — „Nach der (römischen Weise zu reden) heißt man die Christenheit eine Versammlung in ein Haus oder Pfarre, Bistum, Erzbistum, Papsttum, in welcher Sammlung gehen die äußerlichen Gebärden als Singen, Lesen, Meßgewand. Und vor allen Dingen heißt man hier die Bischöfe, Priester und Ordensleute den geistlichen Stand. . . . Wiewohl nun dem Wörtlein geistlich oder Kirche hier Gewalt geschieht, daß solch äußerlich Wesen also genannt wird . . . , so hat doch der Brauch überhand genommen, nicht zu kleiner Verführung und Irrtum vieler Seelen, die da meinen, solch äußerlich Gleiß sei der geistliche und wahrhafte Stand der Christenheit oder Kirche. Von dieser Kirche, wo sie allein ist, steht nicht ein Buchstabe in der Heiligen Schrift, daß sie von Gott geordnet sei.“ XVIII, 1002f.

Luthers Lehre vom Amt haben wir im obigen Artikel in folgende Thesen gefaßt:

1. Es gibt nur ein Amt in der Kirche; das ist das Amt des geistlichen Priestertums. Das öffentliche Amt ist nur ein anderer Brauch desselben Priestertums.
2. Dies Amt (Befehl und Gewalt, das Evangelium zu predigen) ist nicht einem von Christo vornemweg eingesetzten besonderen Amtsstande zur öffentlichen Verwaltung („Brauch“) übergeben, sondern ist allen Christen als geborenen und von Gott gesalbten Priestern gemein, und zwar auch dem Brauche nach.

3. Der Gemeinschaft Recht und das Gebot der Ordnung erfordern, daß innerhalb der Gemeinde alle diejenigen Funktionen des Amts, die sich ohne Unordnung nicht von allen zugleich verrichten lassen, und diejenigen, zu deren Ausrichtung nicht alle Christen gleichermaßen befähigt sind, einzelnen tüchtigen Personen zur gemeinschaftlichen Verwaltung übertragen oder überlassen werden.
4. Der Herr gibt der Kirche zur öffentlichen Verwaltung des Amts besondere Gaben, d. h. tüchtige Personen, und nur solchen soll dieselbe befohlen werden.
5. Wer von einer Gemeinde von geistlichen Priestern in die öffentliche Verwaltung des Amts christlich berufen ist, ist von Gott berufen, und es gebührt dem treuen Verwalter des Amts die von Gott vorgeschriebene Ehre.
6. Das öffentliche Predigtamt in genere ist göttlicher Einsetzung, nicht etwa bloß die eine Spezies Pfarramt. Seine besonderen Gestalten nimmt es aus den Umständen.

Wir wiederholen hier die in obigem Artikel der Quartalschrift gemachte Bemerkung, „daß wir Walthers Identifizierung von öffentlichem Predigtamt und Pfarramt nicht für glücklich halten“. Siehe Überschrift und die erste These vom Predigtamt in „A. u. N.“ und was die folgenden Thesen drauf bauen. Auch Luther setzt oft genug Pfarramt für Predigtamt. Aber er macht auch oft genug klar, daß er dann in der Redeweise species pro genere redet und allen öffentlichen Dienst am Wort mit dieser Hauptspezies bezeichnet. So sagt er XX, 1098: „Über die heiligen Orden und rechten Stifte, von Gott eingesetzt, sind diese drei: das Priesteramt (Pfarramt), der Ehestand, die weltliche Obrigkeit. Alle die, so im Pfarramt oder Dienst des Wortes funden werden . . . , als die da predigen, Sakrament reichen, dem gemeinen Rasten vorstehen, Krüster und Boten oder knechte, so solchen Personen dienen. Solches sind eitel heilige Werke vor Gott.“

IX, 1274: „Die nun solches tun (das Evangelium predigen), die sind Älteste oder Bischöfe, wenn sie auch nur schlechte Dorfpfarrer sind.“

X, 1599, 87: „Denn bei dem heiligen Paulus wird der für einen Bischof gezählt, dem das Wort befohlen ist.“

XIX, 1269, 110: „Also bleibt nichts im Pfarramt oder Predigtamt denn das einzige Werk, nämlich geben oder darreichen das Evangelium, von Christo befohlen zu predigen.“

XVII, 1116: „Denn das Predigtamt oder Bischofsamt ist das höchste, — welches der Sohn Gottes selbst geführt hat und alle Apostel, Propheten und Patriarchen . . . , jetzt heißen wir's Pfarrherren und Prediger oder Seelsorger.“ S. 1148—1157 nennt er es wiederholt ministerium evangelii. S. 1155 nennt er auch das Visitatorenamt „Gottes Gebot“ und betont die Notwendigkeit der Synoden. Die Universitäten nennt er custodes doctrinae, die die christliche Lehre bewahren sollen.“ Nimmt man dazu das bekannte Zeugnis aus X, 423, 2ff.: „Ich hoffe ja, daß die Gläubigen wohl wissen, daß der geistliche Stand sei von Gott eingesetzt . . . als da ist: Pfarramt, Lehrer, Prediger, Leser, Priester . . . , Küster, Schulmeister etc.“, so ist klar, daß Luther das Pfarramt nicht deshalb von Gott gestiftet sein läßt, weil es Pfarr-, sondern weil es -amt, d. h. öffentlicher Dienst am Wort ist. — In Walthers Darstellung bleibt dies unklar. Es erscheint so, als ob das Pfarramt das Predigtamt schlechtthin sei. Nimmt man dazu, daß Walthers sagt: „Das heilige Predigtamt oder Pfarramt ist ein von dem Priesteramt, welches alle Gläubigen haben, verschiedenes Amt“, während Luther es nur einen „andern Brauch“ nennt, so ist erklärlich, wie in den Köpfen der Masse die irrige Meinung entstehen konnte, das Pfarramt sei das einzige von Gott gestiftete Amt und alle anderen Formen des öffentlichen Predigtamts wie das Professoren-, Schullehrer-, Visitator-, Präsesamt etc. seien nur insofern göttlich, als sie vom Pfarramt abgeleitet werden könnten, obwohl ja Walthers selbst das Collegeprofessorenamt für eine göttliche Ordnung erklärt. Mit großer Genugtuung sehen wir, daß Dr. F. Pieper in seiner Dogmatik die Identifizierung von Predigtamt und Pfarramt vermieden hat, wenn er auch in einem Zitat aus Walthers die Identifizierung notgedrungen hat stehen lassen müssen. —

Mit der irrigen Ansicht von der alleinigen göttlichen Stiftung des Pfarramts ging die Verderbung des Begriffs Ortsgemeinde, der bei Walthers so korrekt ist, Hand in Hand. Aus der Anzahl Christen eines Orts wurde ein Haufe von Getauften und Gläubigen, „so zu einem Pfarrer gehören“, — während in dem Lutherwort das „Einem“ Zahlwort im Gegensatz zu „mehreren“ ist — ein Fehler, den leider auch andere seitdem wieder gemacht haben.

Um zusammenzufassen, so handelte es sich in der Diskussion über die Lehre von Kirche und Amt, die uns vom Jahre 1911 an mehrere Jahre bewegte, um die Frage, ob die Synodalsuspension, wenn sie auf Grund von Matth. 18, 17 rechtmäßig verhängt sei, in allem Wesentlichen Bann sei. Wir hatten das behauptet, unsre Gegner sagten Nein dazu. — Sie begründeten ihr Nein mit der Behauptung, nur die Orts- oder Pfarrgemeinde könne bannen, weil sie die einzige von Gott gestiftete Kirche sei und allein das von Gott gestiftete Predigtamt, nämlich das Pfarramt, und somit das Amt der Schlüssel, habe; jede andre Kirchenform, namentlich die Synode, sei menschlichen Rechts und habe darum das göttliche Predigtamt und die Gewalt der Schlüssel nicht.

Wir begründeten unser Ja damit, daß wir lehrten: Es gibt nur **eine** von Gott gestiftete Kirche; das ist die Gemeinde der Heiligen. Sie ist Kirche und hat das Predigtamt oder die Gewalt der Schlüssel in jeder Form der Zusammensetzung. Die Form Pfarrgemeinde und Pfarramt ist ebensowenig besonderer göttlicher Stiftung wie die Form Synode und Synodalspredigtamt oder eine andre Form von Kirche und Amt. Die äußere Form berührt das Wesen der Kirche und ihres Amtes nicht.

Die Diskussion schlug nicht nur insofern zum Segen unsrer Synode aus, als wir durch dieselbe zu einer klareren und tieferen Erkenntnis der Lehre von Kirche und Amt wie des Evangeliums überhaupt gelangten, sondern auch insofern, als uns so mancher gesunde eregetische Grundsatß dabei wieder zu Bewußtsein geführt wurde.

U g. P i e p e r.

Warum unsere Schulen nicht akkreditieren lassen?

(Fortsetzung, statt Schluß.)

4. Der Lehrer als Erzieher.

In den bisherigen Ausführungen sind besonders zwei Tatsachen hervorgehoben worden, daß nämlich durch Akkreditierung die akkreditierte Schule praktisch in das System der akkreditierenden aufgenommen wird; und daß Erziehung und Unterricht sich im praktischen Leben nicht trennen lassen.

In bezug auf die erstere gebe man sich keinen Täuschungen hin. Nominell bleibt allerdings die akkreditierte Schule selbständig; aber infolge der Aufsicht, unter die sie durch die Akkreditierung gestellt ist, und infolge der Regulierung, die sie sich um der Akkreditierung willen gefallen lassen muß, ist die Selbständigkeit zum größten Teil illusorisch geworden. Der Schein mag noch eine Zeitlang gewahrt werden, es mag eine organische Verschmelzung erst später, vielleicht überhaupt nie, eintreten, das ändert an der Sache nichts. Praktisch hat die akkreditierte Schule ihre Selbständigkeit aufgegeben.

Die zweite Tatsache, daß Erziehung und Unterricht wohl theoretisch unterschieden werden müssen, aber praktisch nicht getrennt werden können, dürfte kaum noch von einem namhaften Pädagogen bezweifelt werden. Es ist von Wichtigkeit, daß wir bei allen Schritten, die wir bezüglich unsers Schulwesens unternehmen, uns dieser fundamentalen Tatsache klar bewußt bleiben und sie in Anschlag bringen.

Dadurch wird unsere Aufmerksamkeit auf die Person des Lehrers, der durch seinen Beruf zugleich und vor allen Dingen Erzieher ist, gelenkt. Erziehung läßt sich vielleicht sehr allgemein als die Beeinflussung Unmündiger durch Mündige definieren. Diese Beeinflussung ist eine bewußte. Es mögen ja mancherlei Faktoren einen bestimmenden Einfluß auf Unmündige und die Bildung ihres Charakters ausüben; es mag ein solcher bestimmender Einfluß von Mündigen zu Zeiten ihnen selbst unbewußt auf Unmündige ausgeübt werden; soweit der zu Erziehende in Betracht kommt, mögen solche Einflüsse von großer, vielleicht entscheidender Bedeutung für seine Erziehung sein; doch wird man kaum, wenn es sich um Erziehung

im transitiven Sinn handelt, umhin können, in eine Definition das Moment des Bewußten, Beabsichtigten, aufzunehmen. Zumal von der Erziehung in der Schule muß man sagen, daß sie die bewußte Beeinflussung des Zöglings seitens des Lehrers ist.

Die Wichtigkeit des Lehrers als Erziehers kann nicht zu hoch eingeschätzt werden. Im praktischen Leben wird dieser Punkt allerdings vielfach außer Betracht gelassen, oder seine Bedeutung wird zum wenigsten nicht nach Gebühr berücksichtigt. Gar häufig fragt man nur darnach, ob der „Lehrer“ die erforderlichen Kenntnisse besitzt, manchmal genügt es, daß er überhaupt bereit ist, den Schuldienst zu übernehmen; zu schweigen von der leidigen Gehaltsfrage, die oft sehr zum Schaden der Schule, d. h. zur zeitlichen und ewigen Gefährdung der Kinderseelen, den Ausschlag gibt. Ich habe vor Jahren einmal in *The World's Work* Erinnerungen eines früheren Lehrers (der öffentlichen Schule), der während der Wintermonate Schule hielt und im Sommer sich als Farmknecht vermietetete, gelesen. Er erzählt, daß man ihn, wenn er sich um eine Stelle als Pferdeknecht bewarb, einem viel rigoroseren Examen unterworfen habe, als wenn er seine Dienste für die Schule anbot. Man erkannte wohl, daß, wenn die Pferde nicht Schaden nehmen sollten, der Knecht nicht nur gewisse Kenntnisse und Fähigkeiten besitzen, sondern auch von der rechten Gemütsart sein müsse. Leider aber zeigte man bezüglich der Wahl eines Erziehers für die Kinder nicht den selben praktischen Sinn.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes die Anforderungen, die man an einen Lehrer und Erzieher stellen muß, und die Eigenschaften, die er daher haben muß, eingehend zu besprechen. Es handelt sich hier vielmehr darum festzustellen, in welchem Verhältnis der einzelne Lehrer und Erzieher zu dem Erziehungs- (oder Schul-)system steht, in das er eingegliedert ist, unter welchem er also seine Arbeit zu verrichten hat. Wird der einzelne Lehrer von dem ganzen Erziehungssystem beeinflusst, oder bleibt er davon unberührt? Ist er notwendigerweise ein Sklave des Systems, oder kann er dessen Schranken durchbrechen? Kann ein richtiger Lehrer unter einem falschen System etwas Rechtsschaffenes leisten? Und wenn das der Fall ist, wäre dann nicht die ganze Frage nach der Akkreditierung unserer Schulen praktisch belanglos? Könnte man sich dann nicht die prinzipielle Untersuchung der Frage ersparen, indem man einfach nach dem zu erwartenden Vorteile handelte?

Doch geben wir uns über die Tragweite dieser Folgerung keinen Illusionen hin. Wenn die Tatsache, daß ein tüchtiger Lehrer auch in einem schlechten System eine tüchtige Schule führen kann (und das ist eine Tatsache), den Ausschlag in der Frage der Akkreditierung geben soll und geben darf, dann erhebt sich sofort die weitere Frage: Warum dann überhaupt ein eigenes Schulwesen gründen und erhalten? Warum dann nicht lieber die Gelder, die das Unternehmen erfordert, anderweitig nutzbringender verwenden? Warum dann nicht lieber die Mühe, die uns die Erhaltung unsers Schulwesens macht, auf andere Arbeit im Reich Gottes richten, z. B. gesund lutherische Lehrer in den öffentlichen Schuldienst zu bringen? Warum uns dann noch den beständigen Verdächtigungen und Anfeindungen weiter aussetzen, die uns wegen unsres gesonderten Schulsystems treffen, und die uns den Weg zur Arbeit an Außenstehenden blockieren? — Wenn die Tatsache, daß ein guter Lehrer nicht vollständig von dem Schulsystem abhängig ist, unter dem er arbeitet, die Bedenken gegen Akkreditierung zerstreut, dann ist sie zugleich auch ein unwiderlegliches Argument gegen die Unterhaltung eines besondern Schulwesens überhaupt. Wer um dieser Tatsache willen für Akkreditierung unsrer Schulen eintritt, muß konsequenterweise in soweit auch ein Gegner unsers kirchlichen Schulwesens sein.

Wir werden daher nicht umhin können, der Frage einige Aufmerksamkeit zu widmen, inwiefern ein Lehrer von dem System abhängig ist. Dabei werden wir die Eigenschaften, die einen guten Lehrer ausmachen, uns kurz ins Gedächtnis rufen müssen. Damit ist dann auch die Frage nach seinem Verhältnis zum System schon mit beantwortet.

Es ist bereits gesagt worden, daß Erziehung, zumal Erziehung in der Schule, die bewußte und beabsichtigte Beeinflussung Unmündiger von seiten Mündiger ist. Es ist ein geflügeltes Wort, das, wenn ich nicht irre, auf Rousseau zurück geht: Wer andere erziehen will, muß selbst erzogen sein. Manchmal wird es auch, etwas schärfer und schneidender, negativ ausgedrückt: Wer selbst nicht erzogen ist, kann auch nicht erziehen. Vielleicht sollte man Dskar Zäger recht geben, wenn er den selben Gedanken lieber so ausgedrückt sehen möchte: Wer erziehen will, muß fortfahren sich selbst zu erziehen. Denn es wird kein Lehrer, auch der älteste und erfahrenste nicht, je dahin kommen, daß seine Erziehung vollständig abgeschlossen wäre. Das ist eben ein Stück der Mündigkeit, daß man seine eigenen Lini-

tationen, seine Unvollkommenheiten, seine beständige Erziehungsbedürftigkeit, erkennt und der Erkenntnis durch fortgesetztes Arbeiten an der eigenen Erziehung Folge gibt. Wer daher nicht beständig sich selbst erzieht, liefert damit den Beweis, daß es ihm an der Mündigkeit fehlt, die für den Beruf des Erziehers unerläßliche Vorbedingung ist. Ein solcher wird als Lehrer nur Unheil anrichten. Wenn wir daher im folgenden die Eigenschaften, die ein Lehrer und Erzieher haben muß, kurz skizzieren, so kann es sich nur um ein Idealbild handeln, dem in Wirklichkeit kein Lehrer ganz entspricht, dem aber jeder rechtschaffene Lehrer in täglicher Selbstzucht nachstrebt.

Da es sich für uns selbstverständlich um christliche Erziehung handelt (die einzige Erziehung, die den Namen verdient; alles andere ist Verziehung), so kann das Ziel nicht besser angegeben werden, als es Paulus tut, 2 Tim. 3, 17: Daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. Um dieses Ziel immer fest im Auge zu behalten und alle erzieherische Arbeit im Hinblick auf dasselbe zu verrichten, muß der Lehrer ein mündiger Christ sein, wie ihn abermals Paulus charakterisiert, Eph. 4, 13: Ein vollkommener Mann, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi. — Es möge hier ein Ausspruch des englischen Pädagogen Thomas Arnold Platz finden: What I want is a man who is a Christian and a gentleman.

Um mit einer Anforderung zu beginnen, die eigentlich überflüssig sein sollte, weil sie sich von selbst versteht, so muß von dem christlichen Erzieher von Beruf verlangt werden, daß er die Stoffe beherrsche, die er unterrichten und durch deren Unterricht er erziehen soll. Wie soll jemand unterrichten, was er selbst nicht versteht! Und wie soll er gar solche Stoffe erzieherisch verwerten! So selbstverständlich diese Forderung ist, so wenig überflüssig ist es doch, daß sie hier erwähnt wird. Sie wird praktisch so vielfach außer acht gelassen. Und es sind nicht nur die öffentlichen Schulen, in denen manchmal unverantwortlich unwissende Personen als Lehrer angestellt werden — mir schwebt eben aus meinen Beobachtungen während der letzten fünf Jahre ein besonders eklatanter Fall vor — sondern auch in unsern eigenen Gemeindeschulen ist der Fehler häufig genug gemacht worden. Das lag vielleicht zum Teil an dem Mangel geeigneter Personen, hatte seinen Hauptgrund aber wohl darin, daß man Geld sparen wollte. (Daß das niedrige Gehalt wiederum manch einen abschreckte, den Lehrerberuf zu erwählen, und somit dazu bei-

trug, den Mangel an geeigneten Lehrern akuter zu machen, sei hier nur nebenbei erwähnt.) Wenn wir uns nicht sorgfältig in jedem einzelnen Falle hüten, Personen mit ungenügenden Kenntnissen anzustellen, so muß das zum Ruin unserer Schule führen, selbst wenn es uns dabei gelingen sollte, das System äußerlich noch zu erhalten. Es werden eben verkehrte Erziehungsergebnisse gezeitigt werden, die mehr Schaden als Nutzen stiften. Die Schule wird innerlich zerfallen.

Eine zweite Forderung, die sich auch eigentlich von selbst versteht, ist, daß der Lehrer die Methode kenne, daß er also das Seelenleben des Kindes einigermaßen versteht, daß er weiß, auf welche Weise sich das Kind neue Kenntnisse aneignet, auf welche Weise er sie also dem Kinde zu vermitteln hat, und daß er vor allen Dingen versteht, wie er die mitzuteilenden Kenntnisse zur Beeinflussung des Gemütes und also zur Erziehung des Zöglings zu verwenden hat. Es steht ja mit der Methode nicht so, daß sie die Hauptsache ist. Es ist die Methode oft übertrieben betont worden. Man denke an Jacotot; oder selbst an Pestalozzi, der auch den Mechanismus seines Verfahrens so sehr für das Wesentliche hielt, daß er meinte, wer nur die rechte Methode befolge, könne gar das Lehren, was er selbst nicht verstehe. Und auch heute noch wird vielfach der Wert der Methode überschätzt; während doch die Kenntnis der Sachen von ungleich höherer Bedeutung ist und bei der Forderung von Methode vorausgesetzt werden muß. Es können wohl die Kenntnisse den Mangel an Methode einigermaßen ersetzen, niemals aber umgekehrt. — Doch ist es eine Forderung, die man an den Erzieher von Beruf stellen muß, daß er methodisch vorgebildet sei. Auch hiergegen ist vielfach gefehlt worden, und wiederum nicht nur in den öffentlichen Schulen — mir schwebt eben ein Fall vor, den ich vor mehr als zwanzig Jahren beobachtet habe, da ein Mann jahrelang Leiter einer städtischen Hochschule war, der an Methode des Unterrichts so ziemlich alles zu wünschen übrig ließ — sondern eben auch in unsern Gemeindeschulen. (Und wie steht es bei den Berufungen an unsere höheren Lehranstalten?)

Die Hauptanforderung, die wir an einen Lehrer stellen müssen, ist die, daß er eine mündige christliche Persönlichkeit, ein fester christlicher Charakter sei. Er muß in seinem Gemüt durch den Glauben in Christum eingewurzelt sein, oder anders ausgedrückt, er muß Christum in seinem Herzen wohnen haben. Sein Glaube an Christum, sein Christentum, darf aber bei ihm nicht lediglich Sache des

Gefühls sein, sondern muß mehr und mehr zu einer völlig bewußten und gewollten werden, so daß dieser Glaube, wie er zunächst den Frieden im Gemüt bewirkt hat, nun auch bewußtermaßen das Denken regiert und das Handeln bestimmt. — Doch da diese Anforderung an die Persönlichkeit des Lehrers sich streng genommen mit den unförmlichen ganzen Erziehungssystem zu Grunde liegenden Anschauungen, was Ziel, Voraussetzung, Mittel unserer Schule im Unterschied von denen der öffentlichen betrifft, deckt, so sei hier nur kurz darauf hingewiesen. Eine etwas weitere Ausführung wird später erfolgen.

Als Kardinaltugend des Erziehers dürfte man wohl die Liebe zu den Zöglingen fordern. Wer ohne Liebe, etwa nur als Quelle des Broterwerbs den Lehrerberuf erwählt, der taugt nicht zum Erzieher, er wird mehr Schaden als Nutzen stiften. Er mag in seiner Schule alles das leisten, was Paulus 1 Kor. 13 aufzählt, er ist doch kein eigentlicher Erzieher. Gott mag trotzdem in den Herzen der Kinder durch seinen Geist eine rechtschaffene Erziehung zustande bringen, aber auf Konto des Lehrers und seiner pädagogischen Pyrotechnik kommt das nicht. Er ist vielmehr als ein Hindernis für die Wirksamkeit des Geistes zu betrachten.

Was ist unter dieser Liebe zu den Kindern zu verstehen? Nicht die fändelnde Liebe, die die Kinder zur eigenen Ergözung gebraucht. Das ist in Wirklichkeit keine Liebe, sondern ihr Gegenteil. Aber auch nicht die bloße natürliche Zuneigung zu den Kindern, die an dem kindlichen Wesen ihr Wohlgefallen hat und die um deswillen gern mit Kindern umgeht und ihnen hilft. Ohne diese Liebe kann wohl niemand ein ordentlicher Erzieher sein, und wer sie nicht als Naturanlage besitzt, muß sie sich erwerben, muß sie durch Übung lernen; aber sie allein befähigt nicht zum Erziehungsgeschäft.

Kinder sind, wie es in der Fabel vom Fuchs und Wolf heißt, noch keine Menschen, sie sollen es erst werden. Ein Lehrer darf in den Kindern deshalb nicht nur das lieben, was sie sind, sondern vielmehr das, was sie ankündigen. Dazu gehört vor allen Dingen der allgemeine Christenstand. Die Zöglinge sind getaufte Christen. Sie haben noch nicht das volle Mannesalter erreicht, aber sie sind dazu von Gott bestimmt. Dieses soll dem Lehrer beständig vor Augen schweben, und er soll seine Kinder lieben um dieses herrlichen Zieles willen, dem er sie zuführen soll. — Die Kinder sind individuell verschieden. Es wird jedem auch bei nur oberflächlicher Beobachtung auffallen, daß eine ganze Anzahl von Kindern sehr mobil, sehr aktiv

ist, während ein anderer Teil sich im ganzen mehr rezeptiv verhält. Es kann nicht ausbleiben, daß dem Lehrer, je nach seiner persönlichen Anlage, die eine oder die andere Klasse mehr zusagt. Aber als tüchtiger Erzieher wird er sie beide lieben wegen dessen, was sie durch ihre Eigentümlichkeit werden sollen. Die Liebe wird sich selbstverständlich so betätigen, daß er wohl die Kinder nach ihrer individuellen Anlage behandelt, aber doch in seiner erzieherischen Tätigkeit sich das Ziel steckt, sie vor einseitiger Verbildung zu bewahren. — Was von diesem einen allgemeinen Unterschied gesagt ist, gilt von allen, auch den individuellsten, Verschiedenheiten in den Anlagen. Der Erzieher, der seine Kinder liebt, wird zarte Rücksicht auf deren Individualität nehmen, wird deren besondere Anlagen möglichst zur Entfaltung bringen, so daß sie später in einer ihnen zusagenden Weise der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen, dem Reiche Gottes im besonderen mit Befriedigung dienen können; wird aber als liebender Erzieher auch darauf beständig Rücksicht nehmen, daß sie vor Einseitigkeit bewahrt bleiben.

In dieser Forderung der Liebe zu den Kindern liegt eigentlich die andere der Liebe zum Beruf. Beide Forderungen decken sich praktisch. Es bedeutet deshalb wesentlich das selbe, ob man nun die Forderung so formuliert: Ein Erzieher muß vor allen Dingen Liebe zu seinen Böglingen haben, oder ob man sagt: Ein Erzieher muß vor allen Dingen Liebe zu seinem Beruf haben. Ohne diese Liebe zum Beruf wird man sich durch Schwierigkeiten leicht abschrecken lassen. Die Liebe zum Beruf aber überwindet manche große Hindernisse. Eine Ermahnung F. A. Wolfs, die in erster Linie wohl eigentlich als Seitenhieb gemeint war, möge Stoff zum Nachdenken in den angelegten Bahnen bieten: Versteh es, wo und wann es nötig, leidenschaftlich zu hungern.

Als unerläßliche sittliche Forderung muß von dem Erzieher verlangt werden, daß sein Leben mit seinen Lehren übereinstimme. Die Lehren, Ermahnungen, Warnungen eines Erziehers werden wenig Eindruck machen, wenn das Kind die Beobachtung macht, daß der Lehrer seine eigenen Lehren nicht befolgt. Es mag aus Furcht vor der Strafe sich zeitweilig den Vorschriften fügen, aber das bleibt ganz äußerlich. Das Kind wird keine Freude an dem vorgeschriebenen Guten empfinden lernen; im Gegenteil wird ihm das Gute verfehelt werden, weil es nur aus Zwang und Furcht etwas leistet, von dem es sieht, daß der, der es vorgeschrieben hat, es selbst als etwas

Lästiges beiseite schiebt. Da freut sich das Kind zuletzt nur auf die Stunde, wann es endlich des lästigen Zwanges los wird. Das Resultat einer solchen Erziehung, soweit der Lehrer verantwortlich ist, wird gemeine Heuchelei sein. Wenn dagegen das Leben des Lehrers ein kräftiges Tatzeugnis für seine Lehren ablegt, so werden diese um so tieferen, nachhaltigeren Eindruck auf das Kindesgemüt machen. Da trifft S. J. Wagners Wort zu: Nichts erzieht besser als die Gegenwart eines trefflichen Menschen; er braucht nicht zu dozieren und zu predigen, sein stilles Dasein ist eine Sonne, die wärmt und leuchtet.

Diese fast allzu skizzenhafte Zeichnung möge genügen, uns das Bild eines tüchtigen Lehrers ins Gedächtnis zu rufen. Es fehlt hier der Raum zu ausführlicherer Darlegung.

Nun kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß ein Erzieher, der diesen Anforderungen entspricht, der beständig an der Arbeit ist, dem Ideal nachzustreben, in irgend einer Schule etwas Rechtsschaffenes leisten wird. Selbst wenn man ihn unter das denkbar schlechteste System stellte und ihn durch allerlei unverständige, ja ausgesprochen unchristliche Regulative hemmte, noch würde seine christliche Erzieherpersönlichkeit trotz der Schranken und trotz der Hemmnisse zur Geltung kommen. — Auf der andern Seite mag das Erziehungssystem noch so perfekt sein, wenn der Lehrer nicht ein Erzieher ist, wie geschildert, so wird der Erfolg nicht nur ausbleiben, sondern sich vielfach ins Gegenteil verkehren. Hier dürfte eine Warnung darum nicht unangebracht sein. Wir haben in unsern Kreisen in vergangenen Jahren die Wichtigkeit unsrer Schulen sehr in den Vordergrund gehoben; sollten wir dabei vielleicht andere wichtige Faktoren in der Erziehung unsrer Kinder und der Erhaltung unsrer Kirche übersehen haben? Wichtiger als das Schulsystem ist der Geist der berufenen Erzieher; und wichtiger als beide ist die Erziehung im Hause. Doch die Frage nach dem Heim, nach dem Familienleben im Heim, nach der Erziehung im Heim, besonders nach der durch nichts zu ersetzenden Tätigkeit der Mutter im Heim, bildet ein Kapitel für sich und liegt außerhalb des Rahmens dieses Artikels. Es sei hier nur darauf hingewiesen, damit diese wichtigen Faktoren nicht übersehen werden. Die etwas einseitige Betonung des Systems mag mit dazu beigetragen haben, daß wir nun vielfach meinen, wir müßten um jeden Preis dieses System retten, wenn wir dabei vielleicht auch nichts als die leeren Hüllen behalten. Auf der andern Seite aber

dürfen wir uns auch nicht verleiten lassen, das Institut der Gemeindefchule, sowie das ganze christliche Erziehungs- und Bildungswesen, leichten Kaufs preis zu geben, weil wir erkennen, daß das System nicht alles, wohl nicht einmal die Hauptsache ist.

Es ist in den Verhandlungen, die gegenwärtig in unsern Kreisen über die Akkreditierungsfrage geführt werden, häufig die Wichtigkeit der Person des Erziehers betont worden. Es lassen sich folgende beiden Wahrheiten nicht leugnen: Ein tüchtiger Lehrer wird auch in einem schlechten System etwas Rechtsschaffenes leisten; und: Das beste System wird seinen Zweck verfehlen, wenn der Lehrer eine unfähige Person ist. Ja, man kann die Wahrheit wohl gar in diese Form kleiden: Manche religionslose Staatschule ist christlicher als manche Gemeindefchule. Wir wollen uns diese Wahrheit zu unsrer Warnung und zum Trost gesagt sein lassen.

Was aber folgt daraus über die Akkreditierungsfrage? Nichts. Bei der Akkreditierung unsrer Schulen beim Staat handelt es sich eben um ganz andere Dinge noch als um die Frage nach der Persönlichkeit des Lehrers.

5. Zwangsweise Akkreditierung.

Es ist vor Augen, daß gegenwärtig unsere Schulen besonderen Anfeindungen ausgesetzt sind. Überall werden in den Staatslegislaturen Gesetzesvorlagen eingebracht, die eine schärfere Überwachung und Regulierung, zum Teil auch gänzliche Aufhebung der Kirchenschulen bezwecken. Zeitweilig mögen diese Angriffe abgeschlagen werden; ob wir uns ihrer auf die Dauer werden erwehren können, ist fraglich. Zum Teil gehen die Angriffe von Leuten aus, die wirklich in dem Bestehen von Privatschulen eine Gefahr für das Gemeinwesen zu erblicken wähnen. Im letzten Grunde sind sie wohl darauf zurück zu führen, daß im großen und ganzen in unserm Lande die Calvinischen und freimaurerischen Grundsätze die vorherrschenden sind. Nach Calvins Auffassung sind Staat und Kirche keineswegs zu trennen (vgl. seine Wirksamkeit in Genf). Er schreibt ausdrücklich, es sei Torheit zu wähnen, daß weltliche Obrigkeit sich nur um irdische Rechtspflege kümmern solle; sie habe vielmehr dafür zu sorgen, daß Gott nach seinem Gesetz gebührend verehrt werde. (*Institutio* IV, 20, 9: *Coarguitur eorum stultitia, qui vellent reges neglecta Dei cura iuri inter homines dicundo tantum intentos esse; quasi vero praefectos Deus suo nomine constituerit, qui*

terrenas controversias deciderent, quod vero longe gravioris momenti erat, praetermiserit, ut ipse pure coleretur ex legis suae praescripto.) Da ist es selbstverständlich, daß der Staat die Erziehung in die Hand nimmt und jedermann zwingt, seine Kinder dieser Erziehung zu unterwerfen.

Das Freimaurertum vertritt ja die selben Ideen, wenn vielleicht auch in etwas anderer Gewandung. Beide Religionen, Freimaurertum und Calvinismus, sind wesentlich das selbe. Ihnen haftet als Hauptzug die Gesetzlichkeit an. Der Gesetzlichkeit Art aber ist es, sich ändern rücksichtslos aufzudrängen. Da kann man, ohne sich des Selbstwiderspruchs bewußt zu werden, den Mund von persönlicher Freiheit vollnehmen und im selben Augenblick die persönliche Freiheit des Nächsten mit Füßen treten. Da kann man einen Hymnus auf die Gewissensfreiheit anstimmen und dabei die graulichste Gewissenshyrannei üben. Es liegt wirklich mehr Wahrheit als Dichtung in der bekannten Definition der puritanischen Religionsfreiheit: Religionsfreiheit besteht darin, daß man Gott frei nach seinem eigenen Gewissen dient und jedermann verhindert, das selbe zu tun. Sollte sich nun noch die Behauptung der Juden als Wahrheit herausstellen, daß sie mit dem Freimaurertum zu identifizieren seien, daß Henry Ford damit, daß er sie angreife, eigentlich das Freimaurertum angegriffen habe, so kann das nur dazu dienen, daß wir die uns allenthalben umgebende fieberhafte gesetzgeberische Tätigkeit, die auf Knebelung unserer Schulen abzielt, besser verstehen. Der gesetzliche, aufdrängerische Nationalcharakter der Juden ist bekannt.

Zum Teil gehen die Angriffe aber auch bewußtermaßen aus der Feindschaft gegen das Christentum hervor. Die Mächte der Finsternis, die sich heute vornehmlich in ungezügelter persönlicher und nationaler Selbstsucht und unersättlicher, wiederum persönlicher und nationaler, Geldgier, im Imperialismus, äußern, erfahren am kräftigen, bewußten Christentum eine für sie schwer zu überwindende Hinderung; ganz abgesehen davon, daß das bloße Vorhandensein christlicher Institute ihnen beständig einen lästigen Stachel ins Gewissen treibt. Es wiederholen sich in frappanter Weise die Kämpfe des niedergehenden Römischen Reiches, da das Christentum als neue Macht auf den Plan trat. In Wirklichkeit war das Christentum der einzige Faktor, der dem morschen Weltreich neue Lebenskraft zuführte und den Zusammenbruch verzögerte; aber es war eine Kraft, die den Idealen der Imperialisten nicht entsprach, die diesen vielmehr diametral entgegen

stand. Daher finden wir auch gerade bei den tüchtigsten Cäsaren die unverjöhnlichste Feindschaft gegen das Christentum. Ebenso wittern heute die dem Imperialismus ergebenen Staatsmänner im Christentum, trotzdem dieses die einzige Macht ist, die den morschen Weltbau noch zusammenhält, die größte Gefahr für die Welt.

Wie wir ihrer Anfeindung nach der Art des Evangeliums durch Zeugnis zu begegnen haben, wird weiter unten berührt werden; fürs erste gilt es, daß wir uns mit der Tatsache abfinden, daß ein Abflauen der Angriffe auf unsere christlichen Erziehungsanstalten nicht zu erwarten ist. Wir dürfen uns auch nicht durch die Tatsache täuschen lassen, daß viele derer, die für schärfere Überwachung der Kirchenschulen von seiten des Staates eintreten, eine uns freundliche Gesinnung zur Schau tragen, oder vielleicht auch wirklich zu hegen meinen.

Was werden wir zu tun haben, falls die Legislatur eines Staates jede Schule für ungesetzlich erklärt, die sich nicht völlig in ihrer ganzen inneren und äußeren Organisation der Aufsicht des Staates unterwirft? Können wir uns Staatsaufsicht, wenn sie uns aufgezungen wird, gefallen lassen? Ansätze dazu sind ja in Form von State Certification of Teachers, Sprachenverbot, Bestimmung der Dauer der Mittagspausen, und dergleichen, in etlichen Staaten schon vorhanden.

Es sind unter uns Stimmen laut geworden, daß von staatlicher Beaufsichtigung unserer Erziehungsanstalten heilsame Folgen zu erwarten seien. Man sieht manche Schäden an unsern Schulen und meint, daß sie am einfachsten, am schnellsten und wirkungsvollsten durch Unterstellung unserer Schulen unter Aufsicht der Staatsbehörden für Erziehungswesen behoben werden möchten. Es ist eigentlich ein trauriges Armutszeugnis, das man damit sich selbst ausstellt. Wenn eine solche Argumentation von einem einfachen Manne ausgeht, so kann man das verstehen. Wie aber sollte man es für möglich halten können, daß ein Bote des Evangeliums, der von der allein selig machenden Kraft des Evangeliums überzeugt ist, der da aus dem Galaterbrief weiß, daß das ganze Evangelium durch die geringste Beimischung von Gesezlichem verderbt wird, von der Staatsknete — und der Obrigkeit steht doch als Mittel, sich Geltung zu verschaffen, nur das Schwert zur Verfügung — einen Segen für das evangelische Institut der Kirchenschule erwarten will! Einen gewissen Segen kann man allerdings von staatlicher Beaufsichtigung erwarten, das ist der Segen, den jedes Kreuz für einen Christen hat.

Wenn sich Schäden in unserm Schulwesen zeigen, so ist der gottgewiesene Weg nicht, die Staatsknete zu Hilfe zu rufen, sondern bußfertig seinen eigenen Anteil an dem Schaden seinem Gott zu bekennen, und dann unter Anrufung des Heiligen Geistes durch die Kraft und das Zeugnis des Evangeliums an die Besserung des Schadens zu gehen, und in Geduld und festem Vertrauen der Frucht zu erwarten. Dieses mag ein langsamerer Prozeß sein, er mag keine unmittelbaren, in die Augen stechenden Resultate zeitigen, er mag äußerlich mit einem Fiasko endigen; es ist der eine von Gott gewiesene Weg, während die Anrufung der Staatsknete aus übel nur ärger macht, trotz scheinbarer äußerlicher Besserung.

Ein Segen ist gesetzlich aufgezwungene Akkreditierung nur, insofern sie ein Kreuz ist. An sich bedeutet sie eine Hinderung unseres Erziehungswesens. Wie aber, wenn sie zur Tatsache geworden sein sollte, wenn trotz unseres Zeugnisses und Protests die Legislatur ein dahin zielendes Gesetz passiert hat und eine neu gewählte Legislatur nicht zum Widerruf bereit ist; wenn auch das Gericht in höchster Instanz die Verfassungsmäßigkeit des Gesetzes erklärt hat? Es ist zu erwarten, daß es über kurz oder lang dahin kommen wird.

Zunächst ist vertrauensvoll an der Wahrheit fest zu halten, daß das Evangelium nicht durch Gesetze gebunden werden kann. Die Wirksamkeit des Evangeliums hängt nicht von Außerlichkeiten ab. Solange deshalb derartige Gesetzgebung für uns den Charakter des Außerlichen behält, und nicht in unser Herz einght oder ein Bestandteil unsrer Gemütsverfassung wird, so lange wird sie uns nicht schaden. So förderlich auch das Institut der Schule der christlichen Erziehung gewesen sein mag, so ist diese selbst doch keineswegs von dem Institut abhängig. Das Institut ist eben auch nur etwas Außerliches, eine äußere Form, eine mögliche Weise unter vielen, das Geschäft der Erziehung zu besorgen. Wird uns die Möglichkeit der Benutzung dieses Instituts genommen, so besorgen wir die uns von Gott aufgetragene Erziehungsarbeit an unsern Kindern auf eine andere Weise. Verfolgen sie uns in einer Stadt, so fliehen wir in eine andere. Vertreiben sie uns aus einem Institut, so suchen wir uns ein anderes. Es muß doch anerkannt werden, daß das Evangelium gerade in den Zeiten der Verfolgung seine glänzendsten Triumphe gefeiert, und daß es auch in Zeiten jämmerlicher Verquickung von Staat und Kirche herrliche Früchte gezeitigt hat. Warum sollte es denn jetzt in einer Zeit der Drangsalierung seine Kraft verloren haben!

Darum, stellt der Staat zwangsweise unser Erziehungsweſen unter ſeine Aufficht, ſo müſſen wir das leiden, dürfen aber nicht leiden, daß unſre Herzen davon verſtrickt werden, ſondern müſſen dagegen kämpfen durch Wachen und Beten. Gott hat uns die Schule gegeben als ein ſehr brauchbares Inſtitut zur Verrichtung unſrer Erziehungsarbeit, als ein vortreffliches Inſtrument zur tüchtigen Ausübung unſers Erzieherberufs. Wir ſollen dieſe Gabe Gottes nicht gering achten, wir ſollen ſie nicht leichten Sinnes fallen laſſen. Solange man uns daher die Schule läßt, wenn auch unter polizeilicher Bewachung, ſo benutzen wir ſie zur Verrichtung unſrer Aufgabe; hüten uns aber mit peinlicher Sorgfalt, daß wir wegen der etwaigen Verkrüppelung kein beſchwertes Gewiſſen zu tragen brauchen. Nimmt man uns die Schule mit Gewalt, ſo erfüllen wir doch unſern Beruf, wenn auch unter Schwierigkeiten und Gefahren, in einer Weiſe, wie es uns möglich ſein wird (ſollte es auch den Märtyrertod koſten), mit der gewiſſen Zuverſicht des Segens Gottes.

Inzwiſchen aber müſſen wir die Zeit auskaufen. Es verſteht ſich, daß wir mit aller Energie unſer Erziehungsſyſtem pflegen unter brünnſtigem Gebet um Gottes Beiſtand und Segen. Da wir die Abſicht der Feinde bezüglich unſrer Schule kennen, da wir aber nicht wiſſen, was Gott tun wird, ob er nämlich die Dauer der chriſtlichen Schule in ihrer jetzigen Geſtalt, oder einer andern, weiter friſten, oder ob er etwa den Feinden ihr Vorhaben gelingen laſſen wird, ſo müſſen wir beizeiten Vorkehrungen treffen, damit die chriſtliche Erziehung bei der etwaigen Verkrüppelung oder dem gänzlichen Hinfall des gegenwärtigen Erziehungsſyſtems nicht Schaden leide. Die Form mag fallen, die Sache darf es nicht und kann es nicht unbeſchadet unſers Chriſtentums. Es iſt leider vielfach während der Blütezeit unſrer Gemeindefchule von den Eltern ſchier der ganze Unterricht in Gottes Wort der Schule überlaſſen worden, und wir haben es auch vielfach verſäumt, die Eltern darauf aufmerkſam zu machen, daß die Schule ihnen zwar einen Teil der Arbeit, nie und nimmer aber etwas von ihrer Verantwortung abnehmen kann. Es iſt deſhalb bei vielen dieſes Bewußtſein ſtark geſchwunden, und die Übung der Eltern im Unterrichten ihrer Kinder hat ſtark abgenommen. Es wäre gewiß angebracht, zunächſt die Eltern wieder zur Mitarbeit mit der Schule in dieſem Stück ſyſtematiſch heranzuziehen, damit ſie gegebenenfalls die ganze Arbeit ohne allzu große Störung übernehmen könnten.

Daß die Beforgnis, man habe es von gewisser Seite auf den Untergang unserer christlichen Erziehung abgesehen, nicht unbegründet ist, sollten die Vorgänge in Michigan über allen Zweifel bewiesen haben. Ebenso sollten die Vorgänge in jenem Staat uns gezeigt haben, mit welcher Zähigkeit die Gegner das sich gesteckte Ziel verfolgen. Ebenso kann man hier beobachten, wie allgemein verbreitet das Mißtrauen gegen unsere Schulen ist. Wer die Mitglieder jener geheimnisvollen Gesellschaft zum Schutz der öffentlichen Schule sind, von der die vorgeschlagenen Verfassungszusätze ausgehen, ist ja in tiefes Dunkel gehüllt. Sehr bezeichnenderweise. Man will angeblich Licht verbreiten, und kommt doch nicht an das Licht. Es ist klar, daß eine solche Bewegung nur einen gewissen geistigen Urheber haben kann. Wenn nun auch die Mitgliedschaft jener Gesellschaft vorläufig in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu sein scheint, so ist doch auf der andern Seite ganz offenkundig, daß die Loge, voran die Freimaurerloger, jener Bewegung ihre Unterstützung angedeihen läßt, ja sich mit ihr identifiziert. Das Maurertum akzeptiert den Satz, daß das Wohl einer Demokratie auf der Intelligenz ihrer Bürger beruhe, als Gemeinplatz; augenscheinlich ohne der Wahrheit die geringste Beachtung zu schenken, daß hochentwickelte Intelligenz nicht die geringste Bürgerschaft für Reinheit und Lauterkeit des Charakters bietet, daß hochentwickelte Intelligenz und Gesinnungslumperei, ja Verderbtheit und moralische Verkommenheit, sich sehr wohl in einer Seele mit einander vertragen und sich gegenseitig willige Dienste leisten. That democracy in its final analysis rests upon the intelligence of its citizens is regarded as a truism by Masonry. Das kann man den Maurern am Ende nicht so sehr übel nehmen, Christen aber sollten sich hüten, jenen Satz gedankenlos nachzusprechen. Salomo redet anders von den Grundlagen des Staatswohls (vgl. Prov. 14, 34).

Nach Ansicht der Maurer muß das Illiteratentum vor allen Dingen bekämpft werden. Dazu sei demokratisierte Erziehung das einzig geeignete Mittel. Im Maurertum habe daher die öffentliche Schule stets kräftigen Schutz (die bloße Existenz einer unabhängigen Schule wird bezeichnenderweise als eine Bedrohung betrachtet) und wirksame Unterstützung gefunden. Ja, das Maurertum hält sich für berufen, in der Pflege der öffentlichen Schule eine führende Rolle zu spielen. Das heißt doch, wenn man die Sache ihrer Phrasen entkleidet, das öffentliche Erziehungswesen zu einer Vorstufe für die

Maurerei machen. (Vgl. The New Age, October 1920. The Mission of Masonry.)

Man hat es in Michigan nominell auf die Römisch Katholische Kirche und ihre Schule abgesehen. Man schmeichelt den Lutheranern, daß die Einsichtigeren unter ihnen, die den wirklichen Geist Luthers zeigten, nichts gegen das vorgeschlagene Amendement einzuwenden hätten. Man entschuldigt die Lutherische Gemeindeschule, daß sie ihre Existenz eigentlich der Opposition gegen Rom verdanke, man bedauert nur, daß die Lutheraner dabei in ihrem Eifer sich im Mittel vergriffen hätten und den Teufel durch Beelzebub auszutreiben suchten. Man versäumt aber auch nicht, die schlecht verhüllte Drohung hinzuzufügen, wenn das Lutherische Bekenntnis etwas enthalte, das durch den Verkehr lutherischer Kinder mit amerikanischen Kindern in der öffentlichen Schule gefährdet erscheinen möchte, dann sollte die Lutherische Kirche lieber darauf bedacht sein, solche Teile aus ihrem Bekenntnis auszumerzen.

Man führt weiter aus, es involviere eine Verletzung des Prinzips der Trennung von Staat und Kirche, wenn der Staat etwa durch sein Truancy Department Kinder zum Besuch einer Kirchenschule zwingt. Dieses Argument wäre unverständlich, wenn man nicht bedenkt, daß diese Leute von der (Calvinischen und freimaurerischen) Voraussetzung ausgehen, das Erziehungsgeschäft sei nicht in erster Linie Aufgabe der Eltern, sondern gehöre zu den Privilegien des Staates; daß man daher auch nicht erkennt, daß das Truancy Department weiter nichts als eine Ausübung der staatlichen Polizeigewalt ist und als solche nicht das geringste mit der Erziehung als solcher, als Ausübung der Religion, zu schaffen hat. Man meint vielmehr, daß das Truancy Department selbstverständlich ein Zweig des Department of Education sei. Wenn man dieses im Auge behält, kann man obiges Argument verstehen; sonst müßte man etwa folgern: Wenn der Staat dadurch, daß er Schulschwänzer mit seiner Polizeigewalt in die Kirchenschule schafft, in welche sie die Eltern schicken, die religiösen Grundsätze dieser Schule anerkennt, und damit das Prinzip der Trennung von Staat und Kirche verletzt, dann macht er sich der selben Verletzung des Prinzips schuldig, wenn er die gottesdienstlichen Versammlungen einer kirchlichen Gemeinde vor Ruhestörung schützt. (Vgl. The New Age, October 1920. Michigan School Amendment.)

Aus solcher Stellung kann man die feindliche Gesinnung uns

gegenüber unschwer erkennen. Wie es diesen Leuten unverständlich ist, daß jemand um des Gewissens willen seine eigene Kirche haben will, und wie sie solche Bigotterie für eine Kalamität halten, so würden sie es auch für eine überaus folgenschwere Kalamität halten, wenn noch mehr Eltern als bisher, ja wenn gar alle Eltern, sich auf ihre Erziehungspflicht ihren Kindern gegenüber besäßen und der Erkenntnis durch Errichtung von Schulen ihres Glaubens praktische Folge gäben. Wäre es aber eine Gefahr für den Bestand unsres Landes, wenn jede Kirche oder religiöse oder sonstige Gesellschaft ihr eigenes Erziehungsinstitut hätte, so gewiß im Prinzip auch, wenn etwa nur eine einzige derartige Kirchengemeinschaft vorhanden wäre, und wäre sie an sich auch noch so klein und unbedeutend.

Wie es sich bei dem Kampf in Michigan (der von mehr als lokaler Bedeutung ist) um Feindschaft gegen das Prinzip der Religionschule handelt, zeigt auch ein (um es gelinde auszudrücken) eigentümliches Argument, mit dem man anscheinend die Vorkämpfer der Religionschule zu fördern sucht. Man sagt, die Erziehung eines Kindes in einer Kirchenschule koste jährlich \$18.00. Das Geld könne durch Aufgeben der Schule gespart und — den Pastoren zum Gehalt zugelegt werden! Als ob Erziehungsziele sich in Zahlen ausdrücken ließen, als ob Erziehungswerte und Geldwerte überhaupt kommensurable Größen wären! Wäre nicht durch den Haß alle Einsicht geblendet, würde man doch ein solch läppisches Argument nicht vorführen. Man geht von der Voraussetzung aus, daß die Führer der Kirche auch nur aus selbstsüchtigen Motiven für die Erhaltung der Kirchenschule eintreten.

So kann Michigan uns die Augen öffnen. Wir stehen nicht einer eingebildeten Gefahr gegenüber. Es gilt. — Was wollen wir tun? Sollen wir unter solchen Umständen unsere Schulen akkreditieren lassen? Wird Akkreditierung sie retten? Die Leute, die unsere Schulen zu akkreditieren hätten, sind eben die Leute, die unsere Schulen hassen. Es würde ihnen sehr passen, wenn wir selbst ihnen unsere Schulen auslieferten.

Wenn der Staat uns unsere Schulen mit Gewalt nimmt, so leiden wir das und tragen dieses Kreuz in Gottergebenheit wie jedes andere. Wenn Gott uns dieses Kreuz auferlegt, so dürfen wir gewiß sein, daß er seinen besonderen Segen auf unsere erschwerten Bemühungen im Interesse der christlichen Kindererziehung legen

wird, so daß durch seinen Segen das, was uns durch das Kreuz an Leichtigkeit und Umfang der Arbeit abgeht, reichlich an innerlicher Frucht ersetzt wird. Aber können wir uns dieses besonderen Beistandes Gottes getrösten, wenn wir ohne Kampf unser Gut, sein Geschenk, preisgeben, es solchen Leuten preisgeben, von denen offenbar geworden ist, wie sie das christliche Erziehungsweisen haben?

(Schluß folgt.)

M.

LODGES

Lodges are reporting a great increase in membership since the recent war. This means that also for our churches the danger of losing ground to lodgism has become greater. If indications are not deceiving, our church's struggles of the past were mere skirmishes as compared with the gigantic struggle which we shall soon have on our hands. Are we prepared for it? It is time to repair our armor and to put our ramparts in condition. Above all it will be the duty of every leader of the church to strengthen his conviction of the vicious anti-Christian character of the lodge, so that he may burn with a holy zeal for the welfare of his flock and be filled with a divine ardor against the spirit of Fraternalism.

Our fathers did not fear the fight. Rather than let lodgism gain a permanent foothold in the church they often risked the very existence of their congregations. It is true they had a strong ally in the somewhat superstitious awe the class of immigrants which constituted the main stock of our congregations held for the secretism of the lodge. To be a member of a secret order was not a thing for the common man in Europe, it was a "privilege" of the wealthier and more educated classes. So naturally the lodge was surrounded in the eyes of the common people by a shroud of mystery, and weird stories, which were circulated freely, found ready credence. Our present generation knows little, or nothing, of this awe.

Whether this awe was as valuable an ally as it was strong is seriously to be doubted, because it tended to give a

wrong direction to the attack. After the superstitious awe disappeared, as it was bound to, and thus our attack had spent its force, we were left in a more precarious position than ever. While everything connected with the secretism of the lodge, the password, the oath, etc., offered convenient points of attack, we missed the main objective. Our attacks had the effect of pin pricks on a giant, and when we began to discover their futility we were left exhausted and bewildered. Now is the time for every pastor to get his bearings in order to be ready for the coming onslaught.

It is not my object to write a comprehensive treatise on lodgism, but merely to offer to my brethren in the ministry a few suggestions for thought-food, as I re-read some articles of the Eagle Magazine (Feb., 1916) which were of help to me in my pastoral dealings with the lodge question.

It is a claim of the lodges that they do not interfere with any member's view regarding religion or politics. The magazine referred to contains An Earnest Warning from the Grand Worthy President, William L. Grayson, Savannah, Ga., against official participation of Aeries in religious and political controversies, setting forth this claim.

As an Order, we have, from the beginning, kept our meetings and publications free from partisan discussion of political or religious subjects. Our Ritual forbids any action or utterance in the Aerie Room that might give offense to the opinions of any man, and, for the most part, we have obeyed the command. We have understood the necessity for this wise provision. We have realized that religion and politics are the two things concerning which men hold the most positive views. And we have recognized that it is just that they do so. Every human being must answer to the call of his own spirit in choosing the cause to which he shall devote himself.

Absolute non-interference with the political or religious views of its citizens is one of the fundamental doctrines of the American nation. In this country, a man can vote as he pleases, and can worship as he

pleases, and no one has a right to call him to account. It was with wise forethought that the founders of our Order expressed this American doctrine of freedom of opinion in our statutes and our Ritual—a freedom which has now been sanctified by custom. Each member has **Liberty** of opinion; no officer or editor has the authority to speak for him. He can hold to the **Truth** as he sees it; no one has the right by official or semi-official act or utterance to place him in an equivocal position for his belief. Simple **Justice** to each member demands an **Equality** of opinion in the Fraternity and in the community which could not exist if editors or officers put forth their individual views as expressing the opinion or belief of the entire Aerie.

The motive for this attitude, however, is not so pure and high-minded as might appear. We again quote the Grand Worthy President.

Even if all the members of an Aerie were, by some marvelous chance, of the same mind concerning religion and politics, it **would be unwise** to make an official pronouncement of the fact. In the community outside, there certainly would be men holding different views—men who might be very desirable for membership. Yet these men could not be expected to join a society which officially upheld opinions opposite to their own. An Aerie that champions one political party, cannot expect to gain many adherents from members of the opposing party. An Aerie that, through its official organ, flaunts its adhesion to one sect of religious denomination cannot hope to secure members from rival churches. If the officers of an Aerie, over their official signatures, declare that all Eagles are opposed to permitting women to vote, they need not look for new members from among the men—and there are many of them—who support female suffrage. If an Aerie bulletin publishes an appeal from the Aerie officers asking all members to

vote a certain way upon a question affecting the traffic in intoxicating liquors, it will be useless for that Aerie to seek new members among those holding opposite views. The same is true of any governmental proposition on which the public is divided in sentiment.

Yet even this alleged neutral position is in reality only sham. The lodge may decline the discussion of religious topics, yet this does not prevent it from demanding that its members be "religious." In another article of the same magazine we read:

This statement is worthy of the serious consideration of every member of this Order. For Every Eagle, as every thinking man and woman, is, or should be, broadly speaking, religious. **In fact, the obligation taken by each member at the time of his initiation affirms a belief in a Supreme Being.** And the religious man, no matter what his creed, regards Christianity with reverence and respect. For among the leaders whose precepts and example have furnished the basis for the great religious systems of the world,—Brahmanism, Buddhism, Shintoism, Judaism, Mohammedanism, and Christianity,—the impartial student of history must admit that Jesus of Nazareth, the founder of Christianity, stands pre-eminent as a teacher of ethics and an exemplar of morals.

It is with a view to satisfying the religious cravings of members, and to influencing them ethically, that elaborate rituals are provided. Said number of the Eagle Magazine publishes a set of new rules to govern competitive drills of the ritual, and announces the appropriation of \$3000.00 to be awarded in prizes for the best exemplification of the ritual. We quote from the introductory remarks.

Any thoughtful member of this Order will concede that the ritualistic work is one of the most important features of our Organization. It not only benefits the individual members of the degree and drill teams, who

receive through it valuable training in public speaking and in military tactics, but it is of value to the entire membership; for it gives to each man a keener realization of the meaning of our Ritual and of the lessons it teaches. More broadly speaking, the ritualistic work is a strong factor in securing the permanency of our Fraternity. The history of fraternal organizations proves that the only lasting orders, aside from those whose main feature is insurance, are those built up about a ritual, with its attendant symbols and ceremonies. For ritualism satisfies a world-wide craving in man—a craving that is recognized by churches and by governments, as well as by fraternities. The stately forms and ceremonies constitute for the average person a satisfying, ennobling drama, in which he is an actor.

But what is the religion of the lodge? It is, certainly, not the happy union of a Christian with his God through faith in the vicarious work of his Savior; no, it is—but let the Eagle speak for its own and other lodges.

Leigh Hunt does not rank among the greatest poets. But he wrote at least one great poem—great in its beauty of form and its universality of appeal. Every member of this Order will appreciate the significance of "Abou Ben Adhem"; for it is, par excellence, the poem of brotherhood. It expresses simply and effectively the underlying principle of fraternalism—a true and ardent love of humanity.

About Ben Adhem (may his tribe increase)

Awoke one night from a deep dream of peace,
And saw, within the moonlight in his room,
Making it rich, and like a lily in bloom,
An angel writing in a book of gold.

Exceeding peace had made Ben Adhem bold;

And to the presence in the room he said,
"What writest thou?" The vision raised its head,
And with a look made all of sweet accord,

Answered, "The names of those who love the Lord."

"And is mine one?" said Abou. "Nay, not so,"

Replied the angel. Abou spoke more low,

But cheerily still, and said, "I pray thee, then,
Write me as one that loves his fellow-men."

The angel wrote and vanished. The next night

It came again, with a great wakening light,

And showed the names whom love of God had blest,

And, lo! Ben Adhem's name led all the rest.

In perfect keeping with the burden of this poem are the New Year's resolutions, suggested by the Grand Worthy President, for the year 1916.

Each day I live I will devote a specified period of time to some act of kindness in the service of my fellow-men, and I will take mental inventory of this endeavor at each day's end.

If any unjust, unkind, or jealous thought should tarnish my soul, I will prevent its passing my lips in speech.

I will strive always to assist those in mental or physical distress, so that, when I shall pass hence to the Great Beyond, I shall carry with me the friendship of men, the respect of women, and the tender love of little children.

No mention of God's judgment is made; yet what can He do but feel proud of every new acquisition from Abou Ben Adhem's tribe.

Here we have the heart of the lodge spirit. It is sordid self-righteousness. Herein lies the great power, and the weakness, of the lodge. In order to render our Christians immune (so far as we have been commissioned by God to do) against the onslaughts of the lodge, we must, on the one hand, deepen in them the knowledge of their own absolute sinfulness, and on the other, strengthen and enrich their spiritual life of faith.—God be with us. M.

Supplementary Remarks. The above short sketch was written for the January number of this magazine, but had to be omitted for want of space. I should now like to add a few words to reiterate my conviction that our attacks on lodgism, in order to be effective, must be directed against the principle of self-righteousness proclaimed by the lodge. The spirit of Pharisaism is the spirit that dominates the fraternities. The Mason, to adopt the definition of an English author, is but an artificial Jew.—What captivates so many Christians is the apparently higher moral plane to which the lodge lifts its members: making better men, better husbands, better fathers, better neighbors of them. But why does this fact appeal so strongly to Christians? We can account for it only in this way that evidently those Christians merely look at the results obtained, never stopping to investigate the means. The only instrument applied by the lodge is the religion of natural man, the idea of reward and punishment, of a merited retribution, in short, the *opinio legis*. This idea may appeal to unregenerated man, but ought to be most repugnant to a Christian. Yet Christians are prone to overlook the anti-evangelical motive fostered by the lodge, and to accept external results as valid proof for the intrinsic goodness, yea superiority, of the lodge.—The logical way, then, to counteract the enticements of the lodge seems to be that we strengthen in our Christians the faith in justification by grace alone. We are saved by a foreign righteousness, not by our own. Justification is by imputation, not by our own merits. This faith, deeply rooted in the hearts of Christians, renders them immune from the insinuations of the lodge.

Other activities of the secret orders, be they ever so pernicious (cf. e. g., their connection with various revolutions the world over and with the recent war, documentary evidence of which is being given to light by disillusioned Germans) do not directly interest us as pastors, who have been called to feed, and watch over, the Church of God. We are concerned with the “educational” work of the lodge only.

It would be easy to multiply quotations from other publications, all having the same general burden as those taken

from the Eagle Magazine. One sample may suffice. My attention was called to the subjoined poem which seems to be a special favorite with the lodges. It ornaments the cover page of The American Tyler-Keystone (October, 1920), a magazine devoted to Freemasonry and its concordant orders, and is there credited to O. M. Axtell, who contributed it to The Modern Woodman. It may not rank with Abu Ben Adhem in poetical finery, but certainly does not stand behind in bluntness. M.

THE END OF THE TRAIL

If I live a life that is clean and square
And aid my fellow man
By lending a hand to help him bear
His burdens the best that I can,
I need not fear what its close may be,
Nor how critics my life shall assail,
Nor what the future holds out for me
When I reach the end of the trail.

If I speak a word of good cheer to one
Whose sorrows have broken him down,
And thus give him hope to struggle on
With a smile instead of a frown,
I shall not fear when the shadows fall
And my earthly strength shall fail;
I'll trust in Him, who redeemed us all,
When I reach to the end of the trail.

If a part of my little I freely give
To help those who faint by the way,
Or even pure water, so thirsty ones live
Not thinking what will be my pay,
Whether I live in a house by the side of the road,
By mountain, by river, or vale,
I'm willing to reap the seed that I've sowed,
When I reach the end of the trail.

Kirchengeschichtliche Notizen.

Ein unerwarteter Schlag hat unsre Schwesteranstalt, das praktische Predigerseminar der Missouri-Synode, getroffen, indem der Herr der Kirche am 8. März c. den Direktor der Anstalt, Prof. Richard D. Biedermann, aus dieser Zeitlichkeit abrief. Am 1. März hatte er noch seine Arbeit wie gewöhnlich verrichtet, am nächsten Morgen schon wurde seinen Kollegen mitgeteilt, daß er ins Hospital hatte überführt werden müssen, und nach nur siebentägiger Krankheit schied er dahin. Ein vorliegender Herzfehler hatte von vornherein wenig Hoffnung auf Genesung zugelassen. — Erst im Dezember 1914 war er als Präses des Seminars zu Springfield eingeführt worden, hat mithin der Anstalt nur ein wenig über sechs Jahre dienen können. Er war der Nachfolger des nun vor einem Jahre (am 3. April 1920) in die Ewigkeit eingegangenen Prof. Reinhold Pieper. Seine Unterrichtsfächer waren Pastorale, Dogmatik und Homiletik. Während der letzten fünfzehn Jahre hat er der Allgemeinen Synode von Missouri in dem mühevollen Amt als Sekretär gedient. Er war am 6. Oktober 1864 zu New Wells, Mo., geboren; seine Ausbildung erhielt er, nach Absolvierung der Gemeindefschule, im Gymnasium zu Fort Wayne und im theologischen Seminar zu St. Louis. Ehe er das Präsidium des praktischen Predigerseminars übernahm, bekleidete er Pfarrstellen in St. Paul, Minn., Mobile, Ala., Kendallville, Ind., Indianapolis, Ind. M.

* * * * *

Durch das am 18. Januar c. erfolgte Abscheiden Pastor Adam Pflügers hat die Ohio-Synode einen herben Verlust erlitten, der auch in Kreisen außerhalb jener Synode empfunden wird. Herr Pastor Pflüger, der seiner Synode weit über ein Menschenalter als Pastor, als Hausvater und Professor, sowie im Sekretariat, im Präsidium, in der Redaktion des Standard gedient hat, gehörte auch dem intersynodalen Komitee der Synodalkonferenz, der Ohio-, Iowa- und Buffalo-Synoden zur Besprechung der diese Synoden trennenden Lehrdifferenzen an. Die im Nachruf Ohio'scher Kirchenblätter an ihm gerühmten Eigenschaften aufrichtigen Glaubens, der Demut, der Pflichttreue, des fröhlichen Wesens traten bei den Versammlungen des intersynodalen Komitees aufs schönste zu Tage. Durch seinen feinen evangelischen Takt hat die Sache wahrer Einigkeit wesentliche Förderung erfahren. M.

* * * * *

Die Schulfrage. — Eine Frage, der unsere Kirche in den nächsten Jahren ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit wird widmen müssen, ist die Schulfrage. Wer dem Gang der Dinge in jüngster Zeit gefolgt ist, wird kaum zu hoffen wagen, daß unsere kirchliche Schule in den kommenden Jahren plain sailing haben werde. Irre geleitet durch beschränkte Nationalisten und die christusfeindliche Loge, ist die öffentliche Meinung gegen sie eingenommen wie kaum je zuvor. Das Staatsinteresse — das höchste, das

man jetzt kennt — fordere es gebieterisch, meinen viele, daß die gesamte Jugend unſers Landes in ein und derſelben Schule erzogen werde. Unſere aus ſo vielen heterogenen Elementen ſich zuſammenſetzende Bürgerſchaft werde nie „ein einzig Volk von Brüdern“ werden, wenn nicht der Staat ſich ſeine Bürger ſelbſt erziehe, allen den ſelben Geiſt einſauche, alle für dieſelben Ideale begeistere. Die Erziehung in Privatschulen erzeuge oder nähre poliſtiſches Kaſtenweſen und biete dem Staate keine Garantie, daß ſeine Interellen genügend berückſichtigt werden. Mit der öffentlichen Schule, der Schule für alle, ſtehe und falle unſere demokratiſche Verfaſſung. Solchen Urteilen begegnet man immer wieder in Zeiſchriſten, Zeitungen, öffentlichen Reden und Privatgeſprächen. Unſere Schule wird ſich daher auf ſchwere Zeiten gefaßt machen müſſen. Bis jetzt iſt es ihren Feinden zwar in keinem Staate gelungen, in den Legiſlaturen Geſetze durchzubringen, welche den Beſuch von privaten Elementarſchulen verbieten; aber es ſind, und zwar nicht nur während des Krieges, ſondern auch nach demſelben, in gar manchen Staate Geſetzesvorlagen eingereicht und vielfach auch angenommen worden, die offenbar darauf abzielen, unſern Schulen die Lebensader zu unterbinden. Wir Wiſconſiner ſind, wie es ſcheint, immer noch am beſten gefahren. Es iſt unſerm Komitee, das die Schulgeſetzgebung in unſerm Staate überwachen ſoll, Gott ſei Dank, noch immer gelungen, einen großen Teil unſrer Legiſlatoren zu überzeugen, daß der Staat ſich bezüglich unſrer Schulen mit der Ausübung ſeiner Polizeigewalt begnügen ſollte, und daß er ſich einer Bedrückung der Gewiſſen ſchuldig machen würde, wenn er eine beſtimmte Art der Erziehung für alle Bürger obligatoriſch machte. In andern Staaten dagegen wie Nebraska, Kanſas, So. Dakota u. a. iſt unſeren Schulen der Fortbeſtand durch feindſelige Geſetzgebung bereits ungemein erſchwert worden, und ſoeben leſen wir, daß die Staatslegiſlatur von Iowa in den nächſten Wochen zu einer Vorlage Stellung zu nehmen hat, deren Annahme allen privaten Elementarſchulen ein Ende bereiten würde. Der Wortlaut der Vorlage liegt noch nicht vor.

Aber auch abgesehen von ſolcher Geſetzgebung ſtoßen wir bei der Ausführung unſeres Vorſatzes, unſere Jugend ſelbſt zu erziehen, auf immer größere Schwierigkeiten. Es werden von Jahr zu Jahr größere Anſtrengungen und Opfer nötig, unſere Schulen in Betrieb zu halten. Der Staat läßt ſich die Schulung ſeiner Bürger von Jahr zu Jahr mehr koſten. Das ſchulpflichtige Alter iſt in vielen Staaten erweitert worden; in manchen Staaten — ſelbſt in Wiſconſin liegt eine dahinzielende Vorlage, die ſogar die Hochſchulen einſchließt, der Legiſlatur vor — werden die Schulbücher frei geliefert (vielleicht bald auch hot lunches und die Hoſenbäden, die in der Schule zerſeſſen werden); Schulärzte und Krankenpflegerinnen werden angeſtellt; die Schulgebäude werden immer geräumiger und zweckmäßiger, die Lehrmittel immer mannigfaltiger, die Lehrergehälter immer höher, der ganze Unterrichtsapparat immer koſtspieliger. Unſere Chriſten müſſen nun nicht nur dieſe Schulen mit ihren unabläſſig ſich ſteigernden Anforderungen unterhalten helfen, ſondern auch ihre Kirchſchulen aus eignen Mitteln erhalten und zu dieſem Zweck immer größere Summen auf-

wenden; denn die Gemeindeschule darf auch in äußeren Dingen nicht allzuweit hinter der öffentlichen zurückbleiben, wenn sie bestehen will.

Was soll unter solchen Umständen aus unsern Schulen werden? Ist ihr Verfall nicht unabwendbar? Wäre es nicht weise, uns bei Zeiten in das Unvermeidliche zu schicken und gleich möglichst guten Ersatz zu schaffen für das, was sich doch nicht halten läßt? **Da sei Gott vor, daß wir die Waffen strecken, ehe noch der Kampf entschieden, und uns einen Duell, aus welchem unserer Kirche so viel Segen zugeflossen ist, verstopfen lassen, solange wir noch einen Finger rühren können, um es zu verhüten.** Wir gedenken in einer späteren Nummer auf diese Sache zurückzukommen.

W. G e n f e l.

* * * * *

Ein vernünftiges Wort über Erziehungsinstitute. — Bei einer Lehrer- und Lehrerinnenversammlung in der Milwaukeeer Normalschule sagte neuerlich der neue Gouverneur von Wisconsin J. J. Blaine unter anderem Folgendes: „Die Bildung kann nicht nach der Elle gemessen werden, denn wir müssen versuchen, herauszuschöpfen, was in ihr ist, respektive wozu ein Mensch veranlagt ist. Die Zivilisation schafft Erziehungsinstitute, doch den wahren Charakter muß der Lehrer nach der Veranlagung des Schülers zu modeln versuchen. Wenn die Zahl der Erziehungsinstitute maßgebend wäre, dann müßte der Staat Ohio die besten Menschen haben, doch das Gegentheil ist der Fall, denn **es gibt dort die meisten Verbrecher.** Und Indiana, welches als zweiter Staat betreffs Zahl der Erziehungsinstitute auf der Liste steht, **ist auch der zweite in der Liste der Verbrecher.**“

A. B.

* * * * *

Löwenstein — Paulsen. — Zu dem in der letzten Nummer berichteten Fall Löwenstein ist Folgendes hinzuzufügen: Löwenstein wurde von der preussischen Landesregierung nicht bestätigt und war damit abgetan. Aber gewonnen haben damit die gegen ihn protestierenden christlichen Kreise Berlins nicht viel. Die sozialistischen Parteien stellten für die neue Wahl den Hamburger Volksschullehrer Paulsen auf und setzten seine Wahl auch durch, obwohl die christlichen Vereinigungen auch gegen diesen Mann heftig protestierten. Löwenstein gab dem besagten Paulsen das Zeugnis, daß er „Geist von seinem Geiste“ sei. Paulsen war früher Volksschullehrer in Hamburg, ist Sozialdemokrat und Dissident, d. h. erklärter Gegner der christlichen Kirche. Zur Zeit seiner Wahl war Lehrer Paulsen Vorsteher einer von ihm selbst gegründeten **Versuchs- oder Gemeinschaftsschule** nach dem Berthold Ottoschen System. Siehe darüber die nächste Notiz. Am 13. Januar wurde Paulsen mit 113 Stimmen gegen 13 für den von den christlichen Parteien aufgestellten Reimann zum Oberstadtschulrat von Berlin gewählt. über weitere Proteste gegen seine Bestätigung lesen wir nichts. Wir finden nur noch die spätere Notiz: „Wie uns berichtet wird, findet die Einführung des zum Oberstadtschulrat für Berlin gewählten Hamburger Lehrers Paulsen am Donnerstag, den 24. Februar, in der Stadtverordnetenversammlung statt.“

A. B.

Die „Schule der Zukunft“. — So nennen hoffnungsfrohe moderne Christentumsfeindliche Pädagogen sozialdemokratischen und fortschrittlichen Bekenntnisses die sogenannte **Gemeinschaftsschule**, die auf Grund der Montessorischen Prinzipien für Kleinkindererziehung gegenwärtig an mehreren Orten in Deutschland — wie es scheint, nach einem von Berthold Otto aufgebauten System — versuchsweise eingeführt wird. über das Wesen derselben berichtete ein Kollege Paulsens dem Berliner Stadtverordneten Lichtenberg (Zentrum) wie folgt:

„Wir sind vollständig selbständig. Wir sind auch selbständig in dem, was wir tun. Wir haben keinen Stundenplan und keinen Lehrplan und keine Schulordnung.“ „Sie arbeiten also planlos?“ „Ja, wir haben keinen Plan. Wir suchen mit unseren Kindern zu einer **Gemeinschaft** zu kommen von innen heraus.“ „Was verstehen Sie unter einer Gemeinschaft?“

„Das, was Sie früher unter einer Klasse verstanden, nur mit dem Unterschied, daß der Lehrer nicht **über** der Klasse steht, sondern in ihr. Er ist gleichberechtigt mit seiner Gemeinschaft. Er steht zu seiner Gemeinschaft ungefähr in demselben Verhältnis, wie die Lehrer zu Herrn Paulsen stehen. Der Leiter der Gemeinschaft soll nur das Kind von innen heraus fördern und der Entwicklung der Individualität freie Bahn machen. Die Gemeinschaft ist auch darin frei, wen sie in ihre Gemeinschaft aufnehmen oder von ihr ausschließen will. So fragte bei mir eine andere Gemeinschaft an, ob ich drei Kinder, die sie ausgeschlossen hatte, aufnehmen wolle. Ich sagte, ich will es mit meiner Gemeinschaft besprechen.“

„Es wäre mir interessant zu wissen, wie so eine Besprechung verläuft.“

„Ich sitze unter meinen Kindern, ein Pult habe ich nicht, die Sache wird vorgetragen und das Wort erteilt, und jedes Mitglied der Gemeinschaft hat das Recht, sich zu äußern. In diesem Falle habe ich meiner Gemeinschaft die Gründe erklärt, warum die drei Kinder aus einer anderen Gemeinschaft ausgeschlossen wurden und warum es gut wäre, sie aufzunehmen. Und die Gemeinschaft erklärte sich in diesem Falle für eine Aufnahme. Wir haben Lebensgemeinschaften und Arbeitsgemeinschaften. Für die Fortgeschrittenen werden je nach Bedürfnis Kurse eröffnet. Die Teilnahme daran wird **in das Ermessen des Kindes** gestellt. Wir haben Kurse für Musik, für praktische Aesthetik, für Literatur, für Weltgeschichte, für Kulturgeschichte, für Körperkultur, für alle Zweige der Naturwissenschaften.“ — „Auch für Religion?“ — **Nein, dafür liegt kein Bedürfnis vor.** Wir haben 850 Kinder, ein solches Bedürfnis hat sich aber noch nicht gezeigt. Paulsen wollte **religionskundlichen** Unterricht einführen. Er hat aber weder bei dem Lehrerkollegium noch bei den Gemeinschaften Verständnis dafür gefunden. Jetzt, nachdem wir zwei Jahre lang religionslosen Unterricht erteilt haben, scheint sich ein religiöses Bedürfnis einzustellen. In meiner Gemeinschaft hatten sich zwei Kinder gemeldet.“

Ein anderer Gewährsmann Lichtenbergs schildert die Vorgänge in einer Gemeinschaftsschule folgendermaßen:

„Während des Besuchs in einer Gemeinschaft setzten sich zwei Jungen, denen die Sache langweilig wurde, auf ein Fensterbrett und beschäftigten sich mit anderen Dingen. Alle freundlichen Ermahnungen des Leiters waren nicht imstande, sie von ihrem „erhabenen Standpunkt“ herab zu bringen. In einem anderen Falle verließen einige Kinder das Zimmer. Und als man sie fragte, wohin, sagten sie: ach, der Lehrer liest uns etwas vor, was uns nicht interessiert. Wir gehen in den Turnsaal. Die bedenklichsten Konsequenzen dieses verfehlten Systems aber liegen auf **moralischem** Gebiet. So wie das Kind auf dem intellektuellen Gebiet das Recht haben soll, selbst zu wählen, und der Lehrer kein Recht hat, von außen her eine Richtung zu geben, so steht dem Kinde naturgemäß dieses Recht auch auf dem moralischen Gebiet zu.“ Ein Gemeinschaftsleiter erzählte meinem Gewährsmann folgendes: „So oft ich Sie sehe,“ sagte er, „schlägt mir das Gewissen und ich frage mich, ob wir wohl auf dem richtigen Wege sind. Aber ich beruhige mich dabei, daß uns ja die Eltern die Kinder schicken, und sie wissen ja, wie es bei uns zugeht. Etwas aber muß ich Ihnen gestehen. Ich machte vor einiger Zeit einen Ausflug mit meiner Gemeinschaft, Knaben und Mädchen. Wir übernachteten irgendwo. Was ich aber da erlebt habe, das war mir bisher noch unbekannt!“ Es handelte sich dabei um sittliche Verfehlungen, die der Gemeinschaftsleiter nach seinen ~~Krankheiten~~ ~~nicht~~ ~~hindern~~ konnte, weil eben die Moral dem Kinde nicht von außen her beigebracht, sondern sich von innen heraus frei entwickeln muß.“

über die von Berthold Otto geleitete Gemeinschaftsschule in Lichtersfelde berichtet Studienrat Charlotte Schulze:

„Was ich auf meine Fragen an neuen pädagogisch wichtigen Prinzipien dort erfuhr, war herzlich wenig. Das eine aber wurde mir gar bald klar: das, was Dr. F. in dem erwähnten Artikel besonders hervorhebt: „**das Kind schreibt die Gesetze vor, nach denen sich die Lehrer richten.**“ Es geht in dieser freien Schule nur nach dem Willen der Kinder. Sie dürfen nach Belieben in den Pausen in die frische Luft gehen oder in dem nicht gelüfteten Klassenzimmer bleiben. Sie wählen sich die Fächer, an denen sie teilnehmen wollen, aus, bestimmen Zeiten und Themen für die Aufsätze und bekommen keine Arbeiten auf. Die Schüler bestimmen, womit der Lehrer die vor ihm liegende Stunde ausfüllen soll und wählen sich ihren Lesestoff selbst. Unterschriften gibt es in dieser Schule gar nicht, und Zeugnisse über Führung und besondere Begabungen, nicht aber über die positiven Leistungen, werden nur auf Wunsch der Schüler ausgestellt. Der Schulbesuch ist unregelmäßig, da die Kinder das Recht haben, vorzeitig den Unterricht zu beenden oder ihn über die angeordnete Zeit hinaus zu verlängern. Sie besetzen sich nach eigenem Ermessen in den nächsthöheren Kurs, müssen aber dort zum Verbleib die Genehmigung der Mitschüler — nicht etwa der Lehrkräfte — erwirken. Ja, wie Herr Otto selbst hervorhob, sogar zum Verlassen des Zimmers in der Notdurft ist die Erlaubnis der Klasse erforderlich.

Den selben merkwürdigen Eindruck wie die Schulzucht machte auch der Unterricht auf mich, die ich nach zwanzigjähriger eigener Lehrtätigkeit doch

schon so manche Erfahrungen gesammelt habe. Auf meine Bitte, hospitieren zu dürfen, wurde ich wiederholt abgewiesen, weil die Kinder in der Pause durcharbeiten und keine Gäste aufnehmen wollten, weil in dieser Stunde nur ausgeräumt werden sollte, oder weil ohne jede Erklärung aus einem naturwissenschaftlichen Buch von einer Lehrkraft vorgelesen wurde, deren Fach Naturkunde gar nicht war. In der Mathematik wurden ohne Zeichnungen von einem älteren Schüler Aufgaben gelöst und erklärt ohne jede Kontrolle, ob die anderen Knaben und Mädchen dem Unterricht zu folgen imstande waren. Der besonders gerühmte „Gesamtunterricht“ bei Berthold Otto selbst bestand zwei Stunden hintereinander in einer Reihe zusammenhangloser Zufallsfragen, von denen auch nicht eine einzige zu einer befriedigenden Antwort und innerlichen Vertiefung geführt hätte. Ganz verfehlt erschien mir auch der deutsche Unterricht im „Mittelfurs“. Auf Wunsch der Böglinge wurde — man höre und staune — der zweite Teil von Goethes „Faust“ mit zwölf- bis siebzehnjährigen Kindern kurzweilig ohne jede Erklärung behandelt. Während vier Mädchen in gekrümmter Haltung mit übereinandergeschlagenen, in der Luft baumelnden Beinen auf Tischen saßen, Strümpfe stopften und Blusen ausbesserten, saßen vier Knaben mit dem Lehrer den „Faust“ in einer Weise, die weder dem Wortlaute, noch dem inneren Verständnis nach von den Schülern aufgenommen werden konnte, und ich überlegte lange, welchen Vorteil wohl diese Unterrichtsstunde den Knaben und Mädchen gebracht haben konnte.

Tränenden Blickes wandte ich mich von dieser Erziehungsstätte und fragte mich bangen Herzens, ob diese Schule, in welcher alles nur nach dem Willen unreifer Kinder geht, in der abgesehen wird von jeder Erziehung zu strenger Zucht und gewissenhafter Pflichttreue, ob sie geeignet sei, unsere Jugend, auf der allein unsere letzte Hoffnung beruht, zu ertüchtigen, um unser in Schmach und Elend gesunkenes Vaterland durch die altbewährten deutschen Tugenden wieder zu Macht und Ansehen zu führen.“

Es scheint wahrhaftig, als ob in Deutschland alle bösen Geister losgelassen sind. Die Idee einer solchen Gemeinschaftsschule ist nicht mehr ein gewöhnlicher menschlicher Irrtum. Eine Pädagogik, die zwischen den rein menschlichen und den sündlichen Trieben des Kindes nicht mehr unterscheidet, sondern auch die letzteren zum Maßstab der Erziehung, das böse Kind zu seinem eignen Erzieher und zum Herrn des Lehrers macht, ist offenbar die Frucht eines Gerichts der Verblendung, das den totalen sittlichen Ruin des deutschen Volkes im Gefolge haben müßte.

U. B.

* * * * *

Aus der Landeskirche. — Wie man in der Landeskirche im allgemeinen kein Verständnis für den eigentlichen Grundschaden hat, bei den Versuchen, dem Verderben zu steuern, die früheren, im Lauf der Geschichte so verhängnisvoll gewordenen Fehler immer wieder zu machen bereit ist, und zu Mitteln greift, die eigentlich nur die Diagnose erschweren, aber den Schaden nicht heilen können; wie aber doch etliche, wenn anscheinend auch nur sehr einzelnt, ein klares Auge für den Schaden Josephs haben, zeigt folgender Artikel aus landeskirchlichen Kreisen, den W. in der „Freikirche“ abdruckt.

„Offen heraus gesagt: Unsere Landeskirche krankt an viel zu vielen Vereinigungen, Bündnissen, Vereinen, Konferenzen. Der Ausdruck Volkskirche ist tatsächlich zum Schlagworte geworden. Wie alle politischen Parteien dem ‚Volke‘ den Himmel auf Erden versprechen, wie in allen Parteiprogrammen das ‚Volk‘ besonders definiert wird, wie man versucht, die Volksmasse zu fördern, so leider Gottes auch auf kirchenpolitischem Gebiete. Jede noch so kleine Richtung möchte eine Volkskirche dem Volke bieten und versteht darunter etwas anderes. So kommt nur noch mehr Verwirrung in die Reihen der Landeskirchlichen. Alle Richtungen und Anschauungen gehen aber wie die Stabe um den heißen Brei. Keine will der Kirchenmasse reinen Wein einschenken, denn alle jagen dem Idol der Masse nach.

Die Hauptsache liegt doch im Wesen des evangelisch-lutherischen Christentums. Das ist und bleibt nicht bloß der Angelpunkt des Herrn Oberkirchenrates Zentsch,*) sondern die Hauptsache, der Grundpfeiler, der Eckstein. Diesen Eckstein scheinen heute die Bauleute verworfen zu haben. Bibel und Bekenntnis! Die Bibel . . . ist ‚Regel und Richtschnur‘ unseres Glaubens, und das lassen sich die wirklichen evangelisch-lutherischen Christen keinesfalls rauben. Sie ist das A und O unseres Glaubens, und als solches ist sie für uns über alle Wissenschaftlichkeit erhaben. Das bekennen wir, und daraus ergibt sich unser lutherisches Bekenntnis.

Dieses Bekenntnis fragt nicht danach, ob Volkskirche oder nicht. Dieses Bekenntnis ist über die Schlagworterei erhaben. Ich behaupte gerade das Gegenteil von dem, was Herr Oberkirchenrat Zentsch sagt: Die Volkskirche sei nur möglich als evangelisch-lutherische Bekenntniskirche. Nichts ist irrtümlicher als das. Die Landeskirche ist doch nun nachgerade lange genug ‚Volkskirche‘ gewesen. Als bloße Dekoration benötigen wir das Bekenntnis nicht. Leider Gottes ist es heute nur noch ein Aushängeschild, das dem Kinde den Namen gibt! Stellen Sie immerhin als positive volkskirchliche Vereinigung die Forderung an Kirchenregiment und Synode. Weil das Ihnen in alle Ewigkeit nicht gewährt werden wird, müssen Sie nun endlich die Volkskirche ablehnen, wenn es Ihnen wirklich ernst um Ihr Bekenntnis ist!

Die Freikirche ist nicht die Negation der Volkskirche, das ist eine irrtümliche Behauptung. Vielmehr ist die Volkskirche die Negation der Bekenntniskirche. Sie werden anders Denkenden innerhalb einer Volkskirche immer Konzessionen machen müssen. Wenn Sie es nicht hätten tun müssen, dann sähe es eben innerhalb der Landes- oder Volkskirche ganz anders aus. Die Vergangenheit liefert den schlagendsten Beweis dafür. Nun mühen Sie sich ab, mit denselben verfehlten Mitteln die Bekenntniskirche wieder zu retten.

*) Es handelt sich um die Gründung eines neuen Bundes, der „Positiven Volkskirchlichen Vereinigung“. Dieser Bund war von der (positiven) Chemnitzer Konferenz als Kampfgenosse begrüßt worden, und Oberkirchenrat Zentsch (Chemnitz) veröffentlichte eine ausführliche Rechtfertigung im „Sächsischen Kirchenblatt“.

Oberkirchenrat Jentsch schreibt wörtlich: Die Freikirche ist eine Kirche im Volke, aber nicht die Volkskirche. Wesen und Aufgabe der Volkskirche sei die Durchdringung des gesamten Volkslebens mit den Kräften des Evangeliums. Ich meine: Diese Kräfte werden gerade durch eine Volkskirche paralytisiert. Eine Kirche im Volke genügt vollkommen, das Volk mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen. Man muß nur diese Kirche im Volke sich frei auswirken lassen. Das ist möglich, wenn die Landeskirche sich in der Form der Vereinskirche konsolidiert. Der Zerfall ist doch bereits da. Warum also die Überkleisterung?

Oberkirchenrat Jentsch wartet, wie so viele der Positiven, einschließlich des Lutherischen Bundes, auf den Augenblick, wo die Volkskirche aufhört, Bekenntniskirche zu sein. Der Augenblick ist längst gekommen. Die Landeskirche hat längst aufgehört, Bekenntniskirche zu sein. Hier entscheidet doch in allererster Linie der tatsächliche Zustand. Das Wort Gottes wird nicht mehr lauter und rein in der Landeskirche gepredigt. Es genügt nicht, wenn einige Geistliche ihr Amt noch bekenntnismäßig ausfüllen, sie machen sich mitschuldig, wenn sie weiterhin bewußt mit den Irlehrern an einem Strange ziehen. Es tut mir aufrichtig leid, das aussagen zu müssen, aber sollen wir nicht die Wahrheit sagen?

Die Positive Volkskirchliche Vereinigung ist nach meinem Dafürhalten nicht nur überflüssig, sondern ihre Existenz wirkt geradezu schädlich am Worte Gottes. Sie hält den Augenblick der Separation auf und verwirrt damit nur die Gemüter.

In den nächsten Sätzen bespricht Oberkirchenrat Jentsch das Schlagwort Pastorenkirche. Das Volk hat allen Dampf vor den Pastoren. Deshalb die weite Verbreitung theosophischer Anschauungen und Lehren, die noch vollends unsere Christen verwirrt gemacht haben. **Wird aber der Geistliche wieder Seelsorger, sorgt er wieder als ein Hirte für seine Herde,** ist er nicht mehr der Mietling um irdischen Lohnes willen, dann wird auch von einer Vereinskirche im Volke ein bleibender Segen ausgehen.

Noch ist es Zeit, wenn auch allerhöchste Zeit, daß nunmehr endlich eine reinliche Scheidung geschehe. Die Positive Volkskirchliche Vereinigung kann, wenn sie irgendwelche Bedeutung im kirchlichen Leben gewinnen will, gar nicht anders als zur Separation auffordern, sonst macht sie sich mitschuldig am Weiterbestehen des volkskirchlichen Mischmasches. — Arbeiten Sie also auf eine freie Vereinskirche hin, dann wird der Segen von oben nicht ausbleiben!"

M.

* * * * *

Auf dem Wege zur Freikirche. — Im Großen und Ganzen sind die kirchlichen Zustände Deutschlands nicht eben erquicklich. Aus allen Mitteilungen von drüben geht die Tatsache hervor, daß gerade die sogenannten „Positiven“, oder nach einem neuen Sammelnamen die „Christusgläubigen“ die Zeit der Heimsuchung Gottes nicht erkennen. Denn anstatt die durch den Zusammenbruch der alten Ordnungen gebotene und durch den Willen der Revolutionsparteien gleichsam aufgedrungene Trennung von Staat und Kirche dazu zu benutzen ein Neues zu pflügen und, durch reinliche Scheidung

von den ungläubigen Elementen, sich um Schrift und Bekenntnis zu neuer Kirchenbildung aufzuraffen, geht das Bestreben der führenden Männer — fast ausnahmslos — darauf hin, möglichst viel von den äußeren Ordnungen und irdischen Vorteilen des Staatskirchentums zu erhalten. Um der gemeinsamen Krippe willen ist man auf sogenannter positiver und konfessioneller Seite bereit, nicht nur mit den „Linksliberalen“ weiter in einem Stalle zu stehen, sondern ihnen durch Preisgabe des Bekenntnisses neues Recht und neue Macht einzuräumen. Nachdem die „Landeskirche“ bankrott geworden, träumt man von einer „Volkskirche“, hinter der freilich das „Volk“ in seinen großen Massen ebensowenig steht wie es hinter der Landeskirche gestanden hat. Aber wenn auch Führer und Mehrheiten der bisherigen Landeskirchen offenbar auf dem Irrwege gehen, so mehrten sich doch erfreulicherweise die Anzeichen dafür, daß in den Kreisen ernstgesinnter lutherischer Christen das Gewissen erwacht und die Erkenntnis Platz greift, daß in der kommenden „Volkskirche“ kein Bleiben für sie ist. So ist z. B. in Hamburg P. Glage mit seiner St. Anschar-Gemeinde aus der bekennungslos gewordenen Hamburgischen Landeskirche ausgetreten. Auch in Hessen bahnt sich der Austritt der Lutheraner aus der unierten Landeskirche an. Von einem angesehenen Laien der hessischen Kirche liegt uns darüber ein anschaulicher Bericht vor. Er schreibt: „Ich konnte nun doch an der Synode in Cassel teilnehmen vom 22. Juni bis 1. Juli d. J. Aber im höchsten Grade **unbefriedigt** bin ich heimgekehrt. Wir hatten 5 Vorlagen: Kirchengesetz — Kirchenverfassung — Wahlmodus. Unsere Synode ist der reine Parlamentarismus. Juristische Fragen nehmen ganze Tagesitzungen in Anspruch. Man hat so lange hin- und herberaten, bis die Herren der Wissenschaft, Juristen und Theologen, herausgefunden hatten, daß diese Synode — weil nicht aus den Urwahlen hervorgegangen — kein Recht habe, der Kirche eine neue Verfassung zu geben. . . . Trotzdem wir kein Recht haben sollten, wurde doch 8 Tage „getagt“, um endlich den Wahlmodus als schwere Geburt zur Welt zu bringen. — Mit 5 Stimmen Majorität hat der Liberalismus gesiegt. . . . Nun ist der politischen Agitation Thor und Tür geöffnet, und werden im Herbst die Urwahlen neue Presbyterien, Diözesan-Synoden und den Kirchentag bringen, der das Kirchengesetz und die neue Verfassung geben und erlassen soll. . . . Den liberalen Herren in Cassel habe ich gesagt, daß meiner Ansicht nach durch den demokratischen Wahlmodus der Allen, auch den Feinden der Kirche Christi, das Recht einräumt die Kirche „bauen“ (oder zerstören!) zu helfen, wir der Landeskirche die Todeswunde versetzt hätten. Ich habe das sehr bedauert. Vielleicht ist es aber doch gut so. — Sollten die Ungläubigen mit den ungläubigen Theologen Rade, Heitmüller, Harnack an der Spitze, die Mehrheit bekommen, dann gibt es für die bekennnistreuen Pfarrer und Gemeinden nur den Weg zur Freikirche. Ich habe das auch unserm Superintendenten gesagt, daß ich den Volkskirchen-Unionsschwandel nicht mitmachen könnte, sondern mich der lutherischen Freikirche anschließen würde. Der Herr Superintendent meinte, es würde uns oberhessischen Lutheranern wohl kaum etwas anderes übrig bleiben. — Nun müssen wir die allgemeinen Neuwahlen abwarten und den

neuen Kirchentag. Was dann kommen wird, erfüllt mich mit leisem Bangen. Doch der Herr und Bischof seiner Kirche wird uns beistehen mit seinem Wort und Geist!" — Da — nach menschlicher Voraussicht — bei den Urwahlen der Sieg der Liberalen und Unionisten in Hessen ebenso sicher zu erwarten steht, wie anderwärts im Reiche, so wird diesen treuen Lutheranern Oberhessens in der That keine andere Wahl bleiben, als den Weg der Freikirche zu gehen. Wir verstehen wohl, daß der Gedanke mit dem geschichtlich Gewordenen zu brechen und ein ganz neues Kirchenwesen zu schaffen, die Herzen mit Bangen erfüllt, zumal bei der gegenwärtigen großen materiellen Not in Deutschland auch der Weg der Freikirche durch viele irdische Nöte und Sorgen gehen mag. Aber wenn die Brüder ihre Sache nach Gottes Wort und Willen führen, werden sie des göttlichen Beistandes und der göttlichen Durchhilfe nicht mangeln. Schbt.

* * * * *

Politisch-kirchliche Lage in Deutschland. — Einem Privatbriefe des Moskauer Theologen, D. F. Gashagen, entnehmen wir die nachfolgende Schilderung der politisch-kirchlichen Zustände Deutschlands: „Obwohl die Wahlen für den Reichstag und die Landtage, auch für die städtischen Behörden trotz des unsinnigen Wahlrechtes besser ausfielen, als vor einem Jahre, befindet sich das ganze öffentliche Leben hier in der Schwebel. Unter anderem stellen die täglich neu auftretenden Streiks immer wieder in Frage, ob die Konsolidierung der neuen Ordnungen im Volksleben möglich ist. Außerdem sammeln sich in den Industrie-Bezirken und in den großen Städten sehr drohende Wolken, da Hunderttausende von Arbeitern die Früchte, welche sie von der Revolution erwarteten, nicht einernten und nur darauf brennen, durch eine neue Revolution dem Proletariat den vollen Sieg zu erringen. Hinzukommt schließlich der schwere Druck von Westen sowohl von Osten! — Infolge dieser andauernden peinlichen Unsicherheiten und Beschwerden geht es mit den neuen Ordnungen für die Kirche nicht nur sehr langsam vorwärts, sondern was darin geschieht und an die Öffentlichkeit kommt, schwebt in den meisten Fällen und bei den einflussreichsten Männern nach einem bedenklichen Faktieren mit dem herrschenden Zeitgeiste. — Aus den Zeitschriften wird Ihnen bekannt sein, daß z. B. eine ganze Reihe von bisher führenden Kirchenmännern bereit sind, das bekenntnismäßig fixierte, im Worte Gottes begründete Wesen der Kirche zurückzustellen, wenn nicht aufzuopfern, um das, was ihnen als „Volkskirche“ vorschwebt zu retten. Ohne Zweifel stützen sich diese Bestrebungen auf erhebliche Majoritäten in den Landeskirchen, ganz besonders in den Kreisen, die der Union angehörten oder zuneigten. — Die Theologischen Fakultäten ziehen mit verschwindend wenigen Ausnahmen an demselben Strange. Ebenso steht es mit den Kirchenregierungen. — Vor unsern Augen viel Finsternis! Wir lernen beten und seufzen: „Ach, Gott vom Himmel, sieh darein und laß dich des Erbarmen!“ — Des Herrn ewiger Trost verläßt uns aber nicht! — Und, wie der 124. Psalm, bleiben wir gewiß: „Unsere Seele ist entronnen!“ Schbt.

Rhetoric. From the early centuries of the Christian Church down to the present time the question has been debated whether oratorical art is applicable to the proclaiming of the Gospel. While it must be admitted that Jesus sent His disciples, not with the instruction to be His orators, but His witnesses, yet for this reason rhetorical embellishments need not necessarily be barred from the presentation of the Gospel truths. A witness must tell the truth, the whole truth, nothing but the truth. But the Gospel, being the truth of God's infinite love and mercy, is of such a nature that it will thrill men's hearts and stir their emotions. It is hardly capable of being presented in the cold fashion becoming a mathematical deduction. Any attempt to eliminate the emotions robs the Gospel of its principal characteristic. Be it presented in ever so simple sentences, the language will be radiant with warmth.

Whenever truth stirs the heart and moves man to present it for the ear or for the eye, art is the result. Thus everything that may rightfully be called art, art in all its aspects, is not incompatible with the Gospel, rather it should be a ready instrument in its promulgation. This includes the art of oratory. As the poet is moved by the thrilling truth of the Gospel to strain his phantasy in order to present this lofty theme in lofty language, so the orator will employ all the resources of his art, all the rhetorical figures of speech, to present the Gospel truth in the strongest and most convincing form of which human language is capable. Even the hyperbole need not necessarily have to be excepted.

All rhetoric however, although adeptness in its employment may have been attained by diligent and persistent exercise, must be spontaneous in character. The Gospel must stir the rhetoric, not vice versa. Rhetoric must be content to serve. When it is made to be an end in itself it becomes hollow and untrue; when its figures are such that they cannot bear closer inspection they become a mere jingle, subversive of their own object.

While perusing the exchanges, my eye was arrested by the closing remarks of an article in *The Lutheran* of March 10, 1921. The article, from the pen of William J. Showalter, attempts to answer the question: "Is the Church's voice too weak to make itself heard?" The last sentence, which with its studied phrasing is evidently intended to underscore the argument, runs thus: "If we do so" (namely, join in solid phalanx in a great all the year round registration of our views) "we can be assured that when another Lenten season rolls around we can come to the tragedy of the cross with a sense that our Savior Himself feels its terrors tempered by our service."

The glaring blasphemy of the statement requires no comment. However, it points a warning lesson. We who have been called to be public witnesses of the Gospel will do well to study the art of oratory.

The powerful truth of God is worthy of the most powerful instrument of conveyance. But above all, let us be imbued with the Truth itself that we may experience its thrill in every fiber of our heart. Then our rhetoric will be dignified and sanctified by the cause which it serves.

M.

* * * * *

Die Kirchengaustrittsbewegung in Deutschland. — Eine genaue Statistik über den Umfang der Kirchengaustrittsbewegung im Jahre 1920 liegt noch nicht vor. Soviel läßt sich aber wohl heute schon sagen, daß von einer wirklichen Kirchengaustrittsbewegung nur in den Großstädten, vor allem in **Groß-Berlin**, gesprochen werden kann. Zeigt sich in der Provinz, selbst auf dem Lande, immerhin eine gewisse Abnahme der Kirchlichkeit eigentlich aller Bevölkerungskreise, so kommt es doch nur zu vereinzelt Ausritten aus der Kirche. — Groß-Berlin wird bedauerlicherweise auch im letzten Jahre wieder Zehntausende von Kirchengaustritten zu buchen haben.

In diesen Groß-Berliner Ausritten ist nun bedeutsamerweise die Provinz in ganz besonderem Maße beteiligt. Wohl mehr als 90 v. H. aller Ausgetretenen stammen nach ihren Personalakten aus der Provinz, z. T. sogar aus Gebieten, die in dem Ruf der Kirchlichkeit stehen; **nur ganz wenige gebürtige Berliner sind unter den Ausgetretenen.** Auch hier zeigt sich, welche großen Gefahren das Verpflanzen der Provinzialen aus der Provinz, z. T. sogar aus Gebieten, die in dem Ruf der Kirchlichkeit stehen, nach der Großstadt diesen Neugroßstädtern bringt: sie werden **in der Großstadt heimatlos, heimatlos auf kirchlichem Gebiet!** Berlin mit seinen unübersichtlichen Kirchengemeinden läßt eben nur schwer ein kirchliches Heimatgefühl im einzelnen aufkommen; schon beim geborenen Berliner, um wieviel weniger in dem hinzugezogenen! Aber noch ein anderes gibt dies eigenartige Verhältnis zwischen den bodenständigen und den zugezogenen Berliner Ausgetretenen zu bedenken. Der größte Teil dieser Ausgetretenen galt als kirchlich und war es vielleicht auch, solange er in der alten Provinzheimat lebte; als er die Heimat verließ, verließ er auch die Kirche! Seine Kirchlichkeit war Tradition, bodenständige Sitte, aber mehr nicht; nicht Religion, nicht Leben! Daran muß es doch wohl fehlen, auch gerade auf dem Lande! Man läßt sich zu leicht durch das Festhalten an den alten kirchlichen Sitten täuschen über die wahre Religiosität der Gemeindeglieder! **Neubelebung des religiösen Lebens auf dem Lande, in der Provinz** — das ist's, was wir brauchen! (Tägl. Rundschau.)

* * * * *

Filmgottesdienst. — Wie uns aus **Riel** gemeldet wird, fand in der St. Jürgen-Kirche der erste Gottesdienst mit Filmvorführungen aus der biblischen Geschichte statt. Die Bilder zeigten die Bergpredigt Jesu und andere Vorgänge aus dem Leben Jesu. Auf der Kanzel stand der Geistliche, Pastor Schacht, seine Predigt nahm Bezug auf die sich abrollenden Filmbilder. Die Orgel spielte, die Gemeinde sang wie sonst bei Gottesdiensten. Die Kirche, die nach den Massenausritten aus der Landeskirche jeden Sonntag fast leer war, war bis zum **allerletzten Platz** besetzt.

(Rundschau.)

Die **Berliner Universität** zählt in diesem Wintersemester 12532 Immatrikulierte, 11112 Männer und 1420 Frauen — im vorigen Winter wurden 14305 (12914 und 1391) gezählt. In der theologischen Fakultät sind 355 Männer und 12 Frauen immatrikuliert, in der juristischen 2454 und 54, in der medizinischen 2803 und 379, in der philosophischen Fakultät 5500 und 975. Stark gewachsen ist die Zahl der ausländischen Studenten, trotz erhöhter Gebühren für diese. Es sind jetzt 904 an der Universität, gegen nur 443 im vorigen Jahre: 768 Männer und 136 Frauen. Die größte Zahl davon stellt Rußland: 157 und 25. Es folgen Bulgarien mit 85 und 33, Litauen mit 70 und 26, Schweiz mit 51 und 4, die Tschecho-Slowakei mit 43 und 9, Rumänien mit 36 und 3, Ungarn mit 33 und 6, Polen mit 30 und 4, Türkei mit 32, Griechenland mit 23, Georgien mit 13 und 3, Estland mit 12 und 3, Luxemburg mit 10 und 1, Norwegen und Lettland mit je 5 und 4, Schweden mit 6 und 1, Finnland mit 4 und 2, Jugoslawien mit 5 und 1. Aus Großbritannien und Irland kamen drei männliche und eine weibliche Studierende an die Universität, aus Belgien ein Mann, aus Frankreich eine Dame. Aus Afrika 73 und 1, aus Asien 40, aus Amerika 20 und 2 Studierende. — Keinen Rückgang weisen die übrigen Berliner Hochschulen auf. An der **Technischen Hochschule** sind 3718 Männer und 24 Frauen immatrikuliert, an der **Landwirtschaftlichen** 932 und 20, an der **Tierärztlichen** 303, an der **Akademie der Künste** 337 und 187 gegen 192 und 56. Die akademische Welt Berlins zählt also 18122 männliche und 2028 weibliche Studierende, insgesamt 20150 Köpfe.

(Die Woz.)

Büchertisch.

Was wird aus unserer lutherischen Kirche? Referat über die Bedeutung von Artikel 10 der Konkordienformel für den gegenwärtigen kirchlichen Neubau, gehalten auf einer Mitglieder-versammlung des Lutherischen Bundes zu Cassel am 12. August 1920 von Pastor Martin Huebener in Satow b. Malchow (Mecklenburg-Schwerin). Preis: 25 Cents.

Die kirchlichen Zustände Deutschlands sind traurig. Obwohl die Massen des Volkes sich längst feindselig von der Kirche abgewandt haben und selbst die noch christlich gesinnten Laien der Entwicklung der kirchlichen Dinge in gleichgültigster Lethargie gegenüberstehen, schwärmen die kirchlichen Führer mit ihrer Pastorengesellschaft für das Truggebilde einer „Volkskirche“, die sie durch weitgehendste Zugeständnisse an den kirchlichen Liberalismus und den demokratischen Zeitgeist zustande bringen wollen. Auch die Heerscharen des landeskirchlichen Luthertums, die in der „Allgemeinen Ev.-Luth. Konferenz“ ihren Sammelpunkt haben und deren Organ die „Allgemeine Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ ist, haben sich offenbar mit dem Stand der Dinge abgefunden und sind bereit, unter „Zurückstellung“ des Bekenntnisses, die einer Preisgabe gleichkommt, mit Christusgläubigen und Ungläubigen im gemeinsamen Stalle der „Volkskirche“ stehen zu bleiben. Gott sei Dank, gibt's aber noch eine Anzahl ernster Lutheraner, die nicht mit in dem allgemeinen Unionsstrom schwimmen wollen und beim Neubau der „Allerweltskirche“ besorgt fragen: „Was wird aus **unserer** Kirche?“ Und die Antwort suchen sie nicht bei der falschberühmten Kunst der „wissenschaftlichen Theologie“, die gerade in der gegenwärtigen Krisis auch in ihren positiv-lutherischen Führern völlig versagt, noch bei den lutherischen Kirchenregimenten, die samt und sonders im Fahrwasser der „Volkskirche“ mitschwimmen, sondern im guten, alten Bekenntnis der lutherischen Kirche. Das ist in der Tat ein selten, aber hocherfreulich Ding, daß die Männer des „Lutherischen Bundes“ bei ihrer Mitgliederversammlung in Cassel im August 1920 sich nicht geschämt haben, die als veraltet beschriebene „Konkordienformel“ zu Rate zu ziehen, um darin die Richtlinien für ihr Verhalten in den kirchlichen Wirren der Zeit zu finden. Das gediegene Referat des verdienten Bundeschriftführers, Pastor Martin Huebener, liegt hier im Druck vor. Nach einer trefflichen geschichtlichen Einleitung zum 10. Artikel der Konkordienformel, weist der Verfasser auf die vorbildliche Weise hin, in der der Artikel die damals strittigen Fragen behandelt, und zeigt als hervorragende Merkmale dieser Weise **evangelische Freiheit** und **zarte Gewissenhaftigkeit** auf. Dieselben Grundzüge will er auf die gegenwärtigen kirchlichen Wirren in Deutschland seitens der lutherischen Kirche angewandt wissen, denn „in solch einer Zeit (in tali rerum statu, d. h. in casu confessionis et scandali), wo auch scheinbare Mittel Dinge, je nachdem man sie annimmt oder verwirft, tut oder meidet, entweder zu einem Bekenntnis

werden oder zu einer Verleugnung unseres Glaubens, entweder die Gemeinde Gottes erbauen oder aber sie zerstören, befinden wir uns heute." Von diesem völlig richtigen Gesichtspunkt ausgehend, behandelt er nun die gegenwärtig brennenden kirchlichen Zeitfragen (Minoritätenschutz, weibliches Stimmrecht, Demokratisierung der Kirchenverfassung usw.) im Sinn und Geist des 10. Artikels der Konkordienformel und schließt mit einer Aufforderung zu „dreifachem, mutigem Protest gegen alle Kompromisse mit den Feinden des Evangeliums, gegen alle, auch die kleinsten Konzessionen gegenüber der modernen Religions- und Konfessionsmengerei, gegen jede Art von Union, vor allem die zwischen Glaube und Unglaube, ein Protest mit Worten, ein Protest im geduldigen Leiden, und, wenn es sein muß, ein Protest auch mit entschlossener Tat“. Möge das schöne Zeugnis, dessen wir uns von Herzen freuen, innerhalb und außerhalb des Lutherischen Bundes Widerhall finden und dienen, daß recht viele Herzen fest werden! Uns in Amerika kann das Büchlein zum Verständnis der Nöte und Kämpfe der deutschen Lutheraner und zur Fürbitte für sie helfen. In dem Sinne sei es warm empfohlen. Schbt.

LUTHERAN SCHOOL JOURNAL. An educational monthly published by the Ev. Lutheran Synod of Missouri, Ohio, and Other States. Edited by an editorial committee of the faculty of Concordia Teachers' College, River Forest, Ill.

Lutheran School Journal ist der neue Name einer alten Zeitschrift, des „Ev.-Luth. Schulblatts“ unserer Schwester-Synode von Missouri. Warum dasselbe seinen deutschen Namen, den es 55 Jahre getragen hat, abgelegt und sich in diesem Stücke amerikanisiert hat, ist uns nicht bekannt. Da es sich aber, wie aus dem Vorwort in der Januarnummer ersichtlich, unter anderem das Ziel gesteckt hat, in nicht-lutherischen Kreisen Licht über unser Schulwesen zu verbreiten, so vermuten wir, daß zu der Namensänderung die Erwägung Veranlassung gewesen sei, daß ein deutscher Name dem Blatte manche Tür verschließen möchte. Diese Erwägung dürfte richtig sein. Wir fürchten aber, daß das Blatt trotz seines amerikanischen Namens von anglo-amerikanischen Schulmännern wenig gelesen werden wird, solange es seinem Vorsatz treu bleibt, zweisprachig zu bleiben, und sich neben der allein seligmachenden englischen Sprache auch der moralisch verseuchten deutschen bedient. Waren es doch gerade auch die von ihnen herausgegebenen Schulblätter, die während des Krieges den engsten Nativismus predigten, die durch den Krieg geweckten unsinnigen Massenurteile unablässig nährten und für die Ausrottung aller fremden Sprachen aus unsern Schulen eintraten. Wir wagen auch nicht zu hoffen, daß eine genauere Bekanntschaft mit unserm Schulwesen die Pädagogen der Staatschule für dasselbe einnehmen würde. Ist auch die Unzufriedenheit mit den Erziehungsergebnissen der öffentlichen Schule groß; erfüllt auch die Arbeitscheu, die Genußsucht, die Leichtfertigkeit eines großen Teils der in ihr erzogenen Jugend, das Fehlen jeder ernstern Lebensauffassung viele Gemüter mit ernster Besorg-

niz; sehen es auch viele Pädagogen der Staatschule selbst ein, daß für eine bessere Erziehung gesorgt werden muß, wenn die Zukunft unsers Staates gesichert werden soll: so ist doch die Erkenntnis bisher noch wenigen aufgegangen, daß die religionslose Schule nicht wahrhaft erziehen kann, und daß der Staat daher alle Ursache hat, den Kirchenschulen freundliches Entgegenkommen zu zeigen und sich darüber zu freuen, daß sie ihm einen Teil der Erziehungsarbeit abnehmen. Man braucht nur die pädagogischen Zeitschriften unsers Landes zu lesen, um zu erkennen, daß die öffentliche Schule keineswegs an sich verzweifelt, sondern sich vielmehr noch immer für das einzige sichere Fundament des Staates hält und immer neue Mittel und Mittelchen erfindet, bessere, patriotischere Bürger zu erziehen. Der Kirchenschule hat man, abgesehen von den Kriegsjahren, nie unfreundlicher gegenübergestanden als jetzt. Viele unsrer Mitbürger sehen in dem Betrieb von Privatschulen eine Kritik des öffentlichen Schulwesens. Sie können nicht verstehen, why the public school should not be good enough for anybody. Leuten, die ihr ihre Kinder nicht anvertrauen, fehlt es, meinen sie, an demokratischer Gesinnung, an Verständnis für unser Staatswesen, an Vaterlandsliebe. Der Staat ist seit Beginn des Weltkrieges vielen alles in allem geworden. Zu seiner Verherrlichung und zur Mehrung seiner Macht müssen daher alle Kräfte dienen, die sich in seinem Bereiche finden. Man will daher auch eine Schule, die sich ganz und gar dem Staate zur Verfügung stellt und keinen andern Göttern dient. Eine solche Schule haben wir nicht. Unsere Schule dient zwar dem Staate und gewiß besser, als die religionslose Schule es kann; aber sie dient ihm nicht allein, auch nicht einmal in erster Linie, sondern zunächst dem Herrn Jesu. Eine solche Schule ist vielen unsrer Mitbürger nicht patriotisch genug. Sie hat noch einen andern Fehler. Sie lehrt das Evangelium von Christo und erzieht im Geiste dieses Evangeliums. Das Evangelium aber ist sehr „exklusiv“ und darum dazu angetan, eine Scheidewand zwischen den Bürgern unsers Landes aufzurichten. Unser Volk, von der Loge und dem Logengeist beherrscht, will jedoch keine „exklusive“ Religion, sondern eine, die alle religiösen Ansichten und Meinungen einschließt und ein einigendes Band um unser Volk schlingt: keine offenbarte Religion, sondern die des natürlichen Menschen ins Amerikanische überseht. Aus diesen Gründen versprechen wir uns von der Aufklärungsarbeit, die das School Journal besorgen will, nicht den Erfolg, den wir ihr wünschen. Keine publicity wird je das Ärgernis des Kreuzes Christi aus dem Wege räumen, und auf dieses Ärgernis ist ein Teil der Feindseligkeit gegen unsere Schulen ohne Zweifel zurückzuführen.

Für viel wichtiger halten wir die andern Aufgaben, welche sich das School Journal gestellt hat, vor allen Dingen die, die Grundsätze christlicher Erziehung darzulegen und zu verteidigen. Das ist gewiß hochnötig. Auch in unsern Kreisen fehlt es bereits vielfach an klarer Erkenntnis des Wesens und der Mittel christlicher Erziehung. Nicht wenige erkennen den wesentlichen Unterschied zwischen der christlichen und der weltlichen Erziehung, der christlichen und der weltlichen Schule nicht mehr. Sie meinen, die Erziehung, welche die Staatschule bietet, sei zwar nicht völlig befriedigend, es

hafteten ihr gewisse Mängel an, sie lasse gewisse Lücken, die anderweitig ausgefüllt werden müßten; aber in ganzen und großen leihte sie doch anerkennenswertes, und ein Christ könne ihr getrost seine Kinder anvertrauen. Es muß darum unserm Christenvolke unablässig bezeugt werden, daß zwischen der weltlichen und der christlichen Erziehung eine unüberbrückbare Kluft befestigt ist; daß der weltliche Erzieher in seinem Berufe alles verkehrt macht, weil er weder das wahre Ziel, noch die rechten Mittel der Erziehung kennt; daß der Unterschied zwischen den christlichen und den weltlichen Schulen nicht darin besteht, daß diese nur weltliche Fächer, jene aber neben diesen noch täglich eine Stunde Religion lehren; sondern darin, daß in den christlichen Schulen alle Unterrichtsfächer mit dem Evangelium durchdrungen, mit ihm wie mit einem Mörtel die Bausteine einzelner Kenntnisse und Erfahrungen, die der Schüler sammelt, zu einem festgefügtten Bau, zu einer einheitlichen Weltanschauung und Lebensanschauung verbunden werden; daß man sich hier bemüht zu Persönlichkeiten zu erziehen, deren gesamtes Innenleben in der Erkenntnis Christi wurzelt und von ihr beherrscht wird. Zeitschriften, die sich dieser Aufgabe widmen, verdienen die Unterstützung aller, denen die christliche Erziehung der Jugend am Herzen liegt. Wenn sodann das Lutheran School Journal auch Besprechungen über Methodik Raum gewähren will, so ist das ebenfalls erfreulich. Auch die Methodik hat ihren Wert. Es gab eine Zeit, da ihre Bedeutung für die christliche Erziehung in unsern Kreisen unterschätzt wurde. Von der Wahrheit, daß Gottes Wort bei der Erziehung alles tun muß, wurde vielfach die verkehrte Anwendung gemacht, daß die Art und Weise der Darbietung des Wortes von keinem Belang sei; eine biblische Geschichte oder ein Bibelspruch sei Gottes Wort und darum wirksam, gleichviel wie dargeboten. Man beachtete nicht, daß das Wort Gottes nicht in Buchstaben und Wörtern besteht, sondern in Wahrheiten, und daß es daher die Aufgabe des Lehrers ist, Wahrheiten zu übermitteln, nicht Buchstaben und Wörter zu lehren; daß unverständene Wörter und Sätze keinen Wahrheitsbesitz bedeuten; daß zur Erfassung der Wahrheiten des Himmelreichs der Verstand nicht genügt, sondern alle Kräfte der Seele von ihnen in Anspruch genommen werden. In jüngster Zeit ist man in Lehrerkreisen geneigt gewesen, in das entgegengesetzte Extrem zu gehen und die Bedeutung der Methodik zu überschätzen. Auch das ist ein großer Fehler. Was ich dem Schüler darbiete, ist wichtiger, als wie ich es darbiete. Ein Lehrer, der nichts zu geben hat, wird trotz der besten Darbietungsmethode seine Schüler nicht reich machen. Und wer viel zu geben hat und gerne gibt, wird schon eine Weise der Darbietung, wenn auch nicht immer die beste, finden. Auch insofern wird die Methodik heute von manchen überschätzt, als sie ihre Lehren für wissenschaftlich unanfechtbar begründet halten. Da die Methodik auf psychologischer Grundlage ruht, die Psychologie aber noch keine exakte Wissenschaft ist, darf man nicht ohne weiteres auf Methoden schwören. Auch deswegen nicht, weil sie nicht immer durchweg das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung sind, sondern auch das Gepräge ihrer Zeit tragen und Zeitströmungen mancher Art auf ihre Gestaltung Einfluß gehabt haben. — Eine pädagogische

Zeitschrift, welche die Methodik weder unter-, noch überschätzt, die im guten Sinne konservativ ist, sich weder durch die Neuheit einer Methode oder die Zahl ihrer Befürworter imponieren läßt, noch auch das Neue verwirft, nur weil es neu ist, sondern alles prüft und das Gute empfiehlt, hat eine wichtige Aufgabe unter uns zu erfüllen.

Daß es ihm gelingen möge, den wichtigen Aufgaben, welchen es sich widmet, gerecht zu werden und viel zur Förderung christlichen Schul- und Erziehungswesens beizutragen, dazu wünschen wir dem Lutheran School Journal Gottes reichen Segen.

W. Henkel.

Verhandlungen der 27. Versammlung der Ev.-Luth. Synodalkonferenz von Nord-Amerika, zu Milwaukee, Wis., vom 18. bis 23. August 1920.

Der letztjährige Synodalkonferenzbericht ist ungewöhnlich interessant. Er enthält drei große Angelegenheiten: ein Referat Prof. Joh. Meyers über den „Kampf um unser Schulwesen“, einen sehr eingehenden Bericht über die letzten Versuche der Synodalkonferenz, sich mit den früher mit uns bekenntnislosen, dann aber im sogenannten Opgjör sich von uns scheidenden Norwegern auseinanderzusetzen, und im Anschluß daran den Bericht über die Aufnahme der neuen „Norwegischen Synode der amerikanisch-evangelisch-lutherischen Kirche“ von 30 Pastoren und 20 Gemeinden, die sich von der ausscheidenden norwegischen Synode getrennt haben, und schließlich eine sehr ausführliche Darlegung des gegenwärtigen Standes der Negermission. — So sehr uns die beiden letzten Gegenstände auch interessieren müssen, — am intensivsten wird unsre Aufmerksamkeit durch das so zeitgemäße Referat in Anspruch genommen. Es handelt sich darin um die prinzipielle Stellung zu der bei uns schon vielfach eingerissenen, aus freien Stücken von unsrer Seite nachgesuchten **Akkreditierung unsrer Gemeindeschulen bei den Staatsbehörden**. Das Referat tritt dieser Praxis mit aller Kraft entgegen und sieht in derselben eine prinzipielle Verleugnung unsrer Grundsätze in der christlichen Erziehung. Da sich aus Anlaß dieser Stellungnahme eine sehr animierte Debatte auf der Versammlung entspann und die Sache nicht beendet werden konnte, beschloß die Synodalkonferenz, die Verhandlungen auf der nächsten Sitzung fortzusetzen. — Wir gehen in Bezug auf unser Schulwesen allem Anschein nach bösen Zeiten entgegen. Wer die Augen klar behalten will, wird nicht umhinkönnen, sich mit der in diesem Referat eingenommenen Stellung auseinanderzusetzen und sie genau zu studieren.

A. P.

Sommer- und Samstagsschule.*

Die Aufgabe, die mir das Komitee für Erziehungswesen gestellt hat, nämlich einen Lehrplan für Sommer- und Samstagsschulen zu entwerfen, drängt mich zunächst zu der ganz entschiedenen Bemerkung, daß ich die Einrichtung solcher Schulen unter allen Umständen für einen Nothbehelf halte. Pastoren und Gemeinden, die sich länger als unumgänglich nötig damit begnügen, machen sich einer groben Versäumnis ihres Christenberufs schuldig. Das stets zu erstrebende und mit christlicher Opferwilligkeit unter Gottes Segen auch meist zu erreichende Ideal ist die volle Gemeindefschule.

Für Sommer- und Samstagsschulen einen allgemein brauchbaren Plan zu entwerfen, ist wegen der sehr verschiedenen Verhältnisse, die in den einzelnen Gemeinden vorliegen, keine ganz leichte Aufgabe. Es kann deshalb auch nicht mein Ziel sein, einen für alle Fälle in allen Einzelheiten genau zu befolgenden Plan auszuarbeiten, sondern ich werde versuchen, zunächst allgemeine Richtlinien anzugeben, die meiner Meinung nach befolgt werden sollten; sodann werde ich einen Plan anfügen, der die Grundgedanken veranschaulichen mag.

*) Obiger, mit großer Sachkenntnis und Sorgfalt ausgearbeiteter Plan für Sommerschulen wird hiermit zum Besten aller derjenigen Pastoren, die eine volle Tagsschule nicht halten können, von der Erziehungskommission veröffentlicht nicht in der Meinung, daß er von jedem an jedem Ort buchstäblich ausgeführt werden könne und solle, sondern um die Herren Pastoren instand zu setzen, sich aus diesem einen eigenen, für ihre speziellen Bedürfnisse passenden systematischen Plan zurechtzustellen. Es kommt ja vor allem darauf an, daß die Kinder durch das ganze Gebiet der christlichen Lehre geführt und daß kein wesentliches Stück ausgelassen werde. Man wolle darum die Einteilung beachten und die Überschriften der einzelnen Teile genau studieren. Was den Stoff betrifft, so muß jeder für seinen Fall aus dem angegebenen auszuwählen verstehen, sowohl von den notierten Geschichten, wie aus den Schriftstellen und Liederbüchern.

Wir halten den hier gebotenen Plan für wertvoll genug, um ihn als Pamphlet besonders drucken zu lassen und ihn unsern Pastoren und Lehrern zur Verfügung zu stellen. Er kostet als Pamphlet 10 Cents. A. P.

Es handelt sich um den „Religionsunterricht“; und da huldige ich dem Grundsatz, daß der Unterricht in Biblischer Geschichte die Grundlage bilden muß. Es ist hier nicht der Platz, mich mit den verschiedenen Methoden des Unterrichts (in konzentrischen Kreisen, nach den Kulturstufen usw.) auseinander zu setzen. Doch das möchte ich sagen, daß ich unter Biblischer Geschichte nicht eine Art Sammlung biblischer Anekdoten verstehe, an deren Behandlung allerlei gottselige Betrachtungen angeknüpft, oder aus denen christliche Wahrheiten entwickelt werden; ich verstehe darunter vielmehr den Bericht von der Ausführung des großen Planes Gottes zur Erlösung der armen Sünder. Sonst führt der Unterricht fast automatisch zu der Anschauungsweise, als ob das Christentum ein System von Lehresätzen, oder gar nur eine Summe von Lebensregeln sei. — Den vorläufigen Abschluß des Religionsunterrichts bildet der Katechismus mit seiner zusammenfassenden Darstellung von Sünde und Erlösung, dem Gebetsleben der Christen und den Gnadenmitteln.

Die Sommer- und die Samstagsschule sollten verbunden sein, aber nicht einfach in mechanisch fortlaufender Reihenfolge. Die Sommer- und die Samstagsschule eignen sich für eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte, ist aber wegen ihrer Kürze der festen Aneignung von vielem Memorierstoff nicht günstig. Die Samstagsschule hinwiederum ist dem Geschichtsunterricht nicht günstig. Sie sollte deshalb zur Wiederholung der im Sommer behandelten Geschichte mit dem Hauptgewicht auf dem Memorieren verwandt werden.

Als Textbücher kämen wohl neben Bibel und Gesangbuch Ernsts Biblische Geschichte und der neue Katechismus von Gausenitz in Betracht. Über letzteres Buch gehen ja die Meinungen weit auseinander. Es sei mir deshalb hier ein kurzes Wort gestattet. Ich will mich nicht bei Einzelheiten aufhalten — darin wird jeder mehr oder weniger seine eignen Wege gehen — aber in einem Hauptpunkte, dem II. Artikel, möchte ich eine wesentlich andere Behandlung empfehlen. Im Mittel steht der große Glaubenssatz: Jesus ist mein Herr, d. h. mein treuer Heiland. Diese Wahrheit wird im Artikel von fünf Seiten aus beleuchtet. 1.) Mein Herr ist der große Gott-Mensch; „daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott usw.“ — 2.) Mein Herr hat mich erlöst; „der mich verlorenen usw.“ — 3.) Mein Herr ist dazu in den Tod gegangen; „nicht mit Gold

oder Silber usw.“ (Stand der Erniedrigung.) — 4.) Mein Herr hat immer nur meine Gerechtigkeit und Seligkeit im Auge; „auf daß ich sein eigen sei usw.“ — 5.) Mein Herr hat das schwere Werk wirklich vollbracht; „gleich wie er ist auferstanden- usw.“ (Stand der Erhöhung.) — Er heißt nun Jesus Christus. (Das dreifache Amt mir zu gut.)

Der Kursus des Unterrichts sollte ein dreifacher sein für Unter-, Mittel- und Oberstufe. Auf der Unterstufe wäre die Heilsgeschichte in ihren Grundzügen darzustellen, nämlich von der Sünde, der Erlösung, dem Glauben. Das ergäbe die Geschichte von der Schöpfung bis zum Turmbau; das Leben Jesu bis zur Himmelfahrt; und das Leben Abrahams, des Vaters der Gläubigen. Entsprechende Katechismusstücke, Bibelsprüche und Liederverse werden memoriert. (Nicht in dem Sinn, als ob darin der ganze Inhalt der Geschichte kurz zusammengefaßt sei.) — Auf der Mittelstufe handelt es sich um Erweiterung und Vertiefung. Es wäre hier die Heilsgeschichte soweit abzurunden, daß abwechselnd besonders die Vorbereitung des Heils (bis Salomo, speziell Tempelbau) und die Ausbreitung der Heilsbotschaft berücksichtigt würden. Die Geschichte würde nun in zeitlicher Reihenfolge behandelt, wobei die schon auf der Unterstufe gebotenen Partien kurz wiederholt würden. Der Memorierstoff würde erweitert, der Katechismustext abgeschlossen. — Auf der Oberstufe erfolgt sodann, wie schon angedeutet, die systematische Behandlung des Katechismus. Dabei wird im III. Artikel zur Darstellung der äußerlich so armseligen Erscheinungsform der Kirche in dieser Welt aus der Biblischen Geschichte der Teil von dem zerteilten Reiche Juda und Israel (und etwa der 1. Korintherbrief) nachgetragen.

Unterstufe. (Alter: 8—10 Jahre.)

Geschichte.	Katechismus.	Sprüche.	Lied.
1—6. Die Sünde, das schneuliche Mißtrauen gegen den allgütigen Gott, bringt das Verderben über die Menschen, aber Gott offenbart seinen Ratschluß zur Erlösung.			
1.	1. Artikel.	Ps. 115, 3; 104, 24; 90, 1.	591, 9—11.
2.	6. Bitte.	Röm. 5, 12; 1 Mos. 3, 15; Joh. 3, 16.	96, 1. 4—6.
3. u. 4, 1.	5. Gebot.	Mt. 15, 19; Röm. 7, 18; 5, 20b.	96, 2—3.
5.	Schluß der Gebote.	Gal. 6, 6; 1 Mos. 8, 21b. 22.	681, 1—3.
6.	1. Bitte.	Ps. 115, 1; Jes. 42, 8; Mt. 4, 10.	251, 1.
79—136. Der Erlöser und sein Werk.			
79—82. Kindheit des Heilandes.			
79.	2. Artikel.	Joh. 3, 16; 1, 14; Jes. 9, 6.	117, 1—8.
81.	2. Bitte.	Joh. 10, 27; 10, 16; 3, 5.	117, 9—15.
82.	4. Gebot.	1 Pet. 2, 21; Ps. 119, 72; Lc. 11, 28.	333.
86—96. Der Heiland der Herr über die (der Sünde unterworfenen) Kreatur und über den Tod.			
86.	6. Gebot.	Eph. 5, 25; Mt. 19, 6; 1 Tim. 4, 5.	76, 1. 2. 4. 5.
90.	3. Gebot.	Zaf. 1, 21; Lc. 11, 28; Ps. 119, 72.	274.
93.	2. Gebot.	Ps. 50, 15; 106, 1; Mt. 7, 7.	16.
95.	2. Artikel.	Joh. 14, 19; 2 Tim. 1, 10.	681, 4—7.
96.	2. Artikel.	Joh. 11, 25; Hiob 19, 25. 26; 1 Kor. 15, 55—57.	681, 8—10.
100—110. Des Heilandes Liebe zu den Verlorenen.			
100.	6. Bitte.	Zaf. 1, 14. 15; 1 Pet. 5, 8; 1 Kor. 10, 13.	379, 1—4.
101.	5. Bitte.	Ps. 143, 2; Röm. 5, 20b; 1 Pet. 2, 9.	379, 5—8.
102, 1.	5. Gebot.	Mt. 22, 39; Jes. 58, 7; Ps. 31, 16; 1 Mos. 9, 6.	214.
104.	4. Bitte.	1 Pet. 5, 7; Röm. 2, 4; Apg. 10, 42.	448, 7. 8. 12.
110.	2. Bitte.	Mt. 10, 14; Joh. 3, 5.	289, 1. 4. 6. 7.

116—132. Der herrliche Heiland leidet und stirbt für unsre Sünde.			
116.	Schluß Vater Unser.	Joh. 1, 14; Kol. 2, 9; Phil. 3, 20.	35.
118.	2. Bitte.	Sach. 9, 9; Ps. 24, 7; Mc. 16, 15.	104, 1. 2. 5.
124. u. 125, 1.	3. Bitte.	1 Tim. 2, 4; 1 Joh. 3, 8; Röm. 5, 19.	181, 1—3.
126, 2.	8. Gebot.	Epr. 19, 5; Joh. 18, 37; Eph. 4, 25.	151. 170.
130.	2. Artikel.	Joh. 1, 29; Jes. 53, 4. 5; 1 Pet. 2, 21.	164, 1—4.
131.	7. Bitte.	1 Joh. 1, 7; Phil. 2, 7. 8; 2 Tim. 4, 18.	164, 8—10.
132.	2. Artikel.	Ps. 16, 10.	639.
133—136. Der Heiland, der sein Werk siegreich vollendet hat, läßt aller Welt das Heil verkündigen.			
133.	2. Artikel.	Röm. 4, 25; Joh. 11, 25. 26; Job 19, 25. 26.	190.
134.	2. Bitte.	Mt. 18, 20; Joh. 20, 29.	229, 1; 433, 1.
136.	2. Artikel.	Joh. 14, 2. 3; Phil. 3, 20; Mt. 28, 18—20.	207.
7—12. Durch den Glauben werden wir des Heils teilhaftig, Gott selber beruft zum Glauben, erzieht im Glauben, erhält im Glauben, macht herrlich im Glauben.			
7.	3. Artikel.	Eph. 2, 10; 1 Pet. 2, 25; Eph. 2, 8. 9.	448, 1—3.
8.	9. Gebot.	Ps. 37, 4; 133, 1; Mt. 5, 9.	448, 9—11.
9.	10. Gebot.	Ps. 73, 25. 26; Mt. 16, 26; 2 Kor. 8, 9.	448, 4—6.
10.	3. Artikel.	Joh. 15, 5; Eph. 2, 8. 9; 1 Pet. 1, 5.	96, 7—10.
11.	Strede.	Gal. 3, 26; Joh. 16, 23; Mt. 7, 7.	247.
	(Got wird durch die kräftige Fürbitte Abrahams errettet.)		
12.	1. Gebot.	Ps. 37, 5; 1 Mos. 22, 12; Ps. 73, 25. 26.	5.

Da der Sommerkursus auf 8 Wochen zu je 5 Tagen, also insgesamt 40 Tagen berechnet wird, da man für den Rest des Jahres auch wohl etwa 40 Samstage veranschlagen darf, so bleiben, da hier nur 34 Geschichten angegeben werden, noch 6 Tage zu gelegentlicher Wiederholung. Es dürfte sich empfehlen, die Kinder zwei Jahre auf der Unterstufe zu belassen und den selben Stoff mit ihnen durchzunehmen.

Mittelstufe A. (Alter: 10—12 Jahre.)

Vorbereitung des Heils. Gott schafft und erzieht sich das Volk Israel zum Träger der Verheißung und macht es als das Volk der Wahl sehr herrlich (Salomo).

13—17. Gottes Gnade macht den unwürdigen Jakob zum Träger der Verheißung und erzieht ihn dazu, sich nicht auf seine List, sondern auf Gott zu verlassen.

13.	Anrede.	Jak. 5, 16; Mt. 7, 7.	448, 1—4.
14.	1. Gebot.	Röm. 9, 16; Jes. 30, 15; Eph. 2, 8, 9.	448, 5—8.
15.	1. Artikel.	Ps. 23, 4; 91, 1.	603, 1—4.
16.	7. Gebot.	1 Thess. 4, 6; 1 Tim. 6, 10; Mt. 16, 26.	603, 5—7.
17.	1. Gebot.	Röm. 8, 31. 32; 1 Mos. 32, 10; Ps. 115, 1.	448, 9—12.

18—22. Joseph als Vorbild auf Christum.

18.	Verachtet und gehaßt.	Jes. 53, 3.	164, 1—5.
19.	Erniedrigung.	Phil. 2, 5—8.	164, 6—10.
20.	Erhöhung.	Phil. 2, 9—11.	187.
21.	Der erhöhte Christus prüft seine Christen.	Matth. 3, 31—33.	231, 1—4.
22.	Christus erquickt seine Christen nach der Prüfung.	Joh. 16, 20. 22.	231, 5—7.
23.	2. Bitte.	1 Mos. 49, 10. 18.	108, 1—4.

24—39. Mit starker Hand, in großer Langmut und Treue rettet Gott sein Volk, trägt es und führt es ins gelobte Land.

24.	1. Artikel.	Ps. 37, 5; Jes. 49, 15.	232, 1—3.
25.	3. Artikel.	1 Kor. 1, 9; Eph. 2, 8, 9.	232, 4—6.
26.	Sakrament des Altars.		314, 1.
27.	Taufe.	(cf. 1 Kor. 10, 2.)	289, 1. 4. 6. 7.
28.	1. Hauptstück.		

29.	1. Gebot.	2 Mos. 20, 4. 5; Mt. 4, 10; 4 Mos. 6, 24—26.	19.
33.	Schluß Vater Unser.	Matth. 3, 26; Joh. 20, 29.	460, 1. 2.
35, 2. 4.	3. Artikel.	Epr. 3, 5; Apg. 16, 30. 31; Joh. 3, 14. 15.	214.
36.	2. Artikel.	4 Mos. 24, 17.	132, 1. 3. 5. 8.
37.	2. Artikel.	5. Mos. 18, 15.	129, 1. 4.
38.	3. Artikel.	Mt. 16, 18; Joh. 10, 27. 28.	247.
39.	3. Gebot.	Pf. 119, 72; Gal. 6, 7.	6, 1—3.
41—46. Gott verwirft sein Volk nicht, wiewohl es ihn verwirft.			
41.	1. Gebot.	Pf. 115, 3; 1 Joh. 5, 14.	462, 1. 2. 5.
42.	6. Bitte.	Mt. 26, 41; 1 Kor. 10, 13.	28.
43.	4. Gebot.	Eph. 6, 2. 3; 1 Tim. 4, 8.	464.
44.	3. Gebot.	Pf. 26, 6—8; Gal. 6, 7.	276.
45.	1. Gebot.	Ner. 17, 5; 1 Joh. 2, 15; Jes. 30, 15.	16.
46.	Schluß der Gebote.	Jos. 4, 6; Pf. 50, 16. 17.	274.
47—54. Gottes Gnade macht David zu einem Mann nach seinem Herzen und setzt ihn zum Hirten seines Volks.			
47.	Schluß Vater Unser.	1 Sam. 16, 7b; Jes. 55, 8. 9.	35.
48.	1. Gebot.	Pf. 84, 13; 124, 8.	247.
49.	8. Gebot.	1 Joh. 3, 16.	23, 1—3.
51.	5. Bitte.	Mt. 5, 44.	23, 4. 5.
53.	Amt der Schlüssel und Beichte.		347.
54.	4. Gebot.	Epr. 30, 17.	
56—57. Gott macht sein Volk sehr herrlich.			
56.	Vorbild des Standes der Erhöhung.	Epr. 23, 26; Mt. 6, 33; Pf. 111, 10.	585.
57.	3. Gebot.	Seb. 4, 9.	3.

Da der Stoff für dieses Jahr sehr reichlich bemessen ist, so sollte schon die obere Abteilung der Unterstufe mit herangezogen werden, zumal ihre Arbeit in der Unterstufe Repetition ist.

Mittelfstufe B. (Alter: 10—12 Jahre.)

Das Heil in Christo erschienen. (Die Geschichten 80; — 87. 89. 91. 92; — 99. 103. 107. 108. 109. 111. 112; — 115. 117. 121. 122. 127. 128. 129; — 135 sind unter den an der betreffenden Stelle des Planes für Unterstufe angegebenen Gesichtspunkt zu stellen.)

76—84. Der Wegbereiter.

76.	2. Bitte.	Mat. 3, 1; Ps. 33, 4.	108.
77.	2. Artikel.	Mat. 1, 21; Joh. 3, 16; Jes. 7, 14.	117.
78.	2. Artikel.	Psil. 4, 4; Ps. 103, 1ff.	3.
80.	7. Bitte.	Lc. 2, 29—32; Apg. 4, 12.	639.
83.	Taufe.	Jes. 40, 3; Joh. 3, 5. 6; 1 Joh. 1, 7.	289.
84.	6. Bitte.	1 Joh. 3, 8; 1 Pet. 5, 8. 9; 1 Kor. 10, 13.	28.
87.	Taufe.	Joh. 3, 5. 6; Tit. 3, 5.	289.
89.	2. Gebot.	5 Mos. 6, 13; Gal. 6, 7.	19.
91.	4. Bitte.	Ps. 145, 15. 16; Zaf. 1, 17.	76.
92.	1. Artikel.	Geb. 11, 1; 1 Mos. 32, 10; Ps. 37, 5.	35.
99.	3. Artikel.	Epß. 2, 19. 20; Lc. 17, 20. 21; 1 Pet. 2, 9. 10.	231.
102, 2.	5. Bitte.	Ps. 143, 2; Mt. 5, 23—26.	379.
103.	3. Bitte.	Ps. 143, 10; 1 Pet. 5, 8.	251.
107—109.	Amf der Schlüssel.	Mt. 16, 15; 1 Tim. 1, 15; 1 Pet. 5, 5.	247.
111.	Beichte.	1 Joh. 1, 8. 9; 1 Tim. 1, 15; Jes. 40, 1. 2.	96.
112.	3. Gebot.	Ps. 119, 72; Lc. 11, 28.	276.
115.	2. Artikel.	Psil. 2, 7. 8; Joh. 3, 16.	181.
117.	2. Artikel.	Apg. 10, 38; 4, 12.	333.
121.	2. Artikel.	Apg. 10, 42; Joh. 3, 18; Psil. 3, 20.	693.
122.	Saframent des Altars.	Mt. 11, 28; 1 Kor. 11, 23—25.	314.

125, 2. 3; 127.	6. Bitte.	Mt. 26, 41; 1 Pet. 5, 8; 1 Kor. 10, 13.	164.
128.	2. Artikel.	Geb. 13, 8; 1 Joh. 5, 20.	164.
129.	2. Artikel.	Joh. 1, 29; Geb. 7, 26. 27.	151; 170.
135.	2. Artikel.	Röm. 4, 25; Joh. 10, 27. 28.	190.
137—144. Gott läßt Juden und Heiden sein Heil verkündigen.			
137.	3. Artikel.	Joh. 15, 26; Röm. 10, 17.	214.
138.	Schluß Vater Unser.	Mpg. 4, 12; Röm. 14, 8. 9.	16.
141.	7. Bitte.	Mt. 16, 24; Röm. 8, 28; 2 Tim. 4, 18.	464.
142.	2. Bitte.	Joh. 3, 5; Röm. 14, 17.	274.
144.	1. Bitte.	Phil. 2, 13; 2 Kor. 3, 5; Ps. 115, 1.	5.

Oberstufe. (Alter: 12—14 Jahre.)

Wenn auf der Unter- und Mittelstufe in der angegebenen Weise ein fester Grund gelegt ist, so folgt auf der Oberstufe eine systematische Behandlung der Heilslehre an der Hand des Katechismus. Dabei werden die betreffenden biblischen Geschichten kurz wiederholt. Weitere Kernlieder unsrer Kirche sollten dem Memorierstoff zugefügt werden.

Die Masse des Stoffes, der zu bewältigen ist, drängt mich zum Schluß noch einmal zu der Erklärung, daß die Sommer- und Samstagsschule unter allen Umständen entschieden für einen kümmerlichen Notbehelf angesehen werden muß. Unser Ziel bleibt eine regelrechte Gemeindeschule.

W.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 18.

Juli 1921.

No. 3.

Luther über das Gewissen.

Man hat den 18. April 1521 als den großen Tag des Gewissens bezeichnet. Nicht mit Unrecht; wenn man an die „weder stöbige noch beißige“ Schlußantwort Luthers denkt: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift, oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweist werde (denn ich glaube weder dem Papsst noch den Konzilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirret haben und ihnen selbst widerwärtig gewest seien), und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführt sind, überzeugt, **und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist**, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun. Sie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“

Was ist das Gewissen? Es ist nicht Luthers Art begriffliche Definitionen aufzustellen. Er redet stets konkret. So dürfte es auch schwer halten, in seinen Schriften eine logische Erklärung des Gewissens zu finden, wiewohl er einen nie im Zweifel darüber läßt, was er unter dem Gewissen versteht.

Unsre Zeit glaubt, ohne Definitionen nicht auskommen zu können. Man hat das Gewissen „die durch die praktische Vernunft geleitete Urteilskraft über die moralische Güte oder Schlechtigkeit der einzelnen Handlungen“ genannt (Egger, Psychologie, zitiert in Volkmann Ritter von Volkmars Lehrbuch der Psychologie). Heilmann (Handbuch der Pädagogik) schreibt so: „Legt ein Mensch an sein eigenes oder an fremdes Wollen und Handeln den Maßstab seines sittlichen Bewußtseins an, so wird das urteilende Bewußtsein Gewissen genannt. Es richtet sich hauptsächlich auf die eigene Hand-

lung und ist das Wissen (conscience) von unserm eigenen sittlichen Werte (der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit) verbunden mit Gefühlen der Lust oder Unlust.“ Stöckhardt (Römerbrief) erklärt so: „Das Gewissen ist, wie Cremer richtig definiert, ‚das als Zeuge auftretende eigene Bewußtsein‘. Und zwar bezeugt dasselbe ‚die sittliche Qualität der menschlichen Handlungen‘ (Weiß). . . . Das Gewissen ist nicht identisch mit dem Naturgesetz (eingeschriebenem Gesetz). . . . Das Gewissen fordert nicht, sondern beurteilt die konkreten einzelnen Handlungen des Menschen. . . . An unsrer Stelle (Röm. 2, 15) hat der Apostel insonderheit die sogenannte conscientia consequens im Sinn, welche post factum das Tun des Menschen kritisiert.“

Sehr eingehend, und doch in knappen Ausdrücken, schreibt Höncke über das Gewissen (Dogmatik, Band II, Seite 363 ff.). Er weist entschieden ab, daß das Gewissen „bloße intellektuelle Tätigkeit“ sei. „Es ist viel mehr als das, auch mehr als bloße moralische Tätigkeit. Es hat vielmehr religiöse Natur. Bloße moralische Tätigkeit wäre es, wenn es nur Beziehung zum Moralgesetz und dessen Forderung hätte; aber religiöse Natur hat es, wenn es zugleich Beziehung hat zu Gott als Geber des Moralgesetzes.“ Darauf definiert er so: „Das Gewissen ist Bewußtsein von Gott als dem im Sittengesetz als heilig sich offenbarenden und Heiligkeit fordernden Gott. — So definieren wir auf Grund von Röm. 2, 15. Paulus macht in dieser Stelle nebeneinander drei Aussagen, nämlich: 1.) daß das Gesetz ins Herz geschrieben sei, 2.) daß das Gewissen uns bezeuge, 3.) daß es anklagende und entschuldigende Gedanken gebe. Darnach ist klar, daß das Gewissen unterschieden wird sowohl von dem eingeschriebenen Gesetz, als auch von den anklagenden und entschuldigenden Gedanken. Es ist weder das eine, noch das andere. Es ist vielmehr das Selbstbewußtsein oder das Bewußtsein des Menschen von dem heiligen Gott, welches das dem Herzen eingeschriebene Gesetz als das Gesetz dieses Gottes und als seine Forderung bezeugt und die anklagenden und entschuldigenden Gedanken in Bewegung setzt.“ Darauf fügt er noch bedeutungsvoll hinzu: „Solange nun und insofern das Bewußtsein des Menschen nicht das durch den Glauben an Christum regierte ist, ist es böses Gewissen (Heb. 10, 2) und hält dem Sünder nichts vor als die Schuld seiner Sünden, und zwar als eine unbezahlbare Schuld. Durch den Glauben allein wird das böse Gewissen ein gutes (2 Pet. 2, 19; 3, 21).“

Diese Erklärungen Honeckes dürften die Sache decken, während alle oben angeführten Definitionen und Erklärungen zu eng gefaßt sind und das Gewissen einseitig darstellen.

Daß auch Luther das Gewissen ganz allgemein als das Bewußtsein von unserm Verhältnis zu Gott versteht, geht aus seinen zahlreichen konkreten Erklärungen über dasselbe hervor, von denen wir einige hier zum Gedächtnis des großen Tages des Gewissens zusammenstellen. Wenn wir die Zitate nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppieren, so ist dabei nicht zu übersehen, daß in denselben nie der eine oder der andere Gesichtspunkt ausschließlich vorliegt; es finden immer Beziehungen auch zu anderen statt. (Wir erwähnen noch, daß die Zitate, wenn nicht anders bemerkt, nach der St. Louiser Ausgabe gebracht werden.)

I. Was ist das Gewissen?

„Ertlich, weil euer Gewissen sich hierin beschwert findet, so könnt ihr keinen bessern Rat, Meister, noch Doktor finden denn eben euer eigen Gewissen. Warum wollet ihr so leben, daß euch ohne Unterlaß euer Gewissen sollte heißen und strafen und keine Ruhe lassen? Wäre doch das die rechte, wie man's vor Zeiten hieß, Vorburg der Hölle. Darum, wo euer Gewissen hierin unruhig oder ungewiß ist, da suchet, wie ihr könnet, daß ihr aus solcher Unruhe, welche strebt wider den Glauben, der ein fest, sicher Gewissen machen soll, je eher je besser euch wickeln möget, und daheim, wie bisher, in dem Eurigen bei dem Worte bleiben. Denn so ihr solltet mit den andern öffentlich in der Prozeßion, zum Opfer in der Messe und dergleichen gehen, so euer Gewissen dawider murret, nachdem ihr die Wahrheit erkannt, so wäre solches ebensoviel als die Wahrheit verleugnen, wie St. Paulus sagt (Röm. 14): ‚Wer wider sein Gewissen tut, der ist verdammt‘; oder, wie weiter seine Worte lauten: ‚Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde‘. Solches und des mehr, achte ich, werdet ihr aus der Schrift und andern Büchern, welche das Gewissen recht unterrichten, wohl gelernt und genugsam verstanden haben. — Euer Herr N. ist nicht Gottes Diener in solchen Sachen; darum, ob ihm gleich jedermann schuldig ist im Zeitlichen zu gehorchen, so kann man doch in geistlichen Sachen, die ewiges Leben betreffen, ihm nicht gehorchen, als der nicht kann ewiges Leben geben und keinen Befehl hat, das, so geistlich ist und ewige Seligkeit betanget, in seinem zeitlichen Regiment zu meistern. Darum soll

Theologische Quartalschrift, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

er sich desfelben aller Dinge entäußern und selbst Schüler und Untertan sein von Gottes Wort, wie alle Creatur, engelisch und menschlich. Hiermit dem lieben Gott befohlen. Amen." (X, 196.)

„Eure Schrift . . . weise ich in euer eigen Gewissen, welches am besten fühlet, was recht und unrecht ist.“ (X, 196.)

„Auch richte ich mich selber nicht. Möchtest du fragen, wie er sein selbst Gericht größer achte denn aller Menschen? . . . Er redet als ein Christ nach dem Gewissen vor Gott. . . . **Nun ist vor Gott kein größerer Zeuge denn das Gewissen**; denn Gott richtet nicht nach dem Gesicht, wie die Menschen, sondern nach dem Herzen, wie 1 Sam. 16, 7 spricht: ‚Der Mensch siehet, was außen offenbar ist, Gott aber siehet das Herz.‘ Darum gilt unsers Gewissens Zeugnis viel mehr vor Gott denn aller Welt Zeugnis. Es wird auch allein gelten, wie er zu den Römern Kap. 2, 15 sagt, ihre Gewissen werden über sie zeugen, und die Gedanken sich unter einander verflagen oder entschuldigen, auf den Tag, wenn Gott richten wird die verborgenen Dinge der Herzen.“ (XII, 70.)

„Darum kannst du hieraus aufs größte wohl merken, was wir **Gewissen heißen in den Geboten, nämlich die Meinung und Ursachen der Gebote**, gleichwie jetzt gesagt ist. Weltlich Gebot hat die Meinung und sieht darauf, daß Land und Leute wohl stehen im Frieden und zunehmen an Gütern, Haus, Hof, Weib, Kind, Gefinde, und was mehr weltlich ist. Das ist solcher Gebote Ende, weiter sehen und gehen sie nicht. Also daß ein weltlich Gebot hat gewißlich ein weltlich, zeitlich, leiblich, vergänglich Ding, darauf es steht und das es sucht, darum macht's kein Gewissen vor Gott, sondern hat genug an zeitlichem Nutz. Aber geistlich Gebot hat die Meinung und sieht dahin, daß der Geist oder Seele wohl stehe und zunehme an Frömmigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit vor Gott, und was mehr geistlich ist, das ist solcher Gebote Ende, dahin gehen und sehen sie. Also daß ein geistlich Gebot hat gewißlich ein geistlich, ewiges, göttliches Ding, darauf es steht und das es sucht, drum macht's Gewissen vor Gott, und hat nicht genug an zeitlichem Nutz.“ (XIX, 1377.)

In letzterem Zitat hebt es Luther hervor, daß das Gewissen es mit unserm Verhältnis zu Gott zu tun hat. Dazu noch ein paar sehr starke Aussprüche.

„Denn ich habe oft gesagt, wie sich das Gewissen gegen Gott hält, also ist er. Gältest du, daß er gnädig sei, so ist er gnädig; fürchtest du dich vor ihm, als vor einem schrecklichen Richter, so ist er es auch, richtet dich immerdar nach deinem Gewissen. Wie nun solch Gewissen sich ändert gegen Gott, so ändert sich auch die Sprache der Schrift, die redet davon, gerade wie man ihn fühlt.“ (III, 202.)

„Wo sich ein solcher Fall oder Irrtum oder Zweifel begäbe, daß man dem Gewissen nicht helfen könnte, es würde denn das Gesetz oder Recht aufgehoben, und man doch dasselbe Recht, weil es gemein ist in der Welt, nicht öffentlich aufheben könnte, so soll man doch vor Gott und heimlich im Gewissen mehr des Gewissens denn des Rechts achten; und wenn ja eines weichen und räumen muß, so soll das Recht weichen und räumen, auf daß das Gewissen los und frei werde. Denn das Recht ist ein zeitlich Ding, das zuletzt aufhören muß, aber das Gewissen ist ein ewiges Ding, das nimmermehr stirbt. Sollte man nun ein ewig Ding töten oder verstricken, auf daß ein vergänglich Ding bliebe und frei würde, das wäre allzu unbillig. Es soll vielmehr umgekehrt sein, daß ein vergänglich Ding eher untergehe, denn ein ewiges verderbe. Es ist besser einen Sperling würgen, daß der Mensch bleibe, denn einen Menschen würgen, daß der Sperling bleibe. Das Recht ist um des Gewissens willen und nicht das Gewissen um's Rechts willen. Wo man nun beiden nicht zugleich helfen kann, da helfe man dem Gewissen und enthelfe dem Recht.“ (X, 806.)

Von dem Gewissen schlechtthin, dem Gewissen, das wir Gott gegenüber haben, unterscheidet Luther das Gewissen vor den Menschen. Diese Unterscheidung ist wichtig. Auf der Verwechslung dieser beiden Gewissen beruht eigentlich die pharisäische Selbstgerechtigkeit mit all ihren Auswüchsen der Vermessenheit und der Verachtung der Mitmenschen. Weil man sich Menschen gegenüber nichts hat zu Schulden kommen lassen, meint man, daß man auch vor Gott bestehen könne; oder wenigstens, weil andere in ihrem äußerlichen Wandel (nach unserm Urteil) nicht so rein und fehlerfrei sind, glauben wir, mit gutem Grund vor Gott einen Vorteil beanspruchen zu können. Auf einer Verwechslung dieser beiden Gewissen beruht auch die entsetzliche Annahme Zwinglis, daß ein Herkules, ein Theseus, ein Sokrates und andere auf Grund ihres gegen Menschen verdienst-

vollen Lebens von Gott Gnade erwarten dürften und wohl der ewigen Seligkeit würdig erklärt sein möchten. Die Verwechslung dieser beiden Gewissen ist im Grunde nichts anderes als die angeborne opinio legis, eine ungeschminzte Vermischung von Gesetz und Evangelium. Darum ist es praktisch von größter Wichtigkeit, diese beiden Arten von Gewissen streng auseinander zu halten.

Luther tut das. Er zitiert Augustin beifällig: „Also sollen wir auch tun: nicht mit Kampf unsre Freiheit verfechten, wenn wir gleich unschuldig sind; aber die Unschuld sollen wir nicht fahren lassen, und des nicht verwilligen, damit unser böses-Geschrei nicht vom Glauben stoße etliche Einfältige. Man muß nicht ganz das Gerücht verschmähen; wie Augustinus sagt, daß wir sollen ein recht Gewissen gegen Gott haben, gegen den Menschen ein gut Gerüchte. Aber die Lehre soll man in keine Wege dämpfen lassen, sondern je mehr und mehr aufrichten, je höher und höher aufwerfen, den Hals daran setzen, Leib und Leben, Ehre und Gut.“ (E. A. 17, 37.)

Er führt über diesen Unterschied des längeren aus: „Und von gutem Gewissen. Folgt nun das andere Stück: Von gutem Gewissen, daß die Liebe soll gehen aus solchem Herzen, das ein fröhlich, sicher Gewissen habe beide gegen Menschen und Gott, gegen den Leuten also, wie St. Paulus rühmt 1 Kor. 9, 2. 27, daß er so gelebt habe, daß er niemand beleidigt, betrübt, noch böse Exempel gegeben habe, sondern alle, die ihn gesehen und gehört haben, müssen zeugen, daß er jedermann habe gedient, geholfen, geraten und Gutes getan. Solch Gewissen rühmt Moses auch wider seine aufrührerischen Notten, 4 Moße 16, 15: ‚Ich habe nie keinen Esel von ihnen genommen und ihrer keinem je kein Leid getan‘; item Jer. 18, 20: ‚Herr, gedenke daran, daß ich allezeit für sie gebeten habe und ihr Bestes geredet vor dir und deinen Grimm von ihnen gewendet.‘ Desgleichen auch Samuel 1 Sam. 12, 2. 3: ‚Ich bin vor euch hergegangen von meiner Jugend auf bis auf diesen Tag. Siehe, hie bin ich, antwortet wider mich vor dem Herrn, ob ich jemandes Ochsen oder Esel genommen habe, ob ich habe jemand Gewalt und Unrecht getan, ob ich jemand unterdrückt habe, ob ich von jemand heimlich ein Geschenk genommen habe‘ usw. Siehe, solchen Ruhm und Troß soll ein jeglicher Christ auch haben, daß er so lebe gegen jedermann und seine Liebe übe und beweise, daß niemand eine Klage auf ihn bringen möge, damit er sein Gewissen möge erschrecken oder verzagt machen, sondern daß jedermann müsse sagen, wenn er recht bekennen will,

daß er sich so gehalten habe, daß eitel Besserung daraus entstanden sei, wer es habe wollen annehmen, und solches können rühmen vor Gott wider jedermann. Das heißt **ein gut Gewissen' vor den Leuten, oder wider die Leute.** **Wiewohl aber solch Gewissen nicht hält vor Gottes Gericht,** gleichwie auch nicht jene Reinigkeit des Herzens in äußerlichem Leben und Werken der Liebe (weil wir noch vor Gott immer Sünder bleiben), doch sollen wir ein solch Herz haben, daß wir uns vor ihm trösten können und sagen: Das hat Gott befohlen und geheißt, darum tue ich es aus reinem Herzen und gutem Gewissen, und nicht gerne wollte anders tun, noch jemand zu nahe sein und beleidigen; sondern was ich rede und tue, das ist von Gott geordnet und mir befohlen. Solchen Trost muß ein Christ ihm nicht nehmen lassen, daß er sich könne rühmen und berufen auf Gottes Wort wider alle Welt. Denn wer solches nicht achtet, wie er sein Leben führe, daß er jedermann das Maul stopfen und vor den Leuten verantworten und beweisen könne, daß es wohl gelebt, geredet oder getan sei, der ist noch kein Christ und hat kein rein Herz noch Liebe in ihm. Denn, daß man sich so wolle verlassen auf die Lehre vom Glauben, daß, wenn man dieselbige habe, darnach tun möge, was jeglichen gelüftet und geliebt, Gott gebe, es sei des Nächsten Schaden oder Frommen, das taugt in keinem Wege; sonst würde die Lehre den Namen haben, daß sie Urlaub gebe eines jeglichen Mutwillen und Büberei; sondern es heißt: Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen, daß ihn niemand schelten noch etwas Böses zeihen und aufrücken kann. — Ob nun wohl das noch von unserm Leben und Tun gepredigt ist, und ein Christ ein anderer Mensch ist vor Gott, wie wir hören werden; doch muß er des sich auch fleißigen, daß er vor der Welt unsträflich sei, und wo er in demselben nicht genug tut, daß er da das Vaterunser dazwischen lege und spreche beide zu Gott und Menschen: **Vergib uns unsre Schuld, wie wir auch vergeben.** Und also das Leben doch vor den Leuten unsträflich bleibe und ein gut Gewissen behalte, wo nicht durch vollkommene Liebe und Reinigkeit des Herzens, doch durch die Demut, daß er Vergebung begehrt und bittet von jedermann, wo er nicht rein und völlig genug getan hat oder noch tun kann, daß dein Nächster sagen müsse: Wohl-an, ob du wohl mich beleidigt hast oder nicht genug gedient, wie du solltest, doch weil du dich so demütigst vor mir, so will ich dir es gerne vergeben und zu gute halten, als ich schuldig bin und von dir auch wiederum wollte mir getan haben. Um der Demut willen muß ich

sagen, du seiest ein frommer Mann, weil du nicht auf deinen Kopf stehst, daß du mutwillig wider mich tun wollest, sondern bekehrst dich zur Liebe. Darum heißt es auch noch unsträflich, weil es durch die Demut zugedeckt ist und wieder zurecht gebracht, was sträflich war, daß man nicht drüber klagen kann. Also soll man das Gesetz deuten und predigen, daß beide die Liebe recht gehe gegen jedermann aus reinem Herzen um Gottes willen, und **das Gewissen vor der Welt bestehe**. Das sollen jene unnützen Wäscher treiben für ihre losen, faulen und kalten Geschwätze. **Aber daß solches alles vor Gott gelte und bestehe, da gehört noch ein Stück zu**, nämlich das da folgt: Und von ungefärbtem Glauben. — Denn, wie ich gesagt habe, ob ich gleich vor den Leuten ein gut Gewissen habe und die Liebe aus reinem Herzen übe, so ist und bleibt dennoch der alte Adam, das sündige Fleisch und Blut in mir, daß ich nicht gar heilig und rein bin, und wie St. Paulus sagt Gal. 5, 17: Das Fleisch gelüftet wider den Geist. Und er selbst Röm 7, 23 von ihm sagt, daß er müsse ohne Unterlaß zu Felde liegen und streiten mit ihm selbst, daß er nicht tun kann das Gute, wie er gerne wollte. Der Geist wollte wohl gerne rein und vollkommen leben nach Gottes Wort, aber das Fleisch ist da und mehrt und sicht uns an, daß wir noch unsre Ehre, Geiz, gute Tage suchen und in unserm Stande oder Dienste faul, überdrüssig oder müde werden. — Also bleibt ein ewiger Kampf und Widerstand in uns, daß immer viel Unreines mit unterläuft um desfelben halben Stückes willen unsrer Person, und nicht kann eitel Reinigkeit noch gut Gewissen und volle Liebe sein, ohne was vor den Leuten sein mag; aber vor Gott ist noch viel Mangels und Sträfliches in uns, ob es gleich vor den Leuten aller Dinge vollkommen wäre. Als, obwohl David vor den Leuten trocken kann, daß ihn niemand darf strafen, Ps. 26, und die heiligen Propheten Jesaias, Jeremias usw. rühmen und gewiß sind, was sie nach ihrem göttlichen Amte getan haben, daß es recht und wohl getan sei, weil es Gottes Wort und Befehl ist, und sie sich darin mit reinem Herzen und Gewissen geübt haben, Jer. 18, 20, noch können sie vor Gottes Urteil nicht darauf trocken, sondern müssen sagen: Wenn es vor dir Rechtens gilt, so hat niemand so gut Gewissen noch rein Herz, es muß erschrecken vor deinem Urteil und sich sträflich bekennen. Denn Gott hat ihm den Vortheil behalten, daß er zu einem jeglichen Heiligen eine Ursache und Anspruch hat, daß ihm niemand zu heilig ist; den er nicht könne mit Recht verurtheilen, der Verdammnis wert.

Darum ob gleich vor den Leuten beide Herz und Gewissen rein und gut ist, so mußt du doch denken (= darnach trachten), daß auch vor Gott ein rein Herz und gut Gewissen sei, daß er es auch nicht strafe, und so sicher sei vor seinem Gericht als vor den Leuten. Da muß nun das dritte Stück zukommen, nämlich ‚der Glaube.‘ (IX, 897 ff.)

Mit seinem Verständniß für die Zartfühligkeit des Herzens zeichnet Luther das Zueinandergreifen der beiden Gewissen bei David (zu Ps. 7, 1): „Da David die Flüche des Simei so gar nicht (als berechtigt) anerkannte, daß er auch bei seinem Tode seinem Sohn Salomo den Befehl gab, daß er seine (des Simei) grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringen sollte, um sein Fluchen zu strafen, so ist es klar, daß er vor dem Herrn seine Unschuld beteure. . . . Aber da es gottlos ist, auf seine eigenen Gedanken sich zu verlassen, und der ein Narr ist, der sich auf sein Herz verläßt, Prov. 12, 2; 28, 26, darum ist das von dieser Unschuld Gesagte so zu verstehen, daß dennoch das Gericht Gottes gefürchtet werde, und man sich nicht in Sicherheit der Unschuld freue, es sei denn, daß wir Gott zuerst die Ehre geben und vor ihm bekennen, daß seine Gerichte anders sind als unsre und der Menschen Gerichte, so daß wir, nachdem wir in solcher Weise die Erlaubniß erhalten haben, und ohne seinem Gerichte zu nahe zu treten, unsre Unschuld vor den Menschen bekennen; dies lernt man in der Anfechtung. **Denn so fürchtete David, als er hörte, daß ihm fälschlicher Weise (soweit ihm sein Gewissen Zeugnis gab) Verbrechen aufgerückt wurden, dennoch,** weil er wußte, daß auf Gottes Geheiß jene Schmähreden gegen ihn gerichtet würden, sie möchten vor Gott wahr sein. Auch er verließ sich nicht ganz auf sein Gewissen, wie die Apostel sich nicht vertrauten, als sie hörten, daß einer unter ihnen ein Verräter sei. **Denn so ist das Gewissen eines jeglichen gottseligen Menschen beschaffen: So unschuldig es auch immer sein mag, so fürchtet es doch da eine Schuld, wo keine Schuld ist.** Das bewirkt die Furcht Gottes und die unerforschliche Tiefe seines Gerichts. Darum ist David zwar unschuldig, aber doch fürchtet er, er habe das getan, von dem er hört, daß es ihm vorgeworfen werde, besonders zur Zeit der Anfechtung, wo Gott sich auf die Seite der Widersacher zu stellen scheint, und er dafür hält, daß Gott ihn schlage um der Dinge willen, die ihm dann vorgehalten werden, wiewohl er nichts darum weiß. Deshalb, so wenig er sich auch vor sich selbst und vor Menschen dieses Bösen bewußt ist, fürcht-

tet er dennoch, er möchte wenigstens im Herzen schuldig sein.“ (IV, 556.)

II. Die Wirkungen des Gewissens.

Wenn ein Mensch die gewisse Zuversicht hat, daß sein Verhältnis zu seinem Gott durch nichts getrübt ist (es wird vorausgesetzt, daß diese Gewißheit auf dem rechten von Gott selbst gelegten unwandelbaren Grunde ruht), so hat er ein gutes Gewissen. Das gute Gewissen bezeugt dem Menschen, daß zwischen ihm und seinem Gott alles in Ordnung ist, daß Gott nichts wider ihn hat, daß er in seinem Vorhaben auf Gottes Wegen wandele, daß er sich deshalb des Schutzes Gottes getrösten, seines Wohlgefallens erfreuen dürfe, ja müsse. Ein solches Bewußtsein kann nicht anders, es wirkt eine durch nichts zu dämpfende Freude, einen durch nichts zu erschütternden Mut.

Wiederum, wo das Gewissen einem Menschen bezeugt, daß sein Verhältnis zu seinem Gott nicht in Ordnung ist, da schwindet alle Freudigkeit und aller Mut und macht der Unruhe, der Unsicherheit, törichter Furcht, dumpfer oder wilder Verzweiflung Platz.

Beides hatte Luther am eigenen Herzen erfahren. Er versteht, die Wirkungen des Gewissens anschaulich zu schildern. In der Regel stellt er dabei gutes und böses Gewissen einander gegenüber. Hier einige Proben.

„Auf daß nun, so viel an uns ist, den schwachen, blöden und zweifelnden Gewissen geraten werde und die Ruchlosen bessern Unterricht überkommen, habe ich eure Bitte bewilligt und dies Büchlein zugesagt. Denn wer mit gutem wohlberichtetem Gewissen streitet, der kann auch wohl streiten; sintemal es nicht fehlen kann, **wo gut Gewissen ist, da ist auch ein großer Mut und festes Herz**; wo aber das Herz fest und der Mut getrost ist, da ist die Faust auch desto mächtiger und beide, Roß und Mann, frischer, und gelingen alle Dinge besser, und schicken sich auch alle Fälle und Sachen desto feiner zum Siege, welchen dann auch Gott gibt. Wiederum, wo das Gewissen blöde und unsicher ist, da kann auch das Herz nicht recht fest sein. **Denn es ist unmöglich, daß böse Gewissen nicht sollten feig und zag machen**, wie Moses zu seinen Juden sagt, 5 Mose 28, 25: Wenn du ungehorsam bist, so wird dir Gott ein verzagtes Herz geben, daß, wo du eines Weges wider deine Feinde ziehst, sollst du durch sieben zerstreut werden, und kein Glück haben. So gehet's denn, daß beides, Roß und Mann, faul und ungeschickt ist, und kein Anschlag vor

sich gehet, und muß zuletzt unterliegen. Was aber rohe, rucklose Gewissen sind im Haufen, welche Tollkühne und Bagehälse heißen, mit denen gehet's alles plumpsweise zu, sie gewinnen oder verlieren. Denn wie es denen geht, die gute oder böse Gewissen haben, so gehet's solchem rohen Vieh mit, weil sie im Haufen sind. Um ihretwillen wird kein Sieg gegeben, denn sie sind die Schale und nicht der rechte Kern des Kriegshaufens. Demnach schicke ich euch nun diesen meinen Unterricht, so viel mir Gott verliehen hat, damit ihr und andere, so gerne wolltet wohl Krieg führen, auf daß sie auch Gottes Schuld und das ewige Leben nicht verlören, sich wissen zu rüsten und unterweisen. Gottes Gnade sei mit euch. Amen.“ (X, 489.)

„Und daß ich wieder auf unsre Sache komme, ist das eurer Troste auch einer, daß ihr auch vor der Welt unschuldig leidet, nicht als böse, ungehorsame Bürger oder Landsassen, sondern habt euch redlich und ehrlich gegen eure weltliche Obrigkeit und Nachbarn gehalten, so weit und fern solches weltliche Recht und Leben sich erstreckt. Nun ist allezeit ein gut, sicher, fröhlich Gewissen bei denen, die Unrecht leiden; denn mit Unrechtleiden, wo es einem nicht befohlen ist zu strafen, kann man nicht sündigen; wo man nicht sündigen kann, da kann kein böses Gewissen sein. Darum bringt unschuldig Leiden natürlich mit sich Unschuld, gut, sicher und ruhig Gewissen; wiederum, Unrecht tun kann nicht ohne böse, betrübt, unruhig Gewissen bleiben. Ja, auch diejenigen, so zu strafen und zu rächen Befehl haben und recht daran tun, müssen in der Gefahr und Sorge stehen, daß sie zu viel oder zu wenig tun, und können nicht ein so fein, still, rein Gewissen haben als die, so Unrecht leiden. Also sprechen auch die Heiden, es sei besser Unrecht leiden denn Unrecht tun. Ja, freilich besser. Es ist viel zu dünn und schwach geredet. So sollten sie sagen: Es ist kein höherer Schatz auf Erden denn unschuldig leiden, und kein größerer Schade denn Unrecht tun. Ursache: Freude über alle Freude ist ein gut, sicher Gewissen, und Leid über alles Leid ist das Herzeleid, das ist, ein böses Gewissen. Denn ein böses Gewissen ist die Hölle selbst, und ein gutes Gewissen ist das Paradies und Himmelreich.“ (X, 1939.)

„Was mag Lieberes und Edleres sein denn ein Herz, das erleuchtet ist, Gott und alle Dinge erkennt, und vor Gott von allem Dinge gewiß urteilen und recht reden kann? Und wo mag höhere, und größere Freude sein denn ein fröhlich, sicher, mutig Gewissen, das sich auf Gott verläßt, und weder Welt noch Teufel fürchtet?

Gleichwie wiederum, **wo ist größere Traurigkeit und Schwermut denn ein böse, verzagt, schuldig Gewissen?** Und was ist elender und jämmerlicher denn ein irrig, ungewiß Herz, das von keinem Dinge recht urteilen kann?“ (V, 1244.)

„Ein Tröpflein bösen Gewissens, daß ich so sage, verzehrt ein ganzes Meer weltlicher Freude. Was wird geschehen, wenn du durch dein gottloses Leben ein böses Gewissen tragen mußt, nicht allein für einen Tag, sondern für viele Jahre? Dagegen, wo ein fröhliches Gewissen ist, das da gewiß ist der Gunst und des Segens Gottes, da ist auch ewige Freude, welche jene Tröpflein der menschlichen Unannehmlichkeiten und Beschwerden so ausschöpft und verzehrt wie die Sonne am Mittag den Tau.“ (IV, 1985.)

Speziell von den Wirkungen eines bösen Gewissens redet er in den folgenden Stellen. Luther sagte einmal über Lisch, „daß es ein zart schwach Ding wäre um ein böses Gewissen, denn es könne sich nicht bergen. Wie auch die Seiden davon gesagt haben: *Conscia mens pravi de se putat omnia dici.* Ein **böses Gewissen zieht alles, was geredet wird, immer auf sich.**“ (XXII, 381.)

„So tut natürlich das Gewissen, wenn es böse ist und mit Sünden gebissen wird, daß sich's garnicht schmücken kann, das ist, **es kann nicht fröhlich sein**, noch guten Mut haben an Gott, **sondern fürchtet immer, seine Werke gelten nichts**; oder hängt ja im Zweifel, daß es nicht fröhlich sagen kann: Ich weiß, daß mein Werk Gott gefällt.“ (XIV, 1826.)

„Ein böses Gewissen fürchtet sich vor allen Kreaturen. Ein Blatt am Baum hat niemand jemals erschlagen, gleichwohl fürchtet sich und fleugt ein erschrocken und zitternd Herz vor ihm. Wenn es verzagt ist, so erschrickt es vor einer jeglichen Kreatur, auch die gut ist.“ (E. A. 62, 15.)

In den Anmerkungen Luthers zu 5 Mose 28 finden sich folgende Worte von den Wirkungen des bösen Gewissens. „Denn diese Flüche oder solche, die diesen gleichen, trägt das Gewissen, welches der Sünde dient, das in allen Dingen Qual und Schande empfindet, denn ‚die Gottlosen haben nicht Frieden‘ (Nes. 56, 21), und kein Ort ist sicher, keine Stunde ruhig, keine Kreatur zuverlässig. Wiederum, diese und dergleichen Segnungen genießt ein reines und gottseliges Gewissen, dem alles lieblich ist und günstig. Daher beschreibt er auch nach allen Flüchen, indem er sie gleichsam in eine Hauptsumme zusammenfaßt, das böse Gewissen, indem er sagt (R. 65): Der Herr

wird dir ein bebendes Herz geben und verschmachtete Augen und eine durch Traurigkeit verdorrte Seele. Denn so macht das Bewußtsein der Sünde seiner Natur nach furchtsame Leute, so daß sie auch durch das Rauschen eines fliegenden Blattes erschreckt werden, und wie der Dichter sagt: Er erbleicht vor jeglichem Blitze. Sodann macht es das Gesicht traurig und bleich. Denn gleichwie ein fröhliches Herz ein fröhlich Angesicht macht (Prov. 15, 13), so gräbt ein trauriger Geist Runzeln in die Stirne, so daß der Dichter wiederum den glücklich nennt, der wegen keiner Schuld erbleichen muß. Ein solches Gesicht nennt Moses hier ‚verschmachtete Augen‘, weil die Augen der vorzüglichste Teil des Gesichts sind, in welchen Frohsinn oder Traurigkeit am meisten zu Tage tritt. Die Seele aber, die durch Traurigkeit verdorrt ist, ist das ganze Leben in den äußerlichen Sinnen, traurig, niedergeschlagen, mürrisch und verdrießlich, so daß der Mensch keine Lust hat zu leben, und dennoch sich scheut zu sterben, wie folgt: Und dein Leben wird vor dir schweben. Tag und Nacht wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein. Des Morgens wirst du sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! Des Abends wirst du sagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte! — **Ich habe noch keine Stelle gesehen, welche den Jammer eines bösen Gewissens klarer ausspräche** mit so passenden und geeigneten Worten und Aussprüchen. Denn so steht das Herz, welches Gott beleidigt hat, das heißt, welches gequält wird durch das Bewußtsein der Sünde. Es fürchtet sich auch da, wo alles sicher ist (Ps. 53, 6). Jesaias aber hat es alles in einem Worte zusammengefaßt und sagt (Kap. 57, 20): Die Gottlosen sind wie ein ungestüm Meer, das nicht stille sein kann. So treiben den Gottlosen die Stürme der Gedanken, der Furcht, des Mißtrauens, der Verzweiflung, so daß er in Wahrheit einem ungestümen Meer verglichen werden kann.“ (III, 1604.)

Zu der Gewissensangst Kains macht Luther folgende Bemerkung: „Denn solch verzagt Herz sieht hin und her, weiß nicht, wo es bleiben soll, es wird ihm die Welt zu enge, daß es sagen muß: Siehe, du treibst mich vom Erdboden. Das sind eitel verzweifelte Worte. Wie sollte er ihn vom Erdboden stoßen, war doch die Welt so weit? **Aber das böse Gewissen macht ihm wohl tausend Welten** zu enge. Item, wie sollte er sich vor Gottes Augen verbergen? Wer kann Gott entlaufen? Es ist alles des Gewissens Schuld, das ist in solcher Angst und wollte gern aus der Welt laufen und vor Gottes

Angesicht fliehen, wenn es könnte. Das ist die rechte, höchste Angst der bösen Gewissen; das wird auch eigentlich die höllische Pein sein, daß die Verdammten wollen fliehen und sich verbergen, daß sie Gott nicht sehe, und nicht können.“ (III, 118.)

I „In Wahrheit ist solch Schrecken und Furcht die größte Strafe der Heuchler und der Gottlosen. Denn das böse Gewissen kann nicht ruhen oder stille sein. Es ist ein Hündlein, das heißt auf Deutsch **Wiesel**; wenn derselbe schon im Leben ruht, so kommt er im Tode und bellt.“ (II, 719.)

II „So eine böse Bestie und böser Teufel ist das Gewissen. Denn alle Schreiber, beide so die heilige Schrift und auch heidnische Historien beschrieben, haben dieses Ungeheuer, dies greuliche Tier erschrecklich abgemalt, wie das an Orestes und andern Übeltätern zu sehen ist. Und die Poeten haben darum die greulichen Personen in den Tragödien erdichtet, die Erinnyen und Furien, das ist, höllische Teufel, welche alle Übelthat rächen. Alle reden von demselben Unglück und Herzeleid, das da heißt: Mens sibi male conscia, das ist, ein Herz, das sich selbst der Sünden schuldig weiß. Die heilige Schrift aber sagt kürzlich also: Die Gottlosen haben keinen Frieden, Jes. 48, 22 und 57, 20. 21. Es ist nichts Unfriedlicheres und das mehr Unruhe bringe als ein erschrocken Herz, welches, wenn es nur einen Blitz sieht, ja, auch ein Blatt rauschen hört, bleich wird.“ (II, 1514.)

An mehreren Stellen stellt Luther das böse Gewissen und die ewigen Höllequalen in Parallele. Wir bringen zum Schluß noch ein kurzes Wort, in dem er das böse Gewissen als die Quelle und den eigentlichen Kern der Höllequalen hinstellt. „Ein bekümmert Gewissen und das sich der Sünden schuldig weiß, ist wie eine stetige Hölle, welche auch nichts anderes sein wird denn ein böses Gewissen. Wenn der Teufel kein böses Gewissen hätte, so wäre er im Himmel. Das böse Gewissen aber zündet das höllische Feuer an und erweckt im Herzen die erschreckliche Pein und höllischen Teufelein, die Erinnyen, wie sie die Poeten genannt haben.“ (II, 1720.)

III. Die hohe Bedeutung des Gewissens.

Es bedarf keiner weiten Ausführung zu zeigen, wie hoch Luther die Bedeutung des Gewissens einschätzte. Das geht schon zur Genüge aus seinem eingangs berührten Auftreten vor dem Reichstag zu Worms und besonders aus seiner Begründung für sein Beharren auf

*die heidnische
aber sehen von
in bösen Menschen*

dem einmal von ihm eingenommenen Standpunkt hervor. Das lag nicht, wie man wohl gemeint hat, an seinem starken Eigenwillen und unbeugsamem Starrsinn; das hatte seinen Grund nicht in der Absicht, allgemeine Menschenrechte gegenüber von Autokratie und Verflavung zu vindizieren, oder als Vorkämpfer politischer Freiheit zu erscheinen oder als Märtyrer dieser guten Sache untergehend zu dienen: Sein einziges Motiv war die Sorge um die Wahrung des Gewissens. Ein ruhiges Gewissen stand ihm höher als Leben und Gut, und ein verletztes Gewissen war schlimmer als der Tod. An äußerlichen Dingen, auch an äußerlicher Freiheit, lag Luther wenig, an der Unverletztheit und Zuversicht des Gewissens alles. Den Leib mag man mit Gesetzen beladen, wenn man nur das Gewissen frei hält.

„So unterscheide nun die zwei: **Gesetz auflegen, und dem Gewissen auflegen.** Man mag wohl ein Gesetz auflegen so ferne, daß man nur das Gewissen frei, ungebunden und ununterworfen läßt, daß es rein bleibe und allein an dem Bräutigam Christo hange, und keinen Trost wisse, da es an hafte, denn Gottes Gnade. Kommt das Gesetz darein, ist es sobald Gott versucht.“ (VIII, 1008.)

Daher kam es Luther bei all seiner Arbeit lediglich darauf an, die Gewissen zu beraten. Er kannte das Gewissen, was für ein zartes Ding es sei, und wußte, wie schwer es von Menschenfügungen los zu bringen ist.

„Da sind Predigten oder Lehren, welche ganz und gar von äußerlichen Werken lehren und an Zeit und Statt gebunden sind; als da sind die Zeremonien und äußerlichen Geberden und Weisen in Kleidern und Speisen, welche, so ein Prediger nicht wacht auf das Volk und zusieht, fast gefährliche und schädliche Gewissen machen, daraus dann hart verbliebene und blinde Menschen werden, wo man ihnen nicht weiter sagt. — Daß wir des etliche Exempel geben: Daß ein Priester, Mönch, Nonne, Bischof und ganz geistlicher Stand andere Kleider trägt denn der gemeine Mann, auch andere Geberden führt und in der Kirche heilige Kleider trägt, betet, singt und dergleichen tut, sind alles äußerliche Werke, an Kleider und Stätte gebunden; und wer sie tut, der hält solche Lehren, die davon gesetzt sind, und heißt sie gute Werke, gut Leben, geistlich Amt, hat davon ein sicher gut Gewissen, ja, Vermessenheit, er habe ihm recht getan. Wiederum, so er des eines versteht oder nachläßt, sein Kleid nicht recht trägt, seine Zeit nicht hält, überkommt er ein böses Gewissen,

als der die Gebote nicht gehalten hat. — Dermaßen tun wir alle, wenn wir die gebotenen Fasten und Feiern halten oder brechen, so lange bis daß es durch übersehen und Schlafen der Prediger dahin mit uns gekommen ist, daß man ein größeres Gewissen macht, so jemand ein Stück Brot auf einen Fastabend aße, denn ob er sich voll tränke, oder fluchte, schwüre, löge, betröge, Ehe bräche, oder sonst eine schwere Sünde täte. So gar hart hangen solche Lehren, Leben und Gewissen an der Speise und äußerlichen Dingen. Ja, wie viele Priester findet man jetzt, die nicht zehnmal größeres Gewissen hätten, wo sie ohne Manipel, ohne Casel, ohne Marmorstein, ohne silbernen Kelch oder dergleichen Messe hielten, denn ob sie hätten fünfmal unnütze, schandbar geredet, gelogen, aßerredet, oder sonst ihren Nächsten beleidigt. So fest hängt ihr Gewissen an diesen äußerlichen Dingen und so los an jenen rechtschaffenen Dingen. Und welcher Laie oder gemeine Mann hat nicht ein größeres Gewissen, so er an eines Apostels Abend oder an anderm Fasttag Eier, Butter, Fleisch aße, denn ob er einen Handmord oder Zungenmord, ein unkeusch Gesicht, Wort oder Werk täte? Ja, ist's doch dahin gekommen durch etliche blinde Lehrer, daß kein Laie darf den Kelch noch Corporal anrühren, und groß Gewissen davon gemacht wird, so es jemand unversehens anrührt. Noch weiter, so ein gemeiner Mensch unversehens das heilige Sakrament mit dem Finger anrührt, fahren sie zu und schinden ihm denselben Finger; so gar groß machen sie hier Gewissen, da doch kein Gebot noch Verbot ist, daß ich achte, sie seien unsinnig geworden. — Siehe, solch Gewissen und Irrtum kommt daher, daß man alle Dinge in einander mengt und nicht recht eins von dem andern scheidet. Da vergehet denn rechter Unterschied und guter Unterricht, ehe man's gewahr wird; so ist's dahin gekommen, daß das Geringsste für das Größte und das Größte für das Geringsste gehalten wird.“ (X, 1693.)

An äußerlichen Reformen war Luther nichts gelegen. Er war kein Stürmer, und wurde daher von stürmerischen Geistern, die vom Gewissen nichts verstanden, der Inkonsequenz geziehen. Luther aber stand darauf, daß durch äußerliche Reformen, wenn dabei das Gewissen nicht berücksichtigt werde, nichts erreicht, ja vielmehr nur Schade angerichtet werde, daß aber, sobald die Gewissen recht berichtet seien, die äußerlichen Reformen von selbst folgen werden.

Wie hoch Luther die Bedeutung des Gewissens geschätzt hat, mögen folgende kurze Aussprüche veranschaulichen.

„Sicherheit, Friede, Ruhe des Gewissens ist das Allerlieblichste, nämlich die allergrößte Gabe Gottes.“ (Zu Ps. 23, 6. IV, 1637.)

„Man muß durchaus darauf hinwirken, daß die Gewissen in allen Dingen gewiß und sicher seien. Denn wenn Ein Zweifel übriggelassen wird, kann alles andere nicht befestigt werden.“ (XXI, 1873.)

„So sehen wir, wie große und wie mancherlei Tröstungen, wie große Festigkeit der sehr gute und gnädige Vater gebraucht hat, um die zitternden und zerschlagenen Herzen wieder zu beleben und zu stärken, daß sie nichts mehr fürchten sollten, sondern glauben, sie würden einen gnädigen Vater haben. So hoch kommt es Gott zu stehen, daß er ein furchtsames und erschrecktes Gewissen stärke und tröste, damit der Mensch endlich zu ihm zurückkehre. Denn eine derartige Furcht der Gewissen ist über die Maßen erschrecklich und groß, nämlich das Gewissen ist eine so zarte, schwache und unvermögende Sache, daß es, wenn es einmal erschreckt ist, kaum mit großer Sorge, mit den größten Tröstungen des göttlichen Wortes wieder zurechtgebracht werden kann, daß es nicht fortjahre, von Tag zu Tage mehr und mehr zu verzweifeln. Das wissen diejenigen nicht, welche zu unsern Zeiten vieles schreiben von der Gestaltung des Lebens der Menschen. Wenn diese auch nur Einmal gelernt hätten, wie groß die Angst und das Entsetzen eines geplagten Gewissens wäre, wie erschrecklich die Furcht, so würden sie leicht ablassen und nicht so auf das Leben dringen. Der liebe Gott kennt sein Gemächt, er kennt unsre Schwachheit, deshalb sieht er, daß wir so vielfacher und überaus lieblicher Verheißungen und Tröstungen vonnöten haben. Ach Herr Gott, es ist ein viel größer Ding, daß ein solches Gewissen ausgerichtet werde, als jene glauben.“ (XIV, 2000.)

„Es ist nichts Zärtlicheres im Himmel und auf Erden, und das weniger Schimpfs leiden kann, denn das Gewissen. Man spricht, es sei ein zärtlich Ding um ein Auge; aber das Gewissen ist noch viel zärtlicher und weicher. Darum sehen wir in den Aposteln hin und her, wie sanft sie mit den Gewissen sind umgangen, daß sie dieselben mit Gesetzen nicht etwa verrückten.“ (XI, 1677.)

In einem der obigen Citate beklagte es Luther, daß viele die Zartheit des Gewissens nicht verstanden. Auch in diesem Stück, das mit seiner Zentrallehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben in engstem Zusammenhang steht, befand sich Luther in diametralem Gegensatz zur Papstkirche. Dort verstand man

die hohe Bedeutung des Gewissens und die zarte Behandlung, die man ihm schuldig ist, nicht.

„Unsere Kardinäle fragen nach keinem Gewissen, sagen: Was Gewissen, Gewissen! Es hat einer einmal zu Rom einen Cardinal um eine Bulle. Als er nun dreihundert Gulden dafür beehrte, aber der arme Mann soviel nicht geben konnte und seine Armut und Unvermögen klagte, und er zuletzt dreißig Gulden forderte, und der arme Mann sagte: Ei, ihr Römer, habt ihr denn kein Gewissen? da antwortete der Cardinal: Was Gewissen! Gewissen ist ein solch scheußlich Tier, das einen Menschen traurig macht, und daß der Mensch wider sich selbst streitet; immer weg mit dem Gewissen! — Aber laß sie fahren und so reden. Es ist ein groß Zeichen der Gnade Gottes, daß er uns sein Wort und Sakrament gegeben hat, und hält's mit uns.“ (VII, 1122.)

IV. Ein gutes Gewissen bekommt man nur durch den Glauben an Christum.

Es ist klar, daß der natürliche Mensch kein gutes Gewissen haben kann. Er ist durch seine angeborne Sünde ein Gottwidriger, ein Gottloser. Und die haben nicht Frieden.

Der natürliche Mensch lebt in dem Wahn, daß er durch Werke des Gesetzes Gerechtigkeit leisten müsse. „Dieses Lehrstück vom Unterschied des Gesetzes und das Evangelii muß man notwendigerweise wissen, weil es die Summa der ganzen christlichen Lehre enthält. Deshalb bestrebe sich ein jeglicher, der sich der Gottseligkeit befließiget, mit der größten Sorgfalt, daß er dies unterscheiden lerne nicht allein mit Worten, sondern auch in Wahrheit und in der Erfahrung, das heißt, im Herzen und Gewissen. Sonst was die Worte anbetrifft, so ist diese Unterscheidung leicht. Aber in der Ansehung wirst du inne werden, daß das Evangelium ein seltener Gast im Gewissen ist, dagegen das Gesetz ein täglicher Hausgenosse. Denn die Vernunft hat von Natur die Erkenntnis des Gesetzes.“ (IX, 161.)

„Wenn du fragst vom Gewissen, wie das zufrieden zu stellen sei, und von der Hoffnung des ewigen Lebens, so sind sie (die Philosophen) in der Wahrheit wie der Rabe, der hier um den Kasten herum fliegt und draußen nicht Friede findet, innen im Kasten aber ihn nicht sucht.“ „Denn diese (alle menschliche Vernunft und Weisheit, alle Gesetze und die ganze Philosophie) sagen alle nicht mehr, denn

was man tun solle, raten aber nichts, woher man es nehmen solle, daß man es tun könne.“ (I, 621.)

Das Gesetz kann nicht mehr denn das Gewissen beunruhigen. Diese Wahrheit legt Luther wiederholt dar. Hier einige Proben.

„Darum ist ein jeglich Gesetz dem Gewissen unmöglich zu tragen. Das Gewissen, das darunter liegt, ist so müde und elend, will immer an den Werken hängen, kann keine Ruhe haben, je mehr es tut, je müder es wird. Ja, es drückt es wohl ein einig Werk, daß ihm die Welt zu enge wird, treibt immer und sagt: Tue, tue, tue! hört nicht auf zu treiben, bis daß wir sehen durch Gottes Gnade, daß es dieses nicht tut, es muß die Gnade tun, sonst ist es nimmer getan. So wird das Herz zufrieden, feck und kühn auf Gott, und fallen die Werke ab, machen nicht mehr Unruhe.“ (VIII, 1007.)

„Der Papst hat die Gewissen mit Gesetzen beschwert, so viel Orden, Stifte, Messen, Beten, Fasten aufgesetzt, daß wer daran hängt und denkt, so und so mußt du tun, der kann keine Ruhe noch gut Gewissen haben und Gott nicht anders denn für zornig ansehen. Denn wenn sie nicht beten, haben sie keinen Frieden; beten sie aber, so ist eben so wenig Ruhe da, daß sie irgend nicht mit Andacht gebetet haben oder je nicht so rein, als sie sollten. Da bleibt das Gewissen immer gefangen, und können kein Werk mit reinem Herzen tun. Kürzlich, da ist nichts denn eitel Sünde und Furcht durch das Gesetz angerichtet, der man nimmer kann los werden, weil das Gesetz da liegt. Darum kann man auch nimmer Gott schauen. — Wenn aber das Gesetz abfällt, und ich mich nicht damit bekümmere, ist die Sünde und Unruhe des Gewissens auch hinweg: So kannst du Gott recht schauen und sehen seinen guten Willen, daß denn ihn nicht verdrießt, sondern ihm gefällt, was du tust. So ist das Herz rein und das Gewissen gut. Desgleichen rede ich von allen andern Gesetzen, Wesen und Ständen. Wenn du meinst, du mußt es tun, ist schon ein Gewissen da vom Gesetz, dazu Sünde und ein unrein Herz. Da tust du immer entweder zu viel oder zu wenig, und je länger und mehr du dich damit schlägest, je mehr du dich verunreinigst, Sünde und böses Gewissen machst. Wer nun will der Sünde ohn sein, gut Gewissen und rein Herz haben, muß an kein Gesetz auf Erden gebunden sein.“ (IX, 866.)

In diesem letzten Zitat hat Luther es schon ausgeführt, daß dem Gewissen nur so geholfen werden kann, daß es von Werken und Gesetzen loskomme. Denselben Gedanken führt er häufig aus.

„Wie wird man aber des bösen Gewissens los und überkommt einen gnädigen Gott? Antwort: Das ist genugsam droben gesagt in vorigen Postillen und wird hernach vielmal gesagt werden, daß wer ein gut Gewissen haben und einen gnädigen Gott finden will, **der muß das nicht mit Werken anfangen**, wie die Verführer tun, und martern die Herzen noch mehr und machen den Haß Gottes größer; sondern **er muß an sich verzagen in allen Werken** und Gott in Christo ergreifen, das Evangelium fassen und demselbigen glauben, was es zusagt.“ (XII, 82.)

„Das (scil. Moab und Ammon) sind die Werkheiligen, die durch ihre guten Werke wollen Kinder Gottes und die Nächsten bei ihm sein, und doch keinen Glauben haben. Darum sagt auch Jesaias (Kap. 16, 6) von dem Volk: Moab ist ein stolzer Esel, ich kenne seinen Hochmut wohl, er ist fast stolz und rühmt sich mehr, denn er vermag. So sind sie alle, die aus Werken sind, die ihr Ding allein wollen für recht gehalten haben. Das sind auch die Ammoniten. Vor der Welt scheint ihr Ding köstlich, da ist es Moab (= vom Vater); inwendig aber im Gewissen ist kein Friede noch Zuversicht zu Gott, keine Freude noch Lust. Darum ist es inwendig ein elend Wesen, wie es außen köstlich ist. Vor Gott sind sie Ammon (= Schmerzensohn), und vor der Welt Moab. Denn **durch das Gesetz und Werke kann dem Gewissen nimmermehr geholfen werden, daß es Ruhe und Frieden habe.**“ (III, 321.)

„So wisse nun, lieber Mensch, wenn du in Sünden liegst, was du tun sollst, nämlich, daß du wissest, du habest einen solchen Gott, der dir helfen wolle; denn also ist er gegen dir gesinnt. **Du wirst dir selbst nicht helfen können. Da liegt viel an, daß man dies wisse.** Die Mönche wissen das nicht, sondern sagen: Gabe Reue und Buße für deine Sünde; und lehren unmögliche Dinge, nicht das Erkenntnis des Herrn Christi. Aber wie wird hiermit der Seele geholfen, wenn man mir gleich hundertmal sagte: Hast du gesündigt, so denke und habe Reue und Leid über deine Sünde? — Aber es hilft nicht, das Gewissen wird dadurch nicht stille, sicher und zufrieden, sondern je mehr verzagt und blöde, und meint nicht anders, denn Gott sei zornig und stehe mit der Keule hinter uns und wolle uns gar tot haben, bis so lange daß der kommt, der also spricht: **Willst du in deinem Gewissen sicher sein, so tue ihm also: Laß fallen deine und aller Menschen gute Werke** und lerne Gott erkennen und zweifle nicht daran, dies sei Gottes Art und Natur, daß er denen helfen wolle,

die an seinen Sohn Jesum Christum glauben. Das nimm mit festem, gewissem Vertrauen an.“ (III, 990.)

„So lerne nun hieraus, daß du **in dem Handel von der Rechtfertigung nach dem Exempel des Apostels aufs verächtlichste von dem Gesetze redest**, da er das Gesetz Elemente der Welt, todtbringende Satzungen, die Kraft der Sünde usw. nennt. Denn wenn du dem Gesetz gestattest, dann im Gewissen zu herrschen, wenn du damit zu schaffen hast, daß du vor Gott die Sünde und den Tod überwindest, so ist das Gesetz in der That nichts anderes als ein Pfuhl aller Übel, Rehereien und Gotteslästerungen, denn es vermehrt nur die Sünde, verklagt, schreckt, droht den Tod, zeigt Gott als einen erzürnten Richter, welcher die Sünder verdammt. Darum, wenn du klug bist, **so weise hier den lallenden und stammelnden Moses mit seinem Gesetz aufs allerweiteste ab**, und seine Schrecken und Drohungen sollen dich in keiner Weise bewegen. Hier soll er dir schlechterdings verdächtig sein als ein Reher, ein Gebannter, ein Verdammtter, der ärger ist als der Papst und der Teufel, **den man daher gar nicht hören soll.**“ (IX, 480.)

Zum Frieden kommt das Gewissen allein durch den Glauben an Jesum Christum. Wenn ihm das Verdienst Christi zu eigen wird, so ist es über sein Verhältnis zu seinem Gott beruhigt. In Christo weiß es sich bei Gott begnadigt. In Christo ist Gott ihm ein lieber Vater geworden.

Es ist nicht nötig hier viele ausführliche Citate zu bringen. Dieses ist ja das Hauptthema aller Schriften Luthers, wie es die Centrallehre des Evangeliums ist. Darum nur ein paar kurze kernige Aussprüche.

„Darum muß das Gewissen, wenn es in rechten Nöten ist, **durchaus nichts anderes denken und wissen als Christum allein**, und sich aus allen Kräften bemühen, daß es dann das Gesetz so weit als möglich aus den Augen setze, und **nichts ergreife als die Verheißung Christi.**“ (IX, 480.)

„Sobald daher das Gesetz und die Sünde in den Himmel, das ist, in das Gewissen kommen, sollen sie sofort hinausgeworfen werden, weil das Gewissen, welches erschreckt ist durch die Furcht vor dem Zorn und dem Gerichte Gottes, nichts wissen soll von dem Gesetz und der Sünde, **sondern nur von Christo.**“ (IX, 161.)

„Denn diese Wunde des Gewissens kann durch nichts geheilt werden als durch das Wort der göttlichen Verheißung, **daß wir näm-**

lich glauben, unser Gott sei ein Vater der Barmherzigkeit und alles Trostes, desgleichen, daß wir glauben, daß der Herr Gefallen habe an denen, die ihn fürchten und auf seine Güte hoffen, daß wir wissen, er wolle, daß wir hoffen sollen, und daß, wenn man nicht hofft, die Strafe der ewigen Verdammnis erlitten werden müsse. Warum aber würde er befehlen, daß man hoffen solle, wenn er nicht verzeihen wollte? Warum würde er seinen eingebornen Sohn in einen so schmachvollen Tod dahin geben, wenn er nicht wollte, daß wir durch den Glauben an ihn selig werden sollten?“ (V, 568.)

„Denn es gibt kein Mittel, wodurch ein Gewissen, das durch seine Sünden gängstigt ist, geheilt werden kann, als dies eine, daß wir festiglich dafür halten, daß bei Gott die Gnade ist und viel Erlösung.“ (IV, 2076.)

„Es kann nicht anderswoher ein fröhliches und reines Gewissen kommen als durch das Anschauen der Güte Gottes.“ (IV, 482.)

„Wenn du daher erhebt, weil du ein böses Gewissen hast wegen deiner Übeltaten, so halte ihnen Christum entgegen und sprich in vollem Glauben: Wenn ich auch ein Sünder bin, so ist doch mein Christus gut, in welchem alle meine Sünden gestorben sind, denn er hat sie auf dem Holze getragen und getötet.“ (IV, 1635.)

V. Das Mittel, unser Gewissen zu reinigen.

Der Glaube an Jesum Christum macht das Gewissen fröhlich und getroßt. Wie aber entsteht der Glaube? Glauben ist ja gegen unser natürliches Gewissen, das an der opinio legis laboriert. Das natürliche Gewissen muß lernen, seine obersten moralischen Grundsätze als die verderblichste Kezerei fahren zu lassen. Daher sagt Luther, ein böses Gewissen könne nicht anders zur Ruhe kommen, es müsse sterben.

„Denn ein böses Gewissen kann auf keine Weise zufrieden sein oder sich zu Gott wenden, es sei denn gar gestorben; sonst flieht es immer vor Gott, vor welchem es doch weder fliehen noch erschrecken sollte. Sintemal Gott ein solches Gut ist, zu dem alle Verzagten, und die sonst von allen Kreaturen verlassen, trostlos und ohne Hilfe sind, allein ihre Zuflucht haben sollen. Aber ein armes Herz, das sich schuldig weiß, würde sich eher in tausend Gestalten verändern, und viel eher durch Steine, Feuer und Erzberge, ja, endlich zu dem Densel selbst laufen, ehe es sich zu Gott wendete und stracks zu ihm liefe.“ (II, 1599.)

Daher gilt es, daß wir uns gegen unser eigenes Gewissen aufrichten.

„Alles aber, was ich von den Königen oder den Widersachern des Evangelii sage, das sage ich von eines jeglichen Gewissen insonderheit, daß wir lernen sollen uns aufzurichten und stark sein, nicht sowohl wider die Tyrannen, als wider uns selbst. Denn der Teufel bedrängt und verfolgt uns mehr durch unser eigenes Herz und unser Gewissen als durch Schwert und Tyrannei. Denn der Türke kann keinen größeren Schaden tun, als daß er das Haupt abschlage und erwürge; aber unser Herz kann uns eine solche Disputation anrichten, eine solche Traurigkeit erregen, daß wir darin in Ewigkeit verloren sein müßten, wenn wir nicht durch den Geist und das Wort des Herrn errettet würden. Daher ist der Teufel nirgends mächtiger, listiger, stärker, heiliger, gerechter als in unsern Herzen. Wenn wir ihn hier besiegt haben, wenn wir ihn mit festem Glauben aus diesem Sitz hinausgeworfen haben und uns begeben auf das Unsichtbare, dann werden wir die zornigen Herren, Könige und Tyrannen nicht eines Haars breit achten. Wenn sie uns aber Furcht einjagen, so geht dieser Schrecken nicht von ihnen aus, sondern kommt aus unserm Herzen, welches schwach ist und an dem Gegenwärtigen hängt, aber das Abwesende und Unsichtbare nicht ergreifen kann. Deshalb sollen wir lernen, stark zu sein in allen Gefahren, besonders aber wider uns selbst und unser Herz.“ (V, 104.)

Unser Gewissen kann keine sichern Tritte tun, wenn es sich durch sein eigenes Gutdünken leiten läßt.

„Gott will, daß unser Gewissen getrost und sicher sei, daß es Gott gefalle. Dies ist nicht möglich, wenn es durch sein Gutdünken geleitet wird, sondern nur, wenn es sich auf Gottes Wort gründet.“ (III, 1470.)

In dem letztangeführten Zitat hat Luther schon darauf hingewiesen, daß ein gutes Gewissen im Worte Gottes gegründet sein müsse. Das Wort ist das Mittel, dadurch Gott uns zum Glauben bringt und das Gewissen beruhigt. In seinem Worte trägt Gott dem Gewissen seine Gnade in Christo an; durch sein Wort überwindet Gott das natürliche Gewissen, daß es die opinio legis fahren läßt und Vertrauen zu Christo faßt. Darum hängt das gute Gewissen ganz und gar am Wort.

„Er fährt also (Ps. 18, 31) in einer lieblichen Bewegung des Herzens, in der er seine Lust hat an Gott, fort, auch die Worte Gottes

zu preisen, wie er bisher die Werke gepriesen hat, sowohl wider die Werke als auch wider die Worte der Hochmütigen und Gottlosen. Denn daß Gott bei den Heiligen heilig ist, und die stärkt, die auf ihn vertrauen, das tut er durch ein reines Gewissen, denn ein reines Gewissen ist fröhlich und beherzt. Es wird aber nicht rein durch irgendwelche Werke oder Lehren der Menschen, sondern durch das Gesetz und den Weg des Herrn, wie es Ps. 19, 8 heißt: Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel, und erquicket die Seele. Denn wie das Wort des Herrn ist, so ist auch der Weg, das heißt, das Leben nach dem Worte; wie das Leben ist, so ist auch das Gewissen. Aber die Rede des Herrn ist lauter wie durchläutert Silber, bewährt siebenmal. Und dies macht es, daß die Gottlosen in Gott nicht fröhlich sein können, sondern all das ihre verkehrt ist, weil ihre Wege befleckt sind, auf denen sie zu jeder Zeit nach Menschenlehren und -geboten wandeln, und sich in denselben gefallen, indem sie selbst das Gesetz des Herrn auf diese ihre Meinung ziehen.“ (IV, 1100.)

„Darum soll ein geängstetes Gewissen nichts denken, nichts wissen, dem Zorn und Gerichte Gottes nichts entgegenhalten als das Wort Christi, welches da ist ein Wort der Gnade, der Vergebung der Sünden, der Seligkeit und des ewigen Lebens. Aber dies auszuführen ist mühevoll und überaus schwer. Denn die Vernunft und die menschliche Natur bleibt nicht fest in den Armen Christi, sondern fällt immer wieder auf die Gedanken vom Gesetz und von der Sünde, und solcherweise sucht sie immer frei zu sein nach dem Fleische, aber eine Magd und Gefangene nach dem Gewissen.“ (IX, 165.)

„Wenn Gott sein Wort gibt, so läßt er sein Angesicht fröhlich und helle scheinen über alle Gewissen und macht sie damit fröhlich, fest, licht und als gar neue Herzen und neue Menschen. Denn es bringt Vergebung der Sünden und zeigt Gott als einen gnädigen, barmherzigen Vater an, welchen unser Leid und Betrübnis jammert und erbarmt. Wenn er aber sein Wort wegnimmt, da verbirgt er sein Angesicht, da wird es denn finster, schwarz, betrübt, Jammer und Leid im Gewissen, da fühlt man eitel Zorn und keine Gnade.“ (III, 1365.)

„Aber unter allen Gaben ist die Gabe des Wortes Gottes die reichste. Denn wenn du dies wegnimmst, so ist das so viel, wie man sagt, als wenn du die Sonne aus der Welt wegnähmest. Denn was wird die Welt anders sein, wenn man das Wort wegnimmt, als eine Hölle und ein lauterer Satansreich, wenn auch immerhin reiche Leute,

Juristen, Ärzte usw. da sind? Denn was vermögen oder tun diese ohne das Wort? **Denn allein das Wort erhält ein fröhliches Gewissen**, einen gnädigen Gott und die ganze Religion — denn aus dem Worte fließt als aus einer Quelle die ganze Religion hervor —, ja es erhält auch die ganze Welt. Denn die Welt würde ohne das Wort und Christum auch nicht einen Augenblick bestehen. Wiewohl daher in der Welt viele und große Gaben Gottes sind, die gegeben sind zum Nutzen der Menschen, so ist doch die einzige Gabe, durch welche alle andern umfaßt und erhalten werden, das Wort, welches verkündigt, daß Gott barmherzig sei, und Vergebung der Sünden und das ewige Leben verheißt. Ich bitte dich aber, wenn man dieser entbehren müßte, wäre dann dies Leben auch noch für ein Leben zu achten? Es sind aber diese geistlichen Dinge und diese Erkenntnis vom Himmel herab offenbart. Weil diese Erkenntnis in unserm Herzen nicht entsteht, darum kann sie auch nur so schwer ergriffen werden.“ (IV, 1806.)

Daß die Sakramente hierbei nicht auszuschließen sind, sondern mit dem Wort in diesem Stück auf gleicher Stufe stehen, dazu nur einen kurzen Ausspruch.

„Nun hat es Gott also geordnet, daß dieser Schatz durch die Taufe, das Sakrament des Abendmahls und äußerliche Wort uns gegeben und dargereicht wird. Denn das sind die Mittel und Instrumente, dadurch wir zu Gottes Gnade kommen.“ (III, 1693.)

VI. Frucht des guten Gewissens.

Es liegt in der Art des Gewissens, des Bewußtseins über unser Verhältnis zu Gott, daß es nicht nur nachträglich über unsre Handlungen zu Gericht sitzt, sondern auch im voraus unser Handeln bestimmt. Das natürliche Gewissen, das im Gesetz befangen ist, tut dieses in gesetzlicher Weise, indem es besonders auf die gesetzliche Verpflichtung und auf die gesetzlich ausgesetzte Belohnung oder Strafe hinweist. Das durch das Evangelium von Christo befreite Gewissen, das die Zuversicht der Gotteskindschaft hat, gibt uns allerdings keine anders gearteten Werke an die Hand als solche, die nach der Norm des Gesetzes geschehen; die Art und Weise aber, wie es uns zu solchen Werken bewegt, ermahnt, lockt, reizt, ist eine ganz neue. Es lehrt uns eben als Gottes Kinder in Liebe und Dankbarkeit unsers hohen Vaters würdig zu leben.

Da ist es einmal unmöglich, daß man vorsätzlich sündige. Aus

Schwachheit und Übereilung mag ein Christ straucheln und fallen, aber er kann nicht auf einem bösen Vorsatz beharren.

„Die übrige Sünde in den Heiligen ist allerlei böse Neigung und Lust oder Begierde, so sich im Menschen regt wider Gottes Gebot, welche die Heiligen sowohl fühlen als die andern. Aber dies ist der Unterschied, daß die Heiligen sich von denselben nicht lassen überwältigen, daß sie ihnen folgeten und ins Werk kommen ließen; sondern widerstehen und, wie St. Paulus allhier sagt, immerdar an sich aussetzen; und heißt an ihnen solche Sünde, die da ausgelegt wird. Das tun die andern nicht, welche ihren Lüsten folgen und dem Fleische den Zaum lassen, und also wider ihr Gewissen sündigen. Darum bleibt noch in diesen, so der sündlichen Lust widerstehen, ein gut Gewissen und der Glaube; welches in andern nicht bleiben kann, so der Sünde nicht widerstehen, sondern derselben folgen, und also ihr Gewissen verlegt und der Glaube umgestoßen wird. Denn wo du in bösem Vorsatz bleibst und dein eigen Gewissen wider dich zeugt, so kannst du nicht glauben noch sagen, daß dir Gott gnädig sei. Darum ist solches vonnöten in einem Christen, daß er solchen sündlichen Lüsten nicht Raum gebe.“ (XII, 485.)

„Nun ist offenbar, daß Gottes Wort die Sünden straft, und gibt Unterschied der Sünden und weist uns zu dem Heilande Christo. Dieses ausdrückliche Wort sollen wir ansehen und darnach richten, ob wir in Gnaden sind. Denn so ein Mensch in Sünden ist wider sein Gewissen, das ist, so er wissentlich und williglich tut wider Gott, als ein Ehebrecher oder Frevler, der jemand wissentlich Unrecht tut, derselbe, so lange er solchen Willen wissentlich behält, ist er ohne Reue und ohne Glauben und ist Gott nicht gefällig. Als, so lange einer eines andern Eheweib bei sich hält, ist keine Reue, kein Glaube, keine Heiligkeit da; das ist ja offenbar. Denn wo Glaube ist, dadurch wir gerecht werden, da muß auch gut Gewissen sein; und ist ganz unmöglich, daß diese zwei Dinge beisammen stehen sollten: Glaube, der auf Gott vertraut, und böser Vorsatz oder, wie man's nennt, böses Gewissen. Glaube und Anrufung Gottes sind zarte Dinge, und mag leicht eine sehr kleine Wunde des Gewissens sein, die stößt Glauben und Anrufung weg; wie ein jeder geübter Christ sehr oft erfahren muß. Darum setzt Paulus diese Stücke zusammen, 1 Tim. 1, 5: Dies ist die Summa der Lehre: Liebe von reinem Herzen und gutem Gewissen und ungefärbtem Glauben; item 1 Tim. 1, 9: Behalte den Glauben und gut Gewissen; item 1 Tim. 3, 9: Die des Glau-

bens Geheimnis halten mit reinem Gewissen. Diese und dergleichen mehr Sprüche, die hernach sollen angezogen werden, zeigen an, daß, wo nicht gut Gewissen ist, da ist kein Glaube und keine Heiligkeit. — Darum so einer gerecht wird, obgleich allein der Glaube an den Heiland Christum Gnade erlangt, daß die Sünden vergeben werden und diese Person wird angenommen; **so muß dennoch böser Vorsatz weg sein, daß also ein gut Gewissen ansahe.** Wo nun Glaube und gut Gewissen ist, da ist gewißlich der Heilige Geist, und steht dennoch das Vertrauen nicht auf eigener Würdigkeit oder gutem Gewissen, sondern auf Christo.“ (X, 1706.)

Vielmehr wird das gute Gewissen einen Christen bewegen, einen solchen Wandel zu führen, daß es scheinen möchte, als ob er noch ganz unter dem Gesetze stände.

„Die Gefangenschaft des Gewissens ist die, durch welche der Mensch von der Einbildung einer gemachten Sünde gefangen genommen wird. Denn wo Christus nicht in den Herzen leuchtet, da ist es unmöglich, daß sich der Mensch nicht eine Gefangenschaft aus den Gesetzen machen sollte. Die Ursache ist diese, weil der Mensch von Natur diese Weisheit hat: Wenn du das und das nicht hältst, so wirst du verdammt werden. In der Kirche aber und in dem Glauben an Christum binden oder verdammen weder die bürgerlichen noch die mosaischen Gesetze das Gewissen. Denn sie sollen sich nur über den Leib und über äußerliche Dinge erstrecken; folglich sollen sie einem Gewissen, das durch Christum vor Gott frei gemacht ist, weder schaden noch helfen. Und das Gewissen soll sich an Christum, der über und außer allen Gesetzen ist, halten, **und hernach diese Gesetze aus schuldiger Liebe halten,** außer dem Gewissen. Und das ist die christliche Freiheit, von der wir anderswo mehr geschrieben.“ (VI, 609.)

„1) Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge, und niemand untertan.

2) Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge, und jedermann untertan.“

„Darum, wenn das Gewissen erschrickt vor der Sünde, die durch das Gesetz angezeigt und groß gemacht wird, so sollst du sprechen: Sterben hat seine Zeit, leben hat seine Zeit, das Gesetz hören hat seine Zeit, sich um das Gesetz nicht bekümmern hat seine Zeit, das Evangelium hören hat seine Zeit, das Evangelium nicht wissen hat seine Zeit. Jetzt trolle sich das Gesetz, und das Evangelium komme

her, denn nun ist nicht die Zeit das Gesetz zu hören, sondern das Evangelium. Aber du hast nichts Gutes getan, vielmehr schwer gesündigt. Das gebe ich zu, aber ich habe Vergebung der Sünden durch Christum, um dessentwillen mir alle meine Sünden erlassen sind. Wenn aber das Gewissen nicht im Kampfe steht, und äußerliche Amtswerke ausgerichtet werden müssen, da, wo du ein Diener des Wortes, eine obrigkeitliche Person, ein Ehemann, ein Lehrer, ein Schüler usw. bist, **dann ist es nicht Zeit das Evangelium zu hören, sondern das Gesetz, da sollst du deinen Beruf ausrichten.**“ (IX, 161.)

Luther hatte ein durch das Evangelium befreites Gewissen und war in dem Bewußtsein seiner Gotteskindschaft selig. Konnte er zu Worms anders als der Stimme seines durch Gottes Wort befreiten und daher im Wort gebundenen Gewissens folgen, es gefalle Papst und Kaiser oder nicht! Ein solches Gewissen ist eine Macht auf Erden. Es mag äußerlich der Übermacht erliegen, es kann nicht untergehen, sondern triumphiert mitten in der Niederlage.

Daß Gott uns in den Stürmen der heutigen Zeit solche Gewissen geben wolle!

M.

Kirchengehichtliche Notizen.

Jubiläum. — Am 29. Mai feierte das praktische Predigerseminar zu Springfield, Ill., eine Anstalt unsrer Schwesternsynode von Missouri, das Jubiläum seines 75jährigen Bestehens. Über die Geschichte und den Charakter dieser Anstalt, die von Pfarrer Löhe in aufopferndem Missionseifer gegründet (durch Herüberführung von elf Studenten unter Leitung des Kandidaten K. A. W. Koebbelen nebst genügend Geldmitteln zum Ankauf eines Grundstückes und Errichtung eines mäßigen Gebäudes) und hernach in hochherziger Weise der Missouriishnode überlassen wurde, schreibt F. P. in „Lehre und Wehre“ folgendes.

„Die Anstalt wurde, vornehmlich auf Anregung P. Whnefens, von P. Löhe in Neuendettelsau, Bayern, zu Fort Wayne, Ind., im Jahre 1846 gegründet. Dr. W. Sissler, damals schon Pastor der St. Paulsgemeinde in Fort Wayne, wurde von Löhe mit der Leitung der Anstalt betraut. Die Anstalt wurde schon im Jahre 1848 durch Schenkung an die 1847 gebildete Missouriishnode übertragen, 1861 nach St. Louis und, als hier der Raum zu eng wurde, 1875 nach Springfield, Ill., verlegt. Während der Zeit des Bestehens der Anstalt sind aus ihr nicht weniger als 1540 Kandidaten in das Predigtamt entlassen worden. Aus dieser Zahl geht schon hervor, welche große Bedeutung die Springfielder Anstalt für die geeignete Arbeit und Ausbreitung der Synode hatte und noch hat. Zwar beträgt die Zahl der aus dem St. Louiser sogenannten theoretischen Seminar hervorgegangenen Kandidaten 2651, ist also um 1111 größer; aber weil unsere St. Louiser Anstalt nach der Bestimmung der Synode eine klassische Vorbildung fordert, so ist sie verhältnismäßig langsam herangewachsen. Daher fiel der praktischen Anstalt schon in den ersten Jahrzehnten der Synode eine überaus wichtige Aufgabe zu. Sie vornehmlich mußte in dieser Zeit den vorhandenen Mangel an Lehrkräften decken. Unser Herr Kollege, Prof. Fürbringer, bietet die folgenden statistischen Angaben dar: Kandidaten der praktischen Anstalt von 1846 bis 1871: 272, von 1871 bis 1896: 609, von 1896 bis 1921: 659. Die Zahl der St. Louiser Kandidaten in den genannten Zeiträumen beträgt: 113 — 808 — 1740. Der ursprüngliche Zweck der Anstalt bedingt ihren Charakter. Löhe sprach sich darüber so aus: ‚Eine Anstalt, die zum Zwecke hat, eine zwar möglichst gründliche, aber auch möglichst schnelle Ausrüstung von Predigern und Seelsorgern für die zahllosen verlassen den deutschen Glaubensgenossen und für neu einwandernde Gemeinden unsers Stammes und Bekenntnisses zu erreichen. Es soll keine theologische Anstalt im gewöhnlichen deutschen Sinne, sondern eine Pflanzschule von Predigern und Seelsorgern sein, deren Studium eine strenge Vorbereitung auf das heilige Amt selbst ist.‘ Diesen Charakter hat die Anstalt jetzt noch, und sie hat sich mit diesem Charakter in der Erfahrung bewährt. D. Walthers schrieb im Jahre 1861 an P. Brunn in Steeden, Deutschland, als dieser sich erboten hatte, einen ‚Werbeplatz‘ für unsere praktische Anstalt in Amerika zu er-

öffnen: „Wir haben hier seit fünfzehn Jahren die Erfahrung gemacht, daß es keineswegs nur als Sache des Notstandes anzusehen ist, wenn man nicht in alten Sprachen unterrichtet, die aber ein Herz voll Glaubens und voll Liebe zu Christo und den Miterlösten und dabei einen guten Bestand und sonstige zum Kirchendienste nötige Gaben haben, in diesen Dienste zieht.“ Auch wir, für unsere Person, können uns dem Urtheil, das in diesen Worten D. Walthers ausgesprochen ist, nur anschließen, nachdem wir mehrere Jahrzehnte hindurch in allen Theilen der Synode die Amtstätigkeit solcher Pastoren, die aus der praktischen Anstalt hervorgegangen sind, beobachtet haben. Durch die Umstände veranlaßt, sind Änderungen in Einzelheiten vorgenommen worden. Um eine gleichmäßigere Vorbildung zu erzielen, wurde schon im Jahre 1852 ein *Proseminar* mit der Anstalt verbunden und das Lateinische in den Unterrichtskursus des *Proseminars* aufgenommen. Die letzte Delegatensynode (Detroit 1920) hat den *Proseminar*kursus um ein Jahr erweitert. Die Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß alle unsere Pastoren, die in den Vereinigten Staaten und Canada in den Dienste der Kirche treten, zweisprachig sein müssen. Dieser Umstand stellt höhere Anforderungen an die Vorbildung. Auch das nötige Schulehalten der meisten Pastoren erfordert eine gesteigerte Ausbildung in pädagogischen Fächern. Es steht nun so, daß in dem dreijährigen *Proseminar*kursus etwa der landesübliche high school standard erreicht wird. übrigens ist die Einrichtung, die wir in unserm praktischen Predigerseminar haben, keineswegs etwas Neues in der Kirche. Wir finden sie in der Kirche der ersten Jahrhunderte. Und daß Luther für den „schlichten Prediger“ die klassische Vorbildung oder die Kenntnis der Grundsprachen der Schrift nicht für eine *conditio sine qua non* erachtete, geht aus seinen vielzitierten Worten über diesen Punkt hervor. Andererseits gedenken wir nicht in die Bahnen derjenigen amerikanischen Sektenkirchen einzulernen, aus denen das Geständnis kommt, daß die sogenannte klassische Vorbildung für das Predigtamt, sogar das Studium der griechischen Sprache, in der das Neue Testament geschrieben ist, ziemlich allgemein dahingefallen sei. Darauf kann sich die lutherische Kirche gerade wegen ihrer Stellung zum Schriftprinzip nicht einlassen. Die christliche Kirche braucht eine Anzahl Leute, die in bezug auf „wissenschaftliche“ Ausbildung — das Wort im rechten Sinne gebraucht — den Gebildeten dieser Welt gleichstehen und überlegen sind. Das gibt in einem gewissen Sinne „zwei Klassen von Pastoren“. Aber die gemeinsame Erkenntnis des reinen Evangeliums verbindet diese und andere Unterschiede in der Kirche zu einer festgeschlossenen Einheit, die auch die Störungen des Fleisches, die sich etwa geltend machen wollen, erfolgreich überwindet. Diese Erfahrungen hat unsere Synode machen dürfen. Gott sei Dank für seine Gnade!“ M.

* * * * *

Darwin Theory Steals Faith, Bryan Charges. — The headline of this paragraph is not our own, we copied it from a secular paper which uses these words to summarize a speech recently delivered by Mr. Bryan in Springfield, Ill. Here is the report in full.

"William Jennings Bryan said here that the teaching of the Darwin theory in schools and colleges is one of the greatest 'pending problems' this country has to grapple with.

"Teachers in schools supported by public money, he said, are turning the youth of the land out into a 'starless night,' robbing them of their faith in immortality and substituting 'cold, clammy materialism,' that 'reduces Christ to the nature of a man and gives him an ape for an ancestor.'

"The Darwinian theory,' Mr. Bryan declared, 'is not scientific. It is wilder fiction than Arabian Nights. They have searched the world over for proof, but have not found one single species that came from another. Yet they are teaching this stuff in our schools. They are leading our children astray, making of them infidels, atheists and agnostics.'"

In the book review of the current number of this magazine we present to our readers a new book on evolution written by a theologian. Mr. Bryan is no theologian. He is a simple Christian not afraid to confess his faith before men, even before such as are hostile to Christianity. We heard him point out in his lucid, snappy style the absurdity of atheism, in an address delivered under the auspices of a local "Turnverein" whose antagonism against the Church is "historical." Recently Mr. Bryan has been pointing out "The Menace of Darwinism" in his Commoner. It is not only reassuring to our own faith to see non-theologians exposing the collapse of the pet theories of unbelief, it also points a warning lesson. Though the Darwinian theory is utterly untenable, yet it is propounded, without check or restraint, in the public schools of our country. There our indiscriminating children and immature youth imbibe the idea "that evolution is the true doctrine and that man has come up by a gradual process requiring millions of years from the lower animals and ultimately from the bacterium." No God, no Tempter, no Savior. The ideas of creation, sin, and salvation are relegated to junk pile. Can Christians, with a good conscience, expose their children to this danger? M.

* * * * *

The Christian College. — In one of our exchanges we find an extract from a discussion of Mr. Bryan on the importance of the church college. Although we do not subscribe to everything Mr. Bryan says, yet we deem the utterance of sufficient interest and importance to reproduce it here. We have accustomed ourselves in the past to depend on our parochial schools to give religious training to our young. We deemed it sufficient to keep them under our own care till the time they took upon themselves the confirmation vow. We have not been fully alert to the dangers lurking in a higher irreligious education, although Luther in his well-known dictum about higher schools in which the Word of God does not rule supreme sounds the warning note clearly

and distinctly enough; or we have considered a child after confirmation immune to the attacks of unbelief in scientific guise. At a time when education generally stopped almost automatically at the end of the eighth grade, or earlier, and cases where parents from our circles could give their children a higher education after confirmation were rare, it naturally was sufficient to have Christian schools taking the pupils to the eighth grade; but since the age limit for attending school has been raised by law (differing in the various states), and high school education is thus compulsory, it becomes imperative that we devote more attention to a general higher education of our youth in our own institutions under Lutheran instructors. There are various ways of solving the problem. The Lutheran High School maintained by a special conference is one. Some congregations may find it more expedient to add the high school grades to their own parochial schools. Our synodical institutions are equipped to meet the emergency and ought to be considered by parents who realize the perils that lurk in a higher education which of necessity must be irreligious. Here is what Mr. Bryan has to say about the importance of the Christian college.

"The Christian college occupies a more important position to-day than ever before, because the necessity for moral development increases with extension of our educational systems. The mind is a splendid servant, but it is not worthy to be the master of the man. The heart, not the head, must occupy the throne, if the life is to be what it ought to be. The necessity, therefore, for a larger, broader, deeper spiritual life is the imperative need of to-day, and the need cannot be fully supplied by schools and colleges from which religious training is excluded, for morals rest upon religion—not upon creed, but upon man's sense of responsibility to God. The development of morals cannot be made incidental; it must be a part of the plan. Religious tests cannot be applied in institutions supported by public taxation, and, as a result, we find that irreligion is being taught under the guise of philosophy. Professors who would rebel against the application of Biblical tests to themselves, have no hesitation in undermining the faith of students who come from Christian homes by attacks upon the Bible and its teachings. The college period, therefore, instead of qualifying the student for life on a high plane and with the promise of big results, sometimes shatters his ideals and sends him out with the instability of the agnostic or with the sneer of the infidel."

M.

* * * * *

Helping Young Pastors. — Under this caption, we find an editorial in the "Moody Monthly" of June, 1921. We reproduce it here as furnishing valuable thought food. If such be the case of pastors, whom their special preparation for the ministry of the Word should have firmly grounded in the Bible and its doctrine, what may, nay must, we expect in the case of others not so favored?

"One of the modern ways of doing it is by summer schools or institutes, but whether it is a good way or not depends upon the program in the aforesaid schools or institutes.

"Sometimes godly men and women pay the expenses of their pastor to attend them, expecting good results when they return to their work in the fall.

"But before making such contributions it might be well for them to see the program in advance and make some inquiries about the teachers.

"We mention this because of a letter recently received from a young pastor who attended such a school last year, and where in connection with a study of rural methods, they were instructed that God did not give the law to Moses, but that the legislation which bore his name was simply the tribal custom of the Arabs modified to suit the conditions. Atonement by blood was also borrowed from the savage tribes, it was said. Marriage was not an institution ordained by God in the beginning, but a mere matter of accommodation from the earliest times; and much more to the same purport.

"There is danger that young and inexperienced pastors may be seriously harmed by such instruction under the impression that it represents real scholarship, whereas it is a wicked fraud." M.

* * * * *

Parents' Duties. — Under the caption "The Dance of Death" the "Lutheran" reproduces a public statement by Professor McKeever, of the University of Kansas, on the modern dance. It reads as follows.

"The sex intoxication, brought on by the close-grip dance, and which is to-day the one great outstanding social enticement among all the young people of America—this snaky thng is new to the world. The majority of the so-called best parents are yet unaroused as to its sinister meanings for the growing generations and for the future of society. Only the specialists, the close observers who have followed the dance-hall problem through to its ultimate results, are conscious of the tremendous task of managing this modern dance among young people. For reasons of policy some of the experts have decried only the 'public dance,' but they are fully aware that the crux of the problem is not a matter of the public or private place of the 'party,' but the white-heat sex stimulation which is involved.

"This new twentieth century dance of death is not a matter which the individual parent can handle. The comparatively few parents who are aware of the troublesome situation and are attempting to pull their young out of it, are failing in the attempt. The dancing young crowd to which the boy or girl belongs will either almost mob such objectors or blister them with public contempt, and thus they are completely whipped. Only the pulling together of the home, the school, the church, and the community at large will prove equal to the difficult task of readjustment of the sex dance."

To the brief comment of the "Lutheran": "Speed up positive Christian teaching in the home and let the weekday Christian school become a nationwide fact," we heartily subscribe. We would suggest, however, that the "teaching in the home" be done not so much by word as by example. Let the parents strive to make their home a home-like place, in which the children will feel at home. Let the fathers be real fathers, and the mothers real mothers. Let them omit some (if necessary, all) of their club and society functions and devote themselves to the interests of their family. Let them not demand of their children to stay at home while they themselves seem to shun no place more than their home. If parents look upon their home merely as a convenient place for boarding and lodging, small wonder if the children do not regard it otherwise. Let the demand that children stay at home be in the nature of an invitation rather than that of an *Ordre de Mufti*, and its effect and reception will more likely be as of such.—That the Christian dayschool is the only suitable school for a Christian child, should go without saying. Yet, the best of Christian schools can not relieve parents of their responsibility. The training and education of the school can no more than supplement that of the home, it can never supplant it. The rearing of the children at home must be such that the school, if circumstances demand, may be dispensed with; but the work of the best school can never be such as to furnish an equivalent for the home. This is a truth which, while emphasizing the importance of the Christian school, we must never omit to inculcate on our parishioners. We consider this a more direct method than to copy the Los Angeles plan of creating the new office of "City Mothers," who, according to a statement of Mrs. Aletha Gilbert, originator of the plan and present incumbent of the office, "try through love, sympathy, encouragement, and personal interest to teach children their duty to their parents and society and by this same method awaken parents to their duties and responsibilities." M.

* * * * *

Parents' Rights. — Duties and rights are correlatives. You can as little impose duties without granting corresponding rights, as you can demand rights without the willingness to assume corresponding duties. As rights and privileges without corresponding duties lead to licentiousness, so imposing duties without granting rights is tyranny; or, to borrow a figure from Mr. Bryan, it is like clipping a bird's wings and then damning it because it can not fly. We were vividly reminded of these truisms when we read a summary of a speech held by District Attorney Lewis, of Kings County, New York, before the men's club of a Brooklyn church. He produced, according to the report of the "Literary Digest," the "staggering intelligence" that only 573 children out of 1,373 in a New York public school have "more than a bowing acquaintance with the Ten Commandments." To sub-

stantiate his statement and to illustrate the amazing ignorance, Mr. Lewis related a few glaring examples of the answers received.

"One lad interpreted them to mean, 'Thou shalt not be jealous.' Another youth said they meant, 'Don't crook anything,' while another youthful modernist read into the Commandments an injunction to 'love thy neighbor's wife.' One boy said the Lord had given Moses the strict command 'not to hitch on wagons' and 'not to shoot craps.'"

Mr. Lewis then sums up his deductions from these premises and comments on the situation in the following words.

"It is surprising to know how few of the boys and girls of to-day understand the Ten Commandments. They are the rules of conduct which should and must be known. If all the boys and girls observed and followed them, they would undoubtedly be and remain good American citizens.

"The great trouble to-day is that we are not taking enough interest in children. Selfish parents believe that after birth their duty to their children is ended. They believe children should be allowed to grow up like weeds in the field, to go where they like, and do what they want, and the overindulgent parent realizes his mistake when the boy or girl has violated the law and the name of the family is being disgraced. The damage has then been done and it is too late to remedy the mistake.

"If crime is to be diminished the adult population must take greater interest in the growing children. Every parent should be watchful of his children and see that they receive the necessary preliminary training in the schools and should insist that at least one day in each week the child should be in some religious school getting the benefit of God's teaching. Too little is known of the Bible."

We pass by some of the hazy conclusions and would call attention to two facts. First, we have in the words of the attorney, who is in a position to know, another important admission of the utter insufficiency (to put it mildly) of public school education and training. When he demands supplementary religious training of at least one day in each week he is thereby merely underscoring our claim that our Christian dayschool furnishes the proper solution of the problem. Secondly, when he scores parents in general for their neglect of their children and lays the responsibility for a religious and moral training of their children at their door, we agree with him. But we modestly ask, why then are Christian parents who see their duty and try to do it not given free scope (let alone encouragement), but are hampered and hemmed in by hostile legislation? You can not consistently, first rob parents of the opportunity of training their children in schools of their own choosing, forcing them to use the public, staggeringly insufficient, institutions, and then censure them for the lack of religious knowledge and indifference to morality of their children. What we contend for is that

parents be held responsible for the education and training of their children and be given the necessary freedom of action in fulfilling their duty.

M.

* * * * *

† **Waffe.** † — Tiefe Trauer hat in allen Teilen der Synodalkonferenz das unerwartete Abscheiden (am 8. Mai) des Pioniers und unermüdlischen Arbeiters auf dem Gebiet unsrer Negermission, Nils J. Waffe, hervorgerufen. Im Jahre 1880 trat er mit seinem Abgang vom theologischen Seminar zu St. Louis direkt in die Arbeit unter den Negern im Süden unsers Landes. Als Missionar, als Lehrer am Neger-College zu Greensboro, als Superintendent, als Vertreter der Negermission war er bis an sein Lebensende tätig in diesem Werk. Einen treuen Arbeiter hat der Herr zu sich gerufen, die Arbeit aber soll keine Unterbrechung erleiden. Das Beispiel des Entschlafenen sporne uns zu neuem Eifer an.

M.

* * * * *

Lehrermangel. — Während es bei der Versammlung unsrer Verteilungskommission so stand, daß genau so viele Verufe für Lehrer und Lehrerinnen vorlagen, wie Kandidaten und Kandidatinnen zur Verfügung standen, sah sich die Verteilungskommission der Missourisynode vor die unangenehme Aufgabe gestellt, zu sichten und zu entscheiden, welche von den eingelaufenen 108 Lehrerberufen mit den vorhandenen 38 Schulamtskandidaten bedacht werden sollten. „Die Lehrernot ist in diesem Jahre größer als je zuvor.“ Um dem Mangel einigermaßen abzuhelpfen, soll in St. Louis vom 1. bis zum 19. August (drei Wochen) ein Lehrerinnenkursus, umfassend: 1. Theory and Practice of Teaching; 2. Teaching of Bible History and Catechism; 3. Teaching of the Common School Branches, geboten werden. Bis zum 16. Juni waren bei Schulsuperintendent Ruehnert 55 Anmeldungen eingelaufen. — Dem Lehrermangel hier zu Lande gegenüber leidet Deutschland an „überproduktion“. Einem Privatbriefe entnehme ich die Mitteilung, daß augenblicklich in Deutschland über 20,000 Lehrerinnen und auch zahlreiche Lehrer stellenlos sind.

M.

* * * * *

Besuch in Deutschland. — Am 3. Juni fuhr Herr Prof. Aug. Pieper im Auftrag des synodalen Europakomitees aus dem Hafen von New York nach Deutschland ab, um einige Sachen persönlich an Ort und Stelle zu beraten und zu ordnen, die sich brieflich nicht zufriedenstellend besorgen lassen. Wolle Gott seinen Segen zur Entledigung des Auftrags und zu wohlbehaltener Heimkehr geben.

M.

* * * * *

Aus der Sächsischen Freikirche. — Unsrer Brüder in der Sächsischen Freikirche sehen sich besonders in gegenwärtiger Zeit von Gott vor die ehrenvolle Aufgabe gestellt, in einem viel weiteren Kreise ihres Landes als Licht und Salz zu wirken als in früheren Jahren. Sie suchen dieser Aufgabe in

mancherlei Weise gerecht zu werden, zumal vermittels ihres Schriftenvereins, der eine immer weiter sich ausdehnende Tätigkeit entfaltet. Die „Freikirche“ vom 15. Mai enthält den Geschäftsbericht des Schriftenvereins für das Jahr 1920. Dazu macht Herr Pastor Otto Willkomm folgende Bemerkungen, die erkennen lassen, wie notwendig und wie segensreich die Missionstätigkeit des Vereins ist.

„Aus vorstehenden Berichten mit ihren Zahlen ersehen unsere lieben Leser zweierlei: Erstlich, daß das Geschäft des Schriftenvereins im Jahre 1920 sich wieder erheblich entwickelt hat, und sodann, daß die Liebe und Opferwilligkeit der Freunde der Schriftenverbreitung damit Schritt gehalten und sich nicht nur in der Aufrechterhaltung der Kolportage (welche ja ohne Liebesgaben gar nicht betrieben werden könnte, zumal in dieser teuren Zeit), sondern auch in kräftiger Beihilfe zur Erhaltung unseres Blattes und umentgeltlicher Verbreitung von anderen Schriften bewährt hat. Für beides sei Gott gepriesen, der uns in dieser schweren Zeit würdigt, seine Boten und Handlanger zu sein, um unserem zertretenen und zerrütteten Volke das darzubringen, was ihm allein helfen kann: das reine, lautere Gotteswort. Daß wir die Pflicht haben, in dieser Beziehung alles zu tun, was in unseren Kräften steht, das erkennen, gottlob! unsere Gemeinden je länger je mehr. Und indem wir allen denen, die hierbei mitgeholfen haben, herzlich dafür danken, bitten wir, daß sie darin nicht müde werden, sondern fortfahren möchten, das Werk der Schriftenverbreitung sowohl im Umherziehen (Kolportage) als auch durch den übrigen Geschäftsbetrieb kräftig zu unterstützen. Wir brauchen diese Hilfe ganz besonders deshalb, weil wir jetzt mehrere Bücherboten beschäftigen. Im Ruhrgebiet arbeitet Herr Oschelewski in seiner Freizeit für unsere Sache; in Ostpreußen ist seit Januar Herr Naujock als Kolporteur angestellt, und in Thüringen reist seit einiger Zeit Herr Oberlehrer i. R. Voigt umher, um gute lutherische Schriften in weiteren Kreisen bekannt zu machen. So stehen mit unserem seit Jahren in Sachsen beschäftigten Kolporteur Näher vier Männer in der Arbeit, und wenn dieselben auch zum Teil nur Provision und Ersatz ihrer Unkosten beanspruchen, so sind doch eben die letzteren in dieser teuren Zeit so bedeutend, daß wir ohne namhafte Beiträge aus unseren Gemeinden und von Freunden der Sache diese Arbeit nicht weiter betreiben könnten.

„Und doch werden wir zu eifriger Fortführung dieses Werkes jetzt gerade dadurch besonders ermuntert, daß nach der langen Absperrung durch den Krieg und seine Folgen der Bezug der Schriften unserer Glaubensbrüder in Amerika uns jetzt wieder möglich ist. Daß wir aber diese wertvollen Schriften trotz des Tiefstandes des deutschen Geldes zu Preisen anbieten können, welche den deutschen Bücherpreisen angepaßt sind, das verdanken wir allein der Liebe und Opferwilligkeit unserer amerikanischen Glaubensbrüder in der Missouri-Synode, welche die Kommission für Innere Mission im Auslande ermächtigt haben und durch fortgesetzte Sammlungen in den Stand setzen, daß sie den Valuta-Verlust ersetzt. Freilich sind die Bücherpreise jetzt viel höher als in früheren Jahren; aber das hängt mit der allgemeinen Teuerung zusammen und darf niemanden hindern, für seine

und seiner Angehörigen Seelen die beste Nahrung zu beschaffen, darf auch uns nicht mutlos machen in betreff der uns befohlenen Missionsarbeit an unserem Volke, die gerade vornehmlich durch Verbreitung guter Schriften getrieben werden muß.

„Eine besondere Aufgabe ist unserem Verein noch durch die *Bibelnot* entstanden, die jetzt herrscht. Wir haben daher den durch ein namhaftes Geschenk bedeutend verstärkten Bibelfond zunächst dazu benützt, von den uns gehörenden Platten das Neue Testament mit dem alten Luthertext wieder zu drucken. Der Druck ist beendet und werden wir daher bald wieder Neue Testamente zu einem mäßigen Preise liefern können. Sodann wird jetzt unter Beteiligung des Lutherischen Büchervereins in Elberfeld (Breslauer Synode) und der Bergischen Bibelgesellschaft bei der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle (Saale) eine Vollbibel mit altem Luthertext in Großoctav für unseren Verein gedruckt, welche Ende d. J. zum Preise von 30 Mark zu haben sein wird. Endlich hoffen wir um dieselbe Zeit noch eine Vollbibel in kleinerem Format zu etwas billigerem Preise liefern zu können, welche, in Amerika gedruckt, uns in Rohbogen zugesandt und hier gebunden werden soll. Auch dies verdanken wir der Kommission für Innere Mission im Auslande, der wir auch hier für diese Gabe unseren herzlichsten Dank aussprechen möchten. Diesem Dank werden sich sicherlich alle anschließen, denen dadurch das liebe Bibelbuch wieder in die Hände kommt. Denn Bibelnot ist doch die größte Not.

„Daß in unserem Volke trotz der sich allenthalben immer frecher offenbarenden Feindschaft gegen Gottes Wort doch auch noch Verlangen nach demselben und nach rechter Belehrung aus demselben vorhanden ist, geht aus der Verkaufszahl unseres Kolporteurs Käfer hervor, aus der wir folgende Zahlen anführen: An Bibeln und größeren Lehr- und Erbauungsschriften hat er 410 Stück (darunter 156 von D. Jorns Schriften), an Vorträgen und kleineren Lehrschriften 788, an einzelnen Predigten und Traktaten 2014 Stück, dazu noch 445 Gebets- und Liederbücher, insgesamt also über 3600 Bücher und Schriften rein geistlichen Inhaltes verkauft, wobei auch hohe Preise manche begierige Käufer nicht abschreckten. Und daß daneben eine große Anzahl guter Unterhaltungsschriften abgesetzt wurden, muß jeden erfreuen, der da weiß, wie arg gefährdet besonders die Jugend ist durch schlechte Unterhaltungsschriften. Denn jedes gute Buch verdrängt mindestens ein schlechtes. So haben wir denn alle Ursache, Gott dafür zu danken, daß wir sein Reich auf diese Weise bauen helfen dürfen. Und wir wollen darin nicht müde werden. Gott helfe dazu!“

Wir freuen uns von Herzen dieser regen Tätigkeit und hoffen, daß sich unsern Brüdern noch andre Turen aufthun mögen, ihren Stammesgenossen in ihrem gegenwärtigen geistlichen Elend das seelenrettende Evangelium zu verkündigen.

* * * * *

Evangelische Kirche Deutschlands. — Nicht nur in politischer und ökonomischer Beziehung hat Deutschland unter den Folgen des Krieges zu leiden, auch die Kirche ist durch Abtrennung großer Gebiete in ihrem äußeren

Bestand stark zurückgegangen. Darüber druckt die „Freikirche“ aus der „Ev.=luth. Kirchenzeitung“ folgende Zusammenstellung ab.

„**Wirkungen des Krieges.** Der Minderertrag der Geburten macht etwa 1380 000 aus, der Mehrbetrag der Sterbefälle 1500 000, der Minderertrag der Eheschließungen beträgt 511 000 Ehen. Durch Abtretungen gehen den evangelischen Kirchen Deutschlands 1776 000 Seelen verloren, und zwar in Elsaß-Lothringen 400 000, in Schleswig 160 000, in Posen 521 000, in Westpreußen 525 000, in Ostpreußen 156 000, in Schlesien 14 000. . . . So kommen denn für die evangelische Kirche Deutschlands harte Tage und geringe Zeiten. Es wird gut sein, sich auf sie einzurichten. Die gedankenlose Masse im Volk weiß noch gar nicht, in welcher wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Notlage sich unser Vaterland befindet. Erst die Not muß ihnen die Augen aufstun. In der Kirche sollte es keinen gedankenlosen Haufen geben. Von alledem, was die Kirche drücken wird in den kommenden Jahren, sieht man noch wenig. Die Statistik wollte es hier aufzeigen, weil nur wenige ein klares Bild haben.“ M.

* * * * *

Katholische Kirche. — Man hat als eine der Mächte, die durch den Weltkrieg gewonnen haben, die Römische Kirche bezeichnet. Welche Fortschritte sie in dem politisch verkleinerten Deutschland macht, darüber berichtet W. in der „Freikirche“ folgendes.

„**Welche Fortschritte das Papsttum in Deutschland macht,** zeigen folgende Angaben, welche das Blatt ‚Der Geisteskampf der Gegenwart‘ auf Grund der Statistik im ‚Kirchlichen Handbuch für das katholische Deutschland‘ 1919/20 macht: Im ganzen sind in Deutschland 32 männliche und 53 weibliche religiöse Genossenschaften in Orden vertreten; sie verteilen sich auf 6112 Niederlassungen mit 67801 Mitgliedern, davon in Preußen 2906 Niederlassungen mit 37908 Mitgliedern. Seit dem Fall des Jesuitengesetzes (1917) haben die Jesuiten 12 Niederlassungen mit 118 Mitgliedern errichtet. Von Köln, dem Sitz des Provinzials aus, leiten die Jesuiten den von ihnen gegründeten Verband katholischer Schulen höherer Lehranstalten ‚Neudeutschland‘, der zur Zeit in 141 Gauen und Ortsgruppen 12000 Mitglieder zählt: eine fruchtbare Pflanzstätte jesuitischen Nachwuchses! Auch verschiedene Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen haben sie und ihnen verwandte Orden errichtet und arbeiten so zielbewußt auf weitere Durchdringung des deutschen Volkes mit jesuitischen Gedanken. Dagegen könnte sich das deutsche Volk nur wehren durch Rückkehr zu Gottes Wort. Aber davon ist gerade wenig zu spüren.“ M.

* * * * *

Schulkampf in Berlin. — über die Ablehnung Löwensteins und die Wahl Paulsens zum Oberstadtschulrat von Groß-Berlin hat die Quartalschrift in den beiden vorigen Nummern berichtet. Wie der Kampf immer noch tobt, wie unfähig und ungeeignet sich Paulsen erweist, wie anscheinend ratlos und wenig das rechte Ziel erkennend aber auch die Opposition gegen ihn ist, zeigt eine Notiz, die wir der „Deutschen Zeitung“ entnehmen.

„Gegen Paulsens ‚Verdummungsanstalt‘. Der Ev. Elternbund Verband Paul Gerhardt (Zusammenschluß der evangelischen Eltern von zehn innerhalb der Paul Gerhardt-Gemeinde liegenden G e = m e i n d e s c h u l e n) hat in seiner letzten Versammlung eine Entschließung angenommen, in der es heißt: Nach Paulsens Worten ist die Schule nicht Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt, sondern schlechthin die Lebensstätte der Jugend. Ist die Schule nicht Unterrichtsanstalt, dann wird sie V e r = d u m m u n g s a n s t a l t, dann sind wir in wenigen Jahren so weit, daß unser Volk Scharen von Analphabeten hat, — bleibt die Schule nicht E r = z i e h u n g s a n s t a l t, dann wächst eine Jugend heran ohne das Bewußtsein der Pflicht, ohne Zucht und Ordnung, dann fördert die Schule die Verwahr = l o s u n g der Jugend; — wird die Schule ‚schlechthin die Lebensstätte der Jugend‘, so ist das eine Herabdrückung der Bedeutung des Familienlebens. Wir aber fordern, daß Vertiefung, nicht Auflösung des Familienlebens e r = z i e h t werde. — Die Beurteilung des Religionsunterrichts durch Paulsen ist eine auf Feindseligkeit beruhende Verkennung des wirklichen Sachverhaltes oder aber Unkenntnis. Zu dem Aufruf im allgemeinen bemerken wir, daß wir v o r der gesetzlichen Regelung jeden Versuch ablehnen und bekämpfen werden, der Schulen ohne christlichen Geist und ohne Religionsunterricht e i n = f ü h r e n will. Die Mehrheit der Berliner Erziehungsberechtigten fordert die B e k e n n t n i s s c h u l e.“

M.

* * * * *

Sittlicher Verfall. — Unter der Überschrift „Erschreckende Zahlen“ drückt die „Ev.-Luth. Freikirche“ folgende Notiz aus der „Landeskirche“ ab, die wir ohne Kommentar weitergeben.

„Unser 60 Millionenvolk wandelt an einem Abgrund. Nach neuesten Meldungen aus dem Ministerium des Innern gibt es zurzeit in Deutschland 6 Millionen Geschlechtskranke. Jedes 25. Kind ist schon bei der Geburt syphilitisch. Von den 1212397 Geburten im Jahre 1916 waren 376270 unehelich. Vom 1. Oktober 1919 bis 1. Mai 1920 verschwanden in deutschen Großstädten 3700 Mädchen und Frauen. In 60 deutschen Städten werden in öffentlichen Bordellen Töchter unseres Landes für Unzuchtzwecke feilgehalten.“

M.

Büchertisch.

CATECHISATIONS BASED ON A SHORT EXPOSITION OF DOCTOR MARTIN LUTHER'S SMALL CATECHISM.

Edited by the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States.

By D. MEIBOHM. Part Second.

Es ist ein eigenartiges Werk, dessen Vollendung wir hiermit zur Kenntniss unsrer Pastoren und Lehrer bringen: unsers Wissens die erste vollständige Sammlung ausgeführter Katechesen, die der lutherischen Kirche unsers Landes von einem ihrer Schulmänner dargeboten wird. Das Werk legt Zeugnis ab von dem Fleiß und der Berufstreue seines Verfassers, wie auch von dessen Vertrautheit mit den Lehren unsrer Kirche. Die einzelnen Katechesen zeichnen sich aus durch durchsichtige Gliederung, folgerichtige Ausföhrung, Knappheit und Schlichtheit des Ausdrucks, die Sammlung durch die ungewöhnliche Fülle der behandelten Lehrgegenstände; man meint fast eine kleine Dogmatik in volkstümlicher Darstellung vor sich zu haben. In dieser Hinsicht tut der Verfasser unsers Erachtens des Guten zu viel. Der Katechet wird sich in unsrer Zeit darauf beschränken müssen, die Grundwahrheiten des Christentums in elementarer Form seinen Schülern zu vermitteln; gelingt es ihm, diese zu ihren festen Besitz zu machen, so hat er alle Ursache, zufrieden zu sein; für eine ausführliche Behandlung solcher Lehren wie der von der Kirche, von der Mitteilung der Eigenschaften und dergleichen mehr wird schwerlich Zeit bleiben; mit letzterer sollte man unsers Erachtens unter allen Umständen Kinder verschonen. Der Verfasser hat freilich die zu behandelnden Lehrgegenstände nicht nach eigenem Ermessen ausgewählt, sondern ist der Katechismusauslegung seiner Synode gefolgt; aber es ist eben nicht die Aufgabe des Katecheten, eine Erklärung der Lutherschen Erklärung des Katechismus zu erklären, sondern diesen selbst. — Zur Methode des Verfassers können wir uns nicht bekennen. Die Wahrheiten, mit welchen die Schüler vertraut gemacht werden sollen, werden nur in geringem Maße an biblischem Anschauungsmaterial entwickelt. Die Katechesen sind mehr eine Zusammenfassung bereits vorhandenen Wissensmaterials zum Zwecke dogmatischer Begriffsbestimmung als anschauliche, lebendige Darbietung der Wahrheiten selbst. Darf man viel voraussetzen, hat man eine Klasse von reifen Schülern, von Schülern, die guten Religionsunterricht, vor allen Dingen guten Unterricht in der Biblischen Geschichte gehabt haben, so mag diese Lehrmethode zufriedenstellende Resultate zeitigen; in allen andern Fällen aber ist die Gefahr groß, daß man einmal Verbalismus züchtet, die Schüler Worte statt Sachen lehrt, und zum andern einseitig auf das Verstandesleben einwirkt und dem übrigen Seelenleben wenig bietet. — Daß der Verfasser trotzdem mit seinen Katechesen in der Praxis viel erreicht hat, glauben wir gerne. Wer so korrekt, so klar und einfach die Wahrheiten des Himmelreichs vorträgt, wird immer Segen stiften, zumal wenn eine von der Liebe zu Christo und seinen Lämmern erfüllte Persönlichkeit für die Ein-

feitigkeit der Methode Ersatz bietet. Denn der Lehrer lehrt nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit dem Auge, mit seinem Mienenspiel, mit seinem Wandel, mit seiner ganzen Persönlichkeit. — Das Werk dürfte jedem, der es anschafft, etwas bieten. Der Anfänger, der noch keinen Überblick über den gesamten Lehrstoff hat und noch nicht weiß, wie er auf die einzelnen Unterrichtsstunden zu verteilen ist, kann hier aus der Erfahrung eines im Dienste ergrauten Schulmannes Nutzen ziehen. Der vielbeschäftigte Pastor einer volkreichen Gemeinde, dem manchmal wenig Zeit zur Vorbereitung auf den Religionsunterricht zur Verfügung steht, findet hier den Stoff für seine Katechese zusammengetragen und wohl geordnet. Wer seinen Religionsunterricht auch in englischer Sprache geben muß und hierin noch ungeübt ist, dem kann die schlichte, dem Verständnis der Kinder angepasste englische Terminologie dieser Katechesen als Vorbild dienen. — Der Preis des 2. Bandes beträgt \$1.60. W. Henkel.

G u n k e. *Väterliche Briefe an eine christliche junge Mutter zum Besten ihrer Kinder.* — Von Carl Manthey = Zorn. — Preis: \$1.00.

Die Erziehung der Jugend liegt in unsrer Zeit sehr im Argen. In modernen Büchern, Zeitschriften und selbst in der Tagespresse werden Erziehungsgrundsätze vertreten, die nicht nur dem klaren Worte Gottes widersprechen, sondern auch aller Vernunft und Erfahrung hohnsprechen. Im allgemeinen laufen diese Grundsätze auf den Satz hinaus: Laß dein Kind sich selbst erziehen. Demgemäß handeln denn auch viele Eltern; selbst in vielen Christenhäusern wird heutzutage die Erziehung aufs traurigste vernachlässigt. Es ist daher eine zeitgemäße Gabe, welche christlichen Müttern, respektive christlichen Eltern in obigem Buche dargeboten wird, in welchem der ehrwürdige Verfasser einer jungen christlichen Mutter nach einem einleitenden Kapitel über Kinderseggen Ratschläge gibt für die Erziehung ihres Kindes von dessen erstem Lebenstage an bis zur Gründung eines eignen Hausstandes. Eine ganze Reihe von Erziehungsfragen werden auf Grund des göttlichen Wortes bald mehr, bald weniger ausführlich behandelt. Am ausführlichsten behandelt der Verfasser die Frage, von welcher Bedeutung die Schule, die christliche und die religionslose, für die Erziehung des Kindes ist. — Möchten recht viele Eltern nach dem Buche greifen. Es ist sowohl in deutscher, wie in englischer Sprache zu haben. W. Henkel.

W a s t e t! *Ein Handbuch für Reihenfolgen von zeitgemäßen Betrachtungen.*

Dargeboten von Carl Manthey = Zorn. Northwestern Publishing House, Printers, Milwaukee, Wisconsin. Preis: 40 Cents.

Dieses Büchlein ist ein ernster Bedruf an alle Pastoren, Lehrer und Gemeindeglieder der Lutherischen Kirche unsers Landes. Der Verfasser hat seit etwa 45 Jahren als Pastor unter uns gewirkt, die Zeit der ersten Liebe noch mit erlebt und seitdem den Niedergang des geistlichen Lebens in unsrer Mitte an den überall wahrnehmbaren Symptomen mit scharfem Blick er-

kennt. In diesem Büchlein, das nichts anderes ist als eine ausführliche Skizze von Referaten, die der Verfasser vor vielen Christen und Pastoren von Cleveland und Umgegend gehalten hat, werden die Schäden der lutherischen Kirche unsrer Zeit aufgedeckt und deren Heilung gezeigt. Es sind fünf Serien von Vorträgen: 1. Die über unsre Kirche gekommene geistliche Lausheit und ihre Heilung, in 7 Einzelbetrachtungen. 2. „Weide meine Lämmer“, oder die Notwendigkeit der christlichen Erziehung, besonders der christlichen Schule — drei Betrachtungen. 3. Unionisterei — vier Betrachtungen. 4. Die innerliche und äußerliche Stellung eines Christen und einer Gemeinde zum Logenwesen (der Freimaurerei) — sieben Betrachtungen. 5. Was darf ein Christ nicht tun? oder über des Christen Stellung zum sündlichen Weltwesen — vier Betrachtungen. — Man sieht auf den ersten Blick, daß es sich hier gerade um diejenigen Dinge handelt, von denen der Kirche unsrer Zeit besondere Gefahr droht, und sie sind alle mit großer Meisterschaft, Einfachheit und Klarheit behandelt. Für besonders wertvoll erscheint uns das Kapitel über das Logenwesen. Hier ist endlich einmal das Freimaurertum in seinem eigentlichen Wesen gezeigt und angegriffen: in seinem heuchlerischen Pharisäertum, dem der Herr als der schrecklichsten Heuchelei ein achtmaliges Wehe gesprochen hat. Alles andere am Logentum ist diesem innersten Kern desselben gegenüber verhältnismäßig unwichtig, wenn auch sündlich und verwerflich. Wir bedauern nur, daß dieser genauen Charakteristik des Freimaurertums nicht zugleich die Beweise aus autoritativen freimaurerischen Schriften beigegeben sind. Solange das nicht geschieht, werden ununterrichtete oder böswillige Befürworter des Logenwesens die betreffenden Behauptungen immer leugnen oder doch in Frage stellen. Und vor andern kann der Pastor, der das Logenwesen praktisch zu bekämpfen hat, der Beweise für die pharisäische Lehre der Loge nicht entraten, weil die Logenleute immer behaupten, jedem Gliede seine Religion ungeschmälert zu lassen. — Eine Ausstellung anderer Art hätten wir noch zu machen. Der Verfasser hat die von ihm zitierten Schriftstellen größtenteils nicht ausdrucken lassen, sondern nur angegeben. Es wäre praktischer gewesen, ein paar wesentliche Schriftstellen ausdrucken zu lassen, als die vielen nur anzugeben. Unsre arbeitbelasteten Pastoren legen ein Buch lieber aus der Hand, als daß sie sich die nicht unerhebliche Mühe des zeitraubenden Nachschlagens geben, oder sie lesen einfach über die Zahlen hinweg und würdigen dann die folgende Argumentation nicht gehörig. — Trotzdem können wir nur jeden Pastor bitten, dies Büchlein fleißig zu lesen und es unter seine Leute zu bringen. Der Segen würde nicht ausbleiben.

U. P.

AT THE TRIBUNAL OF CAESAR. Leaves from the Story of Luther's Life. By W. H. DAU, Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. VI and 286 pages. Bound in silk cloth, with gold stamping. Price \$2.00.

This is a companion volume of the two previously published books, *The Leipzig Debate* and *The Great Renunciation*, being of uniform

style and binding with them. Besides the narrative of the Worms episode, worked up from the original documents, the book contains, in an appendix, an account of the origin and character of the German Diet; a brief history of Wurmb's; Glapion's exceptions to Luther's Babylonian Captivity, with Brueck's Comment; a Litany, that is, a humble prayer to the Triune God in behalf of Germany, delivered in a certain famous city in Getrmany on Ash Wednesday, February 13, 1521; and a Passionary of Christ and Antichrist (May, 1521).—In a book bearing the stamp of Concordia Publishing House one hardly looks for typographical errors. There was only one I noticed that made me pause and re-read the sentence. On page 71, "and life **he** is on the order," etc., should evidently read, "and life **here** is," etc.

Those were great days at Worms. They form the logical and necessary sequel to the 31st of October four years before. The deed of Wittenberg would soon have collapsed had not the testimony of Worms followed; and again, Worms would be unintelligible without a previous Wittenberg. Luther had been in great distress on account of his sin. He had no peace, because he did not realize that his sin had been atoned for through the redemptory work of Christ. He labored under the misconception that he himself had to make good. He tried all ways and means the Roman Church recommended, but failed. His last resort, the asceticism of the cloister, brought no relief. Not until he had his eyes opened to the mercy of God offered to sinners for Christ's sake did he find the rest of his soul he had sought in vain to obtain by self-imposed exercises. He learned to believe that God had blotted out all his sins and, having laid them on Christ, did not impute them to Martin Luther. He now was a new man, he began to live, to live in happiness and contentment, as the just shall live by faith.—But how had this miracle been performed on Luther? He had found the forgiveness of his sins in the Bible. The Bible told him that his justification before God was an accomplished fact, all he had to do was to believe and enjoy it. More than that. The Bible had prevailed upon his doubting trembling heart to believe in the foreign righteousness it announced to him, to believe in spite of the unreasonableness and seeming futility of such a faith. The Bible had overcome the opposition of Luther's inborn legal opinion. No merely human word could have accomplished this. Thus by its contents as well as by its power the Bible had manifested in Luther its divine origin. The Bible is the Word of God. By it the justification of a sinner, peace of the despairing heart, new life of the hopeless, will stand; take the Bible away, rob it of its supreme authority, allow other authorities beside it, and justification with its attendant blessings falls to the ground. Hence Luther became the staunch champion of the Bible, and the uncompromising opponent of all other authority. He could not do otherwise. Similarly, the supporters of indulgences and self-imposed exercises also could not do otherwise, they must fight the supreme and sole

authority of Scripture to the bitter end. Thus Luther at Worms was the champion of the authority of the Bible, because at Wittenberg he had championed the justification by faith. God, in His mercy, was preparing to reform His Church, to restore to it the pure Gospel. Luther was His chosen instrument.—The struggle which ensued between the supporters of the two kinds of authority, and which culminated in the dramatical appearance of Luther before the Diet of Worms, is vividly told in Dau's *At the Tribunal of Caesar*. The reader is made to see the "powerful struggle going on between the power that wants to prevent, and another power that wants to speed, Luther's coming to Worms." The plotting and counterplotting, the mining and countermining, is brought out with such graphic realism that one often forgets that he is merely permitted to look behind the scenes, but rather imagines he sees it all enacted in the limelight of the front stage. And the great wonder of it all is how in this maze of intrigues the Gospel kept steadily on its course, yes, how God used these very entanglements of conflicting interests to speed His cause on to victory and triumph. It is, indeed, reassuring to our faith to read the story how God, in the face of the fiercest and most cunning opposition, led Luther to the occasion where he might vindicate the "authority of Scripture" and of a "conscience," "bound by God's Word" because freed by it.

M.

Die Psalmen. Der Himmelsbürger Kost und Mühe. Dem Christen-
volk dargeboten von Carl Manthey = Zorn. XII und 755
Seiten. In Halbkleinband. Preis: \$4.00. Erschienen im Verlag
des Schriftenvereins, Zwickau. Zu beziehen durch das Northwestern
Publishing House.

Dieses Buch, zu dessen Vorausbestellung die Quartalschrift bereits im vorigen Jahr (Jahrgang 17, No. 4) eingeladen hat mit Abdruck einer Probe aus dem Prospekt (S. 23), ist nun erschienen. Ein Bildnis des bejahrten Verfassers ist beigegeben. — Eine eingehende Besprechung ist nach dem Gesagten nicht mehr nötig. Es möge hier nur noch ein Abschnitt aus dem Vorwort des Verfassers über Veranlassung und Plan des Werks Aufschluß geben. „Es mag, damit man von vornherein weiß, wie man dies Werk anzusehen hat, dienlich sein, wenn ich sage, wie ich dazu gekommen und welchem Plan ich dabei gefolgt bin. — Vor ein paar Jahren brachte ein alter Herzensfreund, Professor F. Zucker von Fort Wayne, mich auf den Gedanken, eine für das Christenvolk recht verständliche Auslegung des ‚Buchs aller Heiligen‘, wie Luther den Psalter nennt, zu schreiben, da eine solche nicht vorhanden ist. Andere bestärkten mich hierin. So machte ich mich denn vor nun etwa zwei und ein halb Jahren an die Arbeit, blieb unablässig dabei und vollendete sie jetzt, Ende Mai 1919. Dabei machte ich es stetig, wie folgt. Zuerst las ich den Psalm, der mir vorlag, in Luthers Übersetzung und in den schier slavisch wörtlichen englischen Übersetzungen und suchte mich so in den Geist des Psalms zu versetzen. Dann übersezte

ich denselben selbständig aus dem Hebräischen. Dann nahm ich Commentare zur Hand. Mit Dank nahm ich an, was wahrhaft schriftgläubige Ausleger zum rechten Verständnis des Psalms und was sprachkundige Gelehrte zum Verständnis des hebräischen Textes gesagt haben. Wirklich entscheiden für die Auslegung ließ ich mich aber nur von dem Text allein und von dessen Parallelstellen sonderlich in den Psalmen und in der übrigen Schrift Alten und Neuen Testaments. Letzteres tat ich nach der von Luther ausgeführten Weisung des Apostels Petrus, daß kein Prophetenwort in der Schrift für eigene Auslegung irgendeines Menschen gegeben ist (2 Petr. 1, 21), sondern daß es nach der Schrift ausgelegt werden soll. Dann schrieb ich. Und beim Schreiben leitete mich ein Dreifaches. Erstlich wollte ich in solcher Weise schreiben, daß jeder auch ungelehrte Christ es leicht versteht und mit Wohlgefallen liest. Zum andern wollte ich auch vor gelehrten Theologen und Sprachkennern bestehen. Dinge, welche nur für diese da sind, verwies ich in Fußnoten. Endlich wollte ich meiner Auslegung eine solche Form geben, daß Leser der englischen Bibelübersetzung nicht irre werden, sondern diese als wesentlich richtig erkennen. Vor allem aber wollte ich mit meiner Auslegung vor Gott bestehen. . . . Gott der Herr möge dies Werk gnädig annehmen und an Christen segnen um Christi willen!"

M.

EVOLUTION. An Investigation and a Criticism. By TH. GRAEBNER, Concordia Seminary, St. Louis, Mo. Size of book is $5\frac{1}{4} \times 7\frac{3}{4}$, 148 pages, bound in stiff, art paper cover. Price 80 cents. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis.

This book is dedicated by the author to the "memory of his teacher (New Ulm, 1892) John Schaller, Educator, Theologian, Student of Science." It is neat in appearance, yet the pages are marred rather too frequently by typographical errors. If the statement on page 33, "the hydrogen atom each unites with two atoms of oxygen," is not due to a slip of the pen, we should prefer an example chosen from actually occurring combinations to illustrate "the laws according to which atoms unite."—We admit we differ from the author's views of historical development. True, evolution utterly fails to account for the origin of anything; yet this does not say that every new stage of history necessitates a new creative act of God. True, "Luther was not a more fully developed Hus or Savonarola"; but neither was he, on the other hand, a sort of Deus ex machina. To a certain extent he was a child of his time and stood on the shoulders of men before him. God has laid down certain "laws," according to which He guides and governs the affairs of the world. When, e. g., He said, "Let the waters under the heaven be gathered together unto one place," this was not a momentary command only, but He thereby laid down a "law" according to which water behaves to the present day and will continue to do its work of erosion and alluviation till the end of the world. Similarly in the psychological, sociological, spiritual realms. True, "The

Rome which Julius Caesar left behind him was not that which he had found, only carried forward to a new stage of development, but the embodiment of ideas conceived in his mind, a quantity which under God the greatest Roman had made out of a quantity which she had found"; yet, a Caesar, and his ideas, and his work, are hardly conceivable either a century earlier or a century later than Caesar lived. He found Rome in just such a stage of development that the transformation effected by him was possible. If great makers of history were what they were "largely in spite of the past and in direct opposition to forces which had worked together in shaping the condition of things with which they had to deal," which we readily admit, we ask, is not "opposition" everywhere recognized as one of the very powerful agents in moulding character? The fact, then, far from controverting, rather helps to establish historical development. The Church as Luther found it in 1517 was not the same as it had been in 1302, when Boniface VIII issued his bull *Unam sanctam*. True, no new dogmas may have been formulated; but the prevailing sentiments and interests among the people certainly had shifted. Ideas which in 1302 had been struggling for recognition, in 1517 had gained the ascendancy and held the position of axioms. In some instances they had spent their force, and a reaction was due. In the history of man God operates, besides through natural laws, especially through the negative, destructive force, of sin, which He turns to serve His purposes, and through His own grace, through Law and Gospel. It is understood that these laws and forces do not operate independently of God, God being content with the part of an interested spectator but refraining from personal interference in Deistic aloofness; no, God personally "overrules the affairs of men," but in the way of historical development. A denial of this fact, a confusion of historical development and "evolution," will in our opinion not strengthen the case against Evolution.

Outside of this difference in our conception of history, we heartily agree with the author. He has done our time a great service. The book has had a very favorable reception, and we gladly yield the floor to earlier reviewers to set forth its merits. Leander S. Keyser, D. D., refers to the book in one of his articles in the "Lutheran Standard."

"Some weeks ago we tried, in these columns, to point out the danger and inadequacy of Darwin's theory of the 'struggle for existence' and the 'survival of the fittest.' Since then it has been our privilege to read two convincing books on the theory of evolution. One of them is a small book, but it is packed with facts and sound reasoning, and ought to be circulated everywhere, especially in high schools, colleges and universities. Its title is 'Evolution: An Investigation and a Criticism,' and its author is a Lutheran—Professor Th. Graebner, of Concordia Seminary, St. Louis.

"This book proves that a theologian can also be versed in science and philosophy; indeed, that he cannot be a good theologian unless he is acquainted with the fundamental principles of all departments of human thought. Prof. Graebner tells us in his preface that he has been studying science for many years, and his numerous quotations from scientific writers of America, Great Britain and Germany, with the title and page given in almost every case, evidence the depth and width of his researches. In logical praxis he is also an expert. Again and again he pushes the evolutionist into a corner with a skill and finish that affords the onlooker positive delight. We confess to finding a lot of pleasure in watching the intellectual wrestling match, when we can stand off at one side far enough to be out of danger. But Prof. Graebner's contest has given us far more profit than mere entertainment. More might be said about his striking book, but no doubt the review editor of this paper will soon give the work the notice and analysis it deserves."

The review editor, in the same number of the "Standard," has this to say:

"The book contains the following chapters: An Outline of the Theory—Unexplained Origins—The Testimony of the Rocks—The Fixity of the Species—Rudimentary Organs—Instinct—Heredity—A Scientific Creed Outworn—Man—The Verdict of History—Evidences of Design—The Fatal Bias. Often when one takes up a controversial writing he detects a spirit of unfairness in dealing with the opponent. We found nothing of the kind in the book under review. The author is altogether fair in his method of treatment, in his presentation of the matter as also in his deductions. He allows the men themselves and the simple facts in the case to speak; the author keeps himself in the background and the capital I is not in evidence. If the "evolution" theory is here made to appear without legs to stand on it is the system's own fault: it never had any real legs to stand on. That's all the author aimed to do; and that he has done, just as not a few others have done and others are still doing. "Evolution" is in its last mortal throes; its legs are gone and its heart is all but done beating. Darwin is dead and his works are hurriedly following after him. All that is left are some lesser disciples excitedly dancing about the remains and frantically shouting make-believes that the thing is still alive. But obsequies are in order. Simple faith in God's Word never doubted the outcome but it does one good to see how the discovered facts of science itself have demolished a science 'falsely so-called.' It is really amusing to see the philosophy of 'evolution' taken and the peppery mass smeared all over the raw skin of these blatant atheists who would dethrone the God of heaven and set up their own inventions as the maker of the universe."

May the book help those assailed by doubt account of "evolution" to regain their poise.

M.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 18.

Oktober 1921.

No. 4.

Das König- und Priestertum der Christen.

Offenb. Johannis 1, 6.

Ein Vortrag zur diesjährigen Eröffnung des theologischen Seminars, durch einige Zusätze erweitert. Die Ausführung des letzten Teiles über die Weise, wie sich das König- und Priestertum der Christen in den Hauptlagen des Lebens erweist, findet sich in den Lehrverhandlungen des Nebraska-Districts.

Unter der studierenden Jugend auch in unsern Kreisen hat schon immer eine Richtung bestanden, die nicht in das theologische Seminar führt. Es heißt da, daß das theologische Studium und die darauf folgende Praxis beschränkt sei und beschränkt mache. Sie hindere den strebsamen Mann, seine Kräfte zu regen und an der Lösung der großen Fragen der Welt teilzunehmen. Die Theologie bearbeite einen althergebrachten engen Gedankenkreis, der ein außerweltliches Ziel habe und der Entwicklung nicht fähig sei. Außerhalb der Theologie lägen so viel große Probleme der Wissenschaft, der Kunst, des Rechts, der Verfassung, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens und der Erziehung, die einen ganzen Mann in Anspruch nehmen. Und ein junger Mann wolle doch seine Kräfte regen, etwas tun und leisten und vorwärts bringen.

Das ist eine auffällig beschränkte Auffassung nicht nur von der Theologie, sondern von der gesamten Weltkultur überhaupt. Daher kommt es auch, daß man die Zeichen der Gegenwart nicht zu lesen versteht, die freilich von der Art sind, daß sie eines tüchtigen jungen Mannes Blut in Wallung bringen sollten. Uns Christen steht nach fast 100jähriger Friedenszeit ein schwerer Kampf bevor, der nicht nur ein gelegentliches gemächliches Zeugnis fordert, sondern der

unser Gut und Blut aufs Spiel setzt, wenn wir unsern Mann stehen, und der darum auch alle Geisteskräfte bis zur höchsten Kraft des Leidens in Anspruch nehmen wird.

Täusche ich mich, wenn ich hoffe, daß der Appell an den Kampfesmut der jungen Mannschaft stärker sein wird als der vielfach verweichlichende Appell an das Regen der bloßen Verstandeskräfte, wie er im landläufigen Studium meistens vorliegt? Verstehen Sie mich aber nicht falsch. Ich rede jetzt nicht von dem Kampfesmut, wie er heute im Sport gepflegt wird, sondern von etwas unendlich Höherem, an das der Apostel Johannes sich wendet, wenn er Offenb. 1, 6 sagt: Christus hat euch zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater. Der Apostel wendet sich mit den Worten an jeden einzelnen Christen. Damit ist ein jeder von Ihnen gemeint, und Sie sollen das einmal auch zu Ihren Zuhörern sagen und sie zu Königen und Priestern machen. Nach der Grundregel aller rechten Erziehung müssen Sie aber selber das, was Sie reden sollen, nicht nur wissen, sondern selber sein. Lassen Sie mich daher zum Anfang unserer Arbeit zu Ihnen reden von dem König- und Priestertum der Christen. Das wird dann alle theoretischen und praktischen Fragen Ihres Studiums und der späteren Amtspraxis von selber lösen; es wird Sie auch in die rechte Stellung gegenüber der gesamten Weltkultur setzen und zugleich den jugendlichen Kampfesmut richtig einstellen und soll ihn mit Gottes Hilfe bewahren und einmal bewähren.

I.

Vom König- und Priestertum wollen wir handeln. Ich will Ihnen einfach erzählen, wie Gott den Menschen ursprünglich dazu bestimmt hat, wie dann der Mensch die hohe Art durch die Sünde verloren, und wie Christus sie wieder erworben hat und jedem einzelnen zum persönlichen Besitz mitteilt.

König- und Priestertum sind Begriffe und Wörter, wie sie sich aus den Verhältnissen des Lebens unter der Sünde entwickelt haben. Sie bedeuten ursprünglich daselbe, nämlich für das Recht und für das Heil einsehen. Im Laufe der Geschichte sind die beiden Gebiete nicht nur aus einander gerissen, sondern sogar in Gegensatz zu einander gesetzt worden, sodaß selbst Christen, wenn sie z. B. von Trennung zwischen Kirche und Staat reden, oft das Gemeinsame und Wesentliche in den Dingen nicht wieder zusammenfinden können.

Tatsächlich gehören die beiden Dinge heute noch eng zusammen und sind die Aufgabe jedes einzelnen tüchtigen Menschen.

Was das Königtum und Priestertum ist, erkennen wir gleich aus der Art und Bestimmung, wie und wozu Gott den Menschen geschaffen hat. Im ersten Kapitel der Schrift heißt es, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, damit sie über alle Kreaturen auf Erden herrschen. Daher die verschiedene Weise des Schaffens. Die Erde, und was darinnen ist außer dem Menschen, ist durch das Wort des Herrn eins aus dem andern hervorgegangen, Materie aus Materie. Den Menschen dagegen hat Gott zwar auch aus Materie gebildet, aber er hat ihm das geistige Wesen durch einen besonderen Akt eingehaucht.

Einen höheren Zweck als die Herrschaft über die Kreatur entnehmen wir aus Eph. und Kol. 1. Da heißt es, daß alle Dinge in Christo zusammengefaßt sind, daß alles nach, in, durch und zu Christo geschaffen ist. Was das im letzten Grunde bedeutet, verstehen wir aus den Worten des Herrn selbst, wenn er im höchsten Moment seines Erdenlebens, da er von der Welt Abschied nahm, in seinem hohenpriesterlichen Gebet Joh. 17 das eine Anliegen hat, daß die Seinen, die der Vater ihm gegeben hat, untereinander eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, auf daß sie in uns eins seien.

Da ist der letzte höchste Zweck der Schöpfung, die Gesellschaft des Sohnes Gottes; daß er auf Erden unter den Kreaturen Genossen habe, mit denen er in das persönliche Verhältnis treten und die Liebe, die das Wesen Gottes ist, betätigen kann. Daher sind wir nach der Art des Sohnes Gottes geschaffen. Und diese Art ist die Persönlichkeit des Menschen, durch die er sich von allen andern Kreaturen auf der Erde unterscheidet.

Die gesamte Kreatur auf Erden außer dem Menschen ist etwas rein Materielles, Unpersönliches. Es herrscht wohl in der äußeren Form ein Unterschied. Im Mineralreich waltet der rein äußere Mechanismus und das Nebeneinander. Der Stein ist aus einer Menge Sandkörner mechanisch gefügt, und ob ein Korn mehr oder weniger da ist, darauf kommt nichts an. Die Pflanze ist höher organisiert. Sie besteht aus vielen Gliedern, die jedes ihr eigenes Geschäft zum Zustandekommen und Erhalten des Ganzen haben. In deren Entwicklung entsteht Bewegung, die wie Leben aussieht, und die man Vegetation nennt. Das ist aber auch nichts anderes als das mehr oder weniger mechanische Wirken der chemischen Säfte und

Theologische Quartalschrift, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

Kräfte. Noch höher ist das Tier organisiert. Bei dem zeigt sich etwas, das wie Seelenleben aussieht. Aber auch das ist nur äußere Form. Wir nennen dieses mehr oder weniger mechanische Weben des tierischen Nervenlebens Instinkt. Auch bei Pflanze und Tier besteht das Individuum nicht für sich, sondern untersteht in seinem ganzen Sein dem gesamten Naturlauf und ist nur für die Erhaltung der Gattung und Art da, die geschaffen ist zum Dienst des Menschen.

Der Mensch dagegen ist ein materiell-geistiges Wesen. Sein materielles Sein unterliegt zwar auch dem gesamten Naturlauf, so daß selbst sein Verstandesleben etwas gemein hat mit dem Nervenleben des Tieres. Aber das Wesentliche im Menschen ist die Seele, der Geist. Das Innerste der Seele ist Wille und Gemüt, und die bestimmen auch das Verstandesleben des Menschen so, daß es doch noch etwas anderes ist als der Instinkt des Tieres. Die Hauptfache dieses Seelenlebens ist zweierlei, das sich auf sein Verhältnis zu Gott und dem Nächsten bezieht. Das eine: daß der einzelne Mensch ein in sich abgeschlossenes für sich bestehendes Wesen ist. Die Schrift sagt 1. Kor. 2: Kein Mensch weiß, was in dem andern Menschen ist, ohne der Geist, der in dem Menschen ist. Er ist also nicht wie die anderen einzelnen Kreaturen nur für die Erhaltung der Gattung da. Wie viel auf den einzelnen Menschen ankommt, kann man daran sehen, daß Jesus nicht bloß die Gattung Mensch, sondern den einzelnen Menschen geliebet hat, so daß er nicht nur den Einzelnen mit seinem Blut teuer erkauft, sondern gerade den Einzelnen von Ewigkeit zu seinem Eigentum erwählet hat.

Damit, daß der Mensch also ein in sich abgeschlossenes, für sich bestehendes Wesen ist, hängt unmittelbar das Zweite zusammen, daß er ein freies sich selbst bestimmendes Wesen ist. Sobald wir in dem von Sünde befleckten Leben von freiem Willen hören, tritt uns sofort der Gegensatz von Willen und Widerwillen entgegen, und wir können uns ein friedliches Zusammenleben nicht anders denken als wie beschränkt durch Gesetz und Regel, die dann Freiheit und Selbstbestimmung durch widerwilligen Gehorsam einschränken, während Eigenwille und Selbstinteresse weiter wirken.

Wie in der von Gott geschaffenen königlichen Persönlichkeit die Freiheit zu verstehen ist, das sieht man aus der Bitte Christi an seinen Vater, daß die Seinen in ihm unter einander eins sein sollen, wie der Vater mit dem Sohne eins ist. Da ist nicht von einem Gesetz die Rede, da der eine befiehlt und der andere gehorcht, sondern da sind zwei ewige freie Persönlichkeiten, die durch die vollkommenste Liebe, die Gott selber ist, eins sind in ihrem freien Willen. Diese Willenseinheit durch die Liebe waltete auch zwischen Gott und den Menschen, und wenn ich aus dem gegenwärtigen Leben noch eine Form der Lebensäußerung nennen soll, so ist es das Vertrauen, das eine unmittelbare Äußerung der Liebe ist. Und Liebe und Vertrauen waltete auch zwischen den Menschen untereinander. Adam und Eva waren eins in Liebe und Vertrauen, weil sie in dieser Hinsicht eins mit und in Gott waren.

Da haben wir das Tiefste, Innerlichste und Höchste der Königsnatur, wie sie Gott geschaffen hat, und sehen gleich, wie das die Materie im Menschen im sogenannten Verstandesleben durchdringt, sodaß er befähigt wird, seine Herrschaft über die Kreatur auszuüben. Mit Liebe und Vertrauen umfaßt Adam die ganze Kreatur als eine Gabe Gottes, er überschaut und durchschaut sie so, daß er imstande ist, allem Ding seinen Namen zu geben, der seinem Wesen entspricht. So konnte der Mensch mit der Natur umgehen nach Gottes Willen. Daraus entstand ein frisches, freies, starkes Leben des Herzens, das schnell alles Große, Wahre und Liebliche erfaßte und sich darin mit Lust regte und bewegte. Das war Leben, wahres, großes Leben. Das ist das ursprüngliche König- und Priestertum, obgleich die Unterschiede von Recht und Unrecht, von Heil und Unheil, auf die die Ausdrücke besonders Bezug nehmen, noch nicht als von der Erfahrung gegebene Begriffe vorlagen.

II.

Aus Königskindern sind die Menschen aber Sklavennaturen geworden durch die Sünde. Wenn wir die Erzählung des für alle Weiterentwicklung des Lebens typischen Sündenfalles lesen, dann sehen wir auch die eben angegebenen Einzelheiten des Lebens im Stande der Unschuld bestätigt. Mit der zweifelnden Frage: Ja, sollte Gott gesagt haben etc., lockt der Satan das mechanische Verstandesleben aus dem innigen Zusammenhang mit Willen und Gemüt heraus, und seitdem gilt der Zweifel als die Wurzel und die

Quelle alles Wissens. Seitdem auch das umständliche und vielfach vergebliche mechanische Neben- und Hintereinander aller Denktätigkeit des isolierten und diskriminierenden und damit Zwietracht erregenden Verstandes, das zugleich zur Folge hat, daß man immer erst durch Schaden klug wird, wenn das Letztere überhaupt geschieht. Seitdem auch der Materialismus alles menschlichen Denkens und Fühlens.

Mit der zweifelnden Frage zerstörte der Teufel das Vertrauen des Menschen. Aus der ersten übertreibenden Antwort der Eva lugt schon das Mißtrauen und der Unmut gegen Gottes Willen hervor. Nun darf der Teufel dreist Gott lästern, und bei der Gelegenheit kommt auch das Wesentliche des nun folgenden Zustandes zutage. Ihr werdet wissen, was gut und böse ist. An Stelle von Vertrauen und Liebe das verstandesmäßige Wissen. Damit wollen die Menschen jetzt die Welt regieren. Aber das ist noch nicht die Hauptsache. Der Mensch hat seinen Willen gegen Gottes Willen gesetzt. Nun bleibt das Verhältnis auf Gottes Seiten auch nicht dasselbe. In sich ist zwar der Wille Gottes ewig und unveränderlich. Gegenüber der Sünde aber wird er nun etwas anderes. Er steht jetzt gegen unsern Willen. Der Wille, der vorher Liebe war, wird jetzt Zorn; aus dem vorher unser Leben floß, der bringt jetzt den Tod. Wo vorher bei der Geistes- und Liebeseinheit zwischen Gott und den Menschen Friede waltete, besteht jetzt Kampf und Krieg. Der Wille Gottes ist jetzt forderndes Gesetz geworden und droht Fluch und Gericht. Der Mensch steht diesem Gesetz gegenüber in Schuld, und dazu lastet auf ihm der Druck des drohenden Gerichts.

Was ist nun daraus geworden? An Stelle des Vertrauens regiert jetzt das trennende Mißtrauen, an Stelle der einenden Liebe die trennende Selbstsucht. Und weil die Menschen so die innere Freiheit verloren, die eine Sache des Herzens ist, können sie auch nicht mehr mit dem Verstande auf einen Blick die Natur überschauen. Mühselig zerlegt der Verstand alle Dinge in tausendfältige Einzelheiten und verwickelt sich bei der größten Sorgfalt und Genauigkeit in tausendfältige Widersprüche. Er versteht weder Gott noch die Menschen noch die Natur mehr. Und aus dem bloßen Verstande kommt auch keine Kraft zu handeln. Aus einem König ist ein Sklave geworden. Das sieht man aus dem Folgenden.

Als Eva dem Adam den Apfel reicht, folgt er willenlos. Als Gott am Abend den Menschen in Gnaden nachgeht, da sind sie feig

und verstecken sich. Zugleich beweisen sie den grenzenlosesten Unverstand. Sie mußten doch Gott kennen. Aber nein, sie meinen, sie könnten ihm entgehen. Als er sie aber stellt, lügen sie; als ihnen das nicht hilft, werden sie frech wie richtige Knechte; als ihnen das nicht gelingt, gibt Adam in rechter Sklavengemeinheit sein Weib dran, um seine jämmerliche Haut zu retten. Aus freien Königskindern, die aus großen Herzen heraus lebten, sind unfreie Verstandesmenschen geworden, die mit jeder Bewegung ihre Unfähigkeit und Gesinnungslosigkeit offenbaren. Das ist nun der Mensch, wie er heute ist.

Fühlen Sie nicht aus dieser Darstellung heraus, wie jetzt das Leben unter dem Druck der Schuld und des Fluches verkümmern muß? Der Mensch ist aus der Einheit mit Gott herausgerissen. Daher ist auch der innere Zusammenhang unter den Menschen verloren. Es zersplittert sich alles in Individuen, Familien, Stämme, Völker und Rassen, und alles ist gegen einander in selbstsüchtigem Sinn. Niemand sieht, und was schlimmer ist, niemand fühlt weiter, als seine Nase reicht. Das Herz, die Quelle des Lebens, ist verfeucht und kann die bluttschaffende Arbeit nicht mehr leisten. Es will noch arbeiten, aber alles geschieht by fits and starts, bis schließlich die Kraft versagen muß wie bei einem Auto, das durch Regen erkältet ist. Es ist, wie Jesaias klagt: Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt; von der Fußsohle bis auf den Scheitel ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden, Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Öl gelindert sind.

Prüfen wir nun von diesem Standpunkte, den uns allein die Heilige Schrift gibt, die ganze Menschengeschichte. Alle Welt redet von Fortschritt und sucht darin das Heil. Aber die richtige Einsicht läßt nur Rückschritt erkennen. Statt der seligen Gemeinschaft mit Christo in der Herrlichkeit haben die Menschen ein Himmelreich auf Erden erwählt. Das suchen sie mit den reinen Verstandeskräften und der Anwendung mechanischer Gewalt zu erringen. Daher auch ein Fortschritt in solch mechanischen Dingen. 1. Mos. 4 gibt das schon an: Häuser- und Städtebau, Musikinstrumente und Jagd-, Kriegs- und Ackergeräte. Aber welch unendlich kleine Fortschritte in mühseligen Versuchen, in denen der Mensch die mechanischen Grundgesetze im Verlauf von Jahrhunderten nach und nach fand. Ziemlich sich die Beherrschung der Mechanik hebt, desto größer und überraschender

werden die Fortschritte auf mechanischem Gebiet im letzten Jahrhundert und in den letzten Dezennien.

Umgekehrt aber geht es in der Entwicklung des innersten geistigen Anteils an der mechanischen Arbeit. Das sieht man im Leben der bildenden Kunst, die das Gebiet ist, da das innerste Gemütsleben in die Mechanik eingehaucht wird. In der ersten Zeit aller Kulturentwicklungen noch eine gewisse innere Kraft, die Schönheit der von Gott geordneten Verhältnisse in der Natur zu erkennen und zum Ausdruck zu bringen in freiem Geisteschaffen. Aber seit 500 Jahren scheint diese Kraft in der ganzen Welt verloren zu sein. Nachmachen oder Vorbilden alter Formen und Ausbilden der äußeren Technik, das ist seither die herrschende Art der Kunst.

Wo diese Kunst in den letzten Jahrzehnten wieder geistig werden wollte im Neuimpressionismus, in Kubismus und Futurismus, da hat sie in dem Versuch, unverständene innere Eindrücke körperlich wiederzugeben, nur Zerrbilder zuwege gebracht und weiß nicht, daß all diese Art nichts mit einem großen inneren Herzensleben zu tun hat, sondern nur ein krampfhaftes Verstandestun ist, das die innere Soghlheit und Unfähigkeit offenbart und bald in nichts verläuft.

Daselbe ist der Fall auf dem Gebiet der rein geistigen Künste, der Poesie und der Musik. Was ist der Inhalt? Man lese nur das erste weltliche Lied 1. Mos. 4, das typisch geblieben ist für alle weltliche Poesie bis auf den heutigen Tag. Ehebruch und Gewalttat ist der Gegenstand, und in diesen Gedanken und Gefühlskreis wird auch die Teilnahme an allem Schönen, das Gott in die Natur gelegt hat, hereingezogen. Je näher man der Gegenwart kommt, desto mehr das Ausschalten einer großen Herzensteilnahme, desto mehr verflachender Verstandeskram, zum Teil gerade da, wo man dem inneren vergeistigten Wesen in pantheistischer Auffassung größeren Anteil geben wollte. Da ist man schließlich zum Jazz und seinem Gegenstück in der landläufigen sogenannten schönen Literatur der Gegenwart gekommen, das freilich der adäquate Ausdruck der gegenwärtigen allgemeinen Geistesverfassung ist.

Während in der ersten Hälfte der verschiedenen Kulturgeschichten der einzelnen Völker noch vielfach die ursprüngliche Kraft vorlag, mit dem Herzen die größten Gedanken auf einen Griff zu erfassen, ist die Welt bis heute immer verständiger und zugleich immer unfähiger geworden, in dem Wust der Einzelheiten ihres verstandesmäßigen Wissens sich zurechtzufinden.

Es ist ja recht und unter den verfluchten Umständen des Lebens nicht anders zu machen, als daß man sich mit mühseliger Arbeit zu klaren Begriffen durchzuringen sucht, um von da aus weiter zu denken und also nach und nach die Dinge mit dem Verstande zu durchdringen. Nur muß von vornherein klar bleiben, daß das immer nur halbe Arbeit bleiben wird, weil bis an das Ende der Tage der große Zusammenhang fehlen wird. Der Hauptfehler aber, den die Welt macht, ist der, daß sie meint, diese Arbeit ohne Teilnahme des Herzens, des innersten Lebens vollbringen zu können. Weil das Herz krank und aus dem Zusammenhang mit Gott gerissen ist, so ist das Gefühl für das letzte große Ziel entschwunden, und der Geist kann keine Kraft zu großer umfassender Tätigkeit finden. Auch auf dem Gebiete des Verstandes herrscht die kleine pedantische philisterhafte Selbstsucht, die nicht weiter sieht, als die vereinzelt Interessen reichen. Daher spitzt sich in der Wissenschaft alles auf Einzelheiten und Spezialitäten zu, aber das Zusammenfassen unter einen Begriff, dessen Wahrheit mit ursprünglicher Gewalt die Herzen erfasst, wie es doch das natürliche Bedürfnis des Geistes ist, will nicht nur niemand gelingen, sondern das Interesse dafür ist der Welt überhaupt abhanden gekommen. Das allein muß schon die Willenskraft des Einzelnen brechen, daß kein starkes Leben zustande kommen kann.

Und wie steht es um die höchsten Angelegenheiten, da es sich um den Verkehr freier Persönlichkeiten mit einander handelt, den Verkehr zwischen Gott und den Menschen und zwischen den Menschen unter einander? Was haben die Menschen aus Gott gemacht? Paulus erzählt im 1. Kapitel des Römerbriefes: Statt, daß sie Gott aus den Werken der Schöpfung erkannten, haben sie aus ihm ein Bild des vergänglichen Menschen und der häßlichsten Tiere gemacht, und den Verkehr der Menschen unter einander hat man noch unter das Tier erniedrigt durch das lesbische Laster. Daher der praktische Materialismus des antiken Volkes.

Man prüfe daraufhin in der antiken Geschichte das Umgehen mit den höchsten Begriffen: eheliche Liebe, Freundes- und Vaterlandsiebe, Wahrheit, Recht, Zucht und Sitte. Wo es durch Teilnahme des inneren Lebens zu kräftigerem Handeln kommt, da ist immer die Selbstsucht in irgend einer Form das Ausschlaggebende. Wo dann später das innere Leben zurücktritt zusammen mit dem alten, wenn auch falschen Volksglauben, und der Verstand dann das Leben vergeistigen will in verschwommenem Pantheismus, da ver-

sagt dann immer die Kraft zum Handeln, und es versinkt alles in geistigem Marasmus der Skepsis, der Unfähigkeit und der Interessenlosigkeit.

Die gebildete Welt hat in freimaurerischem Pantheismus der antiken Mysterien die freie Persönlichkeit Gottes und des Menschen in eine reine Gedankenabstraktion verflüchtigt, daß sie meinten, sich durch das bloße Denken in die Allgemeinheit Gottes erheben zu können. Man nennt das Idealismus, es ist aber ganz ordinärer materialistischer Gedankenstrom. Ist es da ein Wunder, daß sie in den praktischen Übungen dieser Mysterien in dem gemeinsten Schmutz der Materie untergingen?

Und wenn man nun die ganze Antike zusammenfaßt gegenüber der zweiten Hälfte der Weltgeschichte, dann ist es alles äußere Form, der die Seele mangelt. Schöne Form, wenn man will, aber eben nur Form. Wie soll dabei oder daraus Leben, inneres Leben, persönliches Leben, auf die höchsten Angelegenheiten des Lebens bezogen, entstehen?

Als dann Christus kam, und die Predigt des Evangeliums durch die Apostel der großen Welt der Römer und der Germanen Seele einhauchte, wie schnell hatte man dann wieder die höchsten und tiefsten Gedanken des Evangeliums verloren. Wie schnell war man von der Freiheit Pauli, in der er alle Dinge mit königlich-priesterlichem Blick umfaßte, wieder zu der gemeinen Sklaverei der Wertheiligkeit herabgesunken, mit der dann der Antichrist die Welt 1000 Jahre in Bänden hielt. Aus dem Himmelreich Gottes war ein „christliches“ Weltreich geworden. Und als dann Luther durch den Heiligen Geist mit dem einfachen Griff, daß er den Glauben an die Vergebung der Sünden in den Mittelpunkt der Dinge auf Erden stellte, wieder großes Leben erzeugte, da dauerte es wieder nur ein Menschenalter, daß man anfing, auf der Grundlage der bisherigen antiken und germanischen Kultur den mechanischen Verstand zum wissenschaftlichen und praktischen Prinzip zu erheben. Weil diese allgemeine Tätigkeit immer mehr oder weniger mit dem Evangelium umging, so erhielt sie zwar eine gewisse Innerlichkeit der germanischen Kultur, verglichen mit der Antike, aber worauf alles hinstrebte, zeigten die Leistungen des 19. Jahrhunderts und der letzten zehn Jahre.

In neuerer Zeit hat man im Materialismus die Gaszelle zum schöpferischen Prinzip erhoben, aus dessen Entwicklung in Millionen von Jahren die Erde und daraus über den Affen hin der Mensch

entstanden sei. Mit diesem Materialismus geht heute der Pantheismus, der früher als eine besondere Weltanschauung galt, unmittelbar zusammen.

Merken Sie, wie diese Gedanken, durch die man die freie Persönlichkeit des Geistes leugnet, die Knechtschaft zum Lebensprinzip erheben? Diese Gedanken spuken nicht nur in einzelnen Köpfen von verkehrten Gelehrten, sondern sie werden von der gesamten zivilisierten Welt geteilt und beherrschen alles andere Denken. Es hat freilich nie einen Menschen auf Erden gegeben, der im Herzen glaubte, daß er von Affen abstamme. Das geht ja gar nicht, daß man so etwas Ordinäres in dem Sinn glaubt, wie uns die Schrift den Begriff Glaube fassen lehrt. Aber das ist das Erniedrigende: die wenigsten Menschen leben heute aus einem großen Herzen heraus. Das vermeintliche Wissen ist König, und diese materialistischen Anschauungen beherrschen nicht nur die gelehrte Wissenschaft, sondern sie stehen an der Spitze der Erziehungslehre, die alle Volksschulen regiert, und sie haben sich selbst in unsere christliche Erziehung eingedrängt, ohne daß wir darauf geachtet haben.

Auch bei uns, die wir doch des Geistes Erstlinge haben, ist das innerste Leben verflacht. Glauben und Liebe sind dogmatische Begriffe, die im Leben zu selbstverständlichen Redensarten geworden sind. Unser Christentum ist insolgedes zu begrifflichem Verstandesfram geworden, von dem wir großes Leben erwarten, je klarer die Begriffe herausgestellt werden. Und wenn der Erfolg nicht eintritt, dann muß die Weltlichkeit unseres Volkes die Schuld haben. Das ist genau dieselbe verstandesmäßige Unfähigkeit, mit dem Geistesleben umzugehen, wie sie sich in der großen Welt findet. Nur mit dem Unterschied, daß jene gar keinen großen Inhalt für ihr Geistesleben haben, und wir haben die großen Taten Gottes, vor denen jeder Mensch in den Staub sinken muß. Daß wir den Sinn für diese großen Tatsachen als Tatsachen verloren haben und statt dessen uns mit Begriffen und Sätzen und Theorien und Maßregeln abgeben, das kommt daher, daß das unmittelbare Leben in Glaube und Liebe abgelaugt ist und garnicht mehr als die Hauptsache in allem wirklichen Leben erkannt wird.

Daher dann auch die äußere Unfähigkeit im Handeln und die ganz unrichtige Stellung dazu. Man meint Handeln sei Machen. Daher auch die Vielgeschäftigkeit ebenso wie die Vielwisserei. Machelei ist weiter nichts als kleine tote Verstandesfache, die von Fall zu

Fall und für den unmittelbaren Vorteil sorgt und sich vorwiegend um äußerliche Dinge dreht. Wirkliches Handeln, Handeln, das die Welt zwingt, ist Zeugen. Dabei ist Glauben und Liebe ganz vorne an. Dann geschieht das Zeugen mit Mund und Händen ganz von selbst.

Solches Handeln erzeugt auch Einmütigkeit. Dagegen der Verstandesstam bringt die Menschen immer auseinander, weil seine Natur ja das Diskriminieren, das Besserwissen ist. Das geschieht nicht nur in dem rein geistigen Leben der Wissenschaft, sondern auch in der Praxis. Weil wir wie die Welt der Herrschaft des Verstandes verfallen sind und meinen, damit das Heil schaffen oder wenigstens anbringen zu können, zersplittern wir uns und bauen jeder seinen eignen Kuhl und können uns nicht zu großzügigem einmütigen Tun zusammenfinden. Wo das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden!

Ist es ein Wunder, daß alles Leben der Menschen in Wissenschaft und Kunst, in Staat, Gesellschaft und Familie, in Handwerk, Geschäft und Vergnügen, in jedem einzelnen Begriff durch diese falschen Anschauungen bestimmt ist und darauf hinsteuert, daß die rein materiellen sinnlichen Triebe überall ausschlaggebend sind. Die Ehe hat man zum Zuchtgestüt gemacht, den Eltern will man das Recht und die Verantwortung für die Erziehung ihrer Kinder nehmen, dem Bürger wehrt man die persönliche Überzeugung, in der Geschichtswissenschaft redet man von Volksseele und Gruppengefühl, im praktischen Staatsleben wollen dann unwissende Menschen neben der Soziologie die Wirtschaftslehre zum ausschlaggebenden Faktor machen, nicht nur im geschäftlichen Verkehr, sondern sogar in Bezug auf eine allgemeine nationale Religion. Und wie schon gesagt, das sind nicht Gedanken, die in einzelnen Köpfen spuken, sondern das sind die in der gesamten Weltkultur geltenden, seit 75 Jahren ausgebildeten Grundanschauungen, die in aller Art von Literatur, besonders von den täglichen Zeitungen in kleinen Dosen dem Volke beigebracht worden sind, ohne daß der einzelne etwas davon weiß; und wir Christen haben die Augen nicht aufgehabt, sondern sind selber von dem Wahnsinn angesteckt.

So ist es also nicht nur eine bildliche Redensart Pauli, wenn er das gegenwärtige Menschenleben eine Knechtschaft der Finsternis nennt, sondern es steht so, daß Satan den Menschen die Freiheit des Geistes, das innerste Königstum genommen hat dadurch, daß er ihnen Glauben und Liebe zerstörte. Und während in den Anfängen

der Menschengeschichte die Menschen sich noch instinktiv gegen den Gang, unter das Tier und die Materie zu sinken, wehrten, sind sie heute dabei angelangt, diese Gemeinheit zum wissenschaftlichen Prinzip zu erheben.

Da gibt es freilich die allerschwerwiegendsten Probleme zu lösen, und es sind ganze und tüchtige Männer nötig, sich an diese Arbeit zu machen. Aber es ist nicht damit getan, daß junge unreife Leute mit dem vereinzeltsten Spezialwissen an den einzelnen Symptomen des Unheils herumprüfeln, sondern daß sie selbst erst freie Männer werden, die ein festes Herz haben und auf festem Boden stehen. Das geschieht durch Gnade und nicht dadurch, daß man an die Brutstätten geht, von wo aus das ganze Geistesleben der Welt verseucht worden ist. Darauf kommt alles an, daß wir wieder Könige und Priester werden, wozu Gott den Menschen geschaffen hat. Das hat uns Christus erworben und will es dem einzelnen zu eigenem Besitz geben.

III.

Johannes sagt, Christus hat uns dadurch zu Königen und Priestern gemacht, daß er uns gewaschen hat mit seinem Blut. Der Apostel stellt die ganze Tat des Herrn unter den Gesichtspunkt des stellvertretenden Leidens. Das ist eine Königstat, die Sklaven nicht vollbringen oder auch nur ersinnen können. Die verknechtete Welt kann das nicht verstehen als etwas Großes und läßt es sich lieber gefallen, wenn das ganze Menschen- und Gottesleben in den Mechanismus der Evolution von Gaszellen und der Bewegung von Nerven aufgelöst wird. Das Evangelium handelt aber von Persönlichkeiten für Menschen, die Männer und Könige werden sollen.

Die Knechtschaft der Menschen kommt von der Schuld und von dem Fluche des göttlichen Gesetzes her. Nur so haben auch Teufel und Sünde Gewalt. Die Schuld muß bezahlt, Gott muß versöhnt und so Gesetz und Gericht aus dem Mittel getan werden. Damit ist dann auch die Macht des Teufels und der Sünde abgetan. Dazu kam der Sohn Gottes ins Fleisch, um an unserer Statt die Schuld und den Fluch auf sich zu nehmen, um als ein Knecht den freien königlichen Gehorsam zu leisten, der uns wieder in den Stand der Kinder Gottes und der Könige und Priester einsetzt, wozu wir geschaffen waren. Das ist Königswerk, daß er das gebrochene Recht mit Einsetzen seiner ganzen freien Persönlichkeit wahrte. Das ist Königstat,

daß er zu seinem verlorenen Volke herabsteigt, um von ihrer Lage heraus sie persönlich zu verstehen, damit er nicht nur die Feinde auf jedem Punkte, da sie die Menschen anfechten, treffen, sondern nachher auch den Menschen die Schuld vergeben kann. Das ist Königsarbeit, daß er in all diesem in Schmach, Tod und Verdammnis geht, damit die Seinen gerettet werden.

Wie schwer diese Arbeit dem Herrn geworden ist, deuten die Evangelisten nur leise an, wenn sie bei der Versuchung in der Wüste darauf hinweisen, daß die Engel den ermatteten Herrn stärkten. Wie diese Arbeit durch sein ganzes Leben hindurch auf dem Heiland lag, das können wir aus seinem Worte ermessen, wenn er sagte: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, daß er sein Haupt hinlege. Der Heiland jammert hier doch nicht nach einem Rissen, sondern das ist der Ausdruck der Qual und der Ermattung, unter der er sein ganzes Leben lang stand. Im Garten Gethsemane sehen wir, wie diese Qual, die Angst vor dem Gericht, den Herrn schier leiblich aufzehrt, so daß ein Engel vom Himmel ihn stärken mußte. Es ist in unserer Zeit wohl angebracht, darauf aufmerksam zu machen, daß das hohe Königs- und Priesterwerk, sich mit seiner ganzen Person bis in den Tod einzusetzen für ein großes selbstloses Ziel; und daß, wo dieses fehlt, Knechts- und Sklaventum waltet.

Die Schrift stellt das ganze Werk des Herrn auch unter den Gesichtspunkt des Gehorsams. Jesaias nennt ihn den Knecht Jehovas und beschreibt seinen Dienst unter dem Gesetze, und Paulus sagt, daß er gehorsam wurde bis zum Tode am Kreuz. Mit welchen Mitteln der Heiland dieses Gehorsamswerk vollendet hat, können wir aus den zwei Hauptmomenten seines großen Leidens sehen und dabei zugleich erkennen, was Königsart ist. Im Garten treffen wir den Herrn in bitterer Todesqual. Da tritt sein Wille dem Willen des Vaters gegenüber. Des Menschen Sünde ist, daß er aus der seligen Willenseinheit mit Gott gefallen und seinen Eigenwillen gegen Gott aufgesetzt hat. Jesus hat in seiner menschlichen Niedrigkeit hier auch einen andern Willen als der Vater, und er spricht ihn mit der ganzen Kraft seiner Seele aus: Vater ist es möglich, so überhebe mich dieses Kelchs. Es ist das natürliche Grauen vor Tod und Gericht, das dem Herrn in seiner Niedrigkeit als Mensch eigen ist, und das um so stärker sich gegen die Vernichtung auflehnt, als es der Heilige Gottes ist, der hier fühlt. Aber mit der freien königlichen

Bereitwilligkeit setzt er hier seinen heiligen Willen für unsern unheiligen Eigenwillen ein und ergibt sich in des Vaters Willen und stellt damit die Liebe als das Wesen alles tüchtigen Lebens heraus.

Und als dieser Heilige am nächsten Tag doch noch in Tod und Verdammnis muß, und ihm da in seiner Niedrigkeit das Verständnis für die Lage schwinden will, da rechnet er nicht mit Gott und bringt nicht den erwiesenen Gehorjam in Anschlag, sondern mit königlichem Kindesvertrauen befiehlt er mitten in der Verdammnis seinen Geist in seines Vaters Hände.

Für unser innerstes Empfinden ist das das Höchste in dem königlichen Tun unseres Heilandes. Das hat das Herz des Vaters überwunden. Das sah der Vater schon voraus, als er bei der Taufe den Sohn in den heiligen Kampf entließ mit dem Zeugnis: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Und wir können dasselbe Gefühl des Vaters, die Freude und den Stolz über das ritterliche Werk des Sohnes nachfühlen, wenn wir seine Worte bei Jesaias hören: Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben, darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleich gerechnet ist und er vieler Sünden getragen hat und für die Übeltäter gebeten.

Nun ist von Gesetz und Gericht nicht mehr die Rede. Nun haben auch Teufel und Sünde keine Macht und kein Recht mehr. An diesem König und Priester sind sie zu schanden geworden. Denn Gott hat ihn am dritten Tag von den Toten erweckt und hat ihn zu seiner Rechten gesetzt über alles im Himmel und auf Erden und hat ihm alles unter seine Füße getan. Da regiert er als der Herr aller Dinge und vertritt die Sünder mit seiner priesterlichen Fürbitte.

So hat der Herr uns das Heil, die Rettung aus der Gewalt des Satans und aus der Knechtschaft der Finsternis verschafft, nicht durch mechanische Evolution der Materie, sondern durch eine persönliche Königstat, die wieder nicht in der mechanischen pantheistischen Evolution der reinen Denktätigkeit ihren Sitz hat, sondern in der königlichen persönlichen Liebe des Herzens ihre Quelle und ihre Spitze fand. So hat uns Christus zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater.

Das hat uns der Herr auch zum persönlichen Besitz mitgeteilt. Der König, der zur Rechten des Vaters sitzt, ist das Haupt seiner

Gemeinde, die er sich erwählt hat, und die er durch die Predigt des Evangeliums sammelt und gestaltet dadurch, daß er sie mit seinem Geist durchdringt und also zur Fülle Gottes macht, der alles in allem erfüllt.

Mit dieser Predigt handelt der Herr mit uns nicht durch Evolution irgendwelcher Art, sondern durch persönliches Tun. Die Menschen sind immer noch Personen, wenn auch durch die Sünde entartet und verknechtet. Sie sollen wieder königliche und priesterliche Persönlichkeiten werden, die persönlich für das Heil und für das Reich ihres Gottes einstehen gegen Sünde, Teufel und die ganze Welt. Da sendet der Herr ihnen die Botschaft vom Heil, das er ihnen erworben hat. Mit dieser Botschaft ist die Kraft seines Geistes an den Menschenherzen tätig. Nicht wie eine magische Kraft, die evolutionistisch oder kosmologisch die Materie umgestaltet; oder theoretisch den Verstand auf andere Begriffe bringt, sondern eine Kraft, die in den königlichen Tatsachen liegt, die das königliche Tun des Heilandes ausmachen. Die Tat des Herrn, die des Vaters Herz überwand, kann auch das entartete und verknechtete Menschenherz, das in der Sündennot verzweifelt ist, umwandeln, daß wieder königlicher Sinn in ihm Gestalt gewinnt.

Die königliche Tat, da der Herr die Schuld bezahlt und den Fluch büßt und also Gesetz und Gericht aus dem Mittel tat, erzeugt in dem verzagten Sünderherzen die Hoffnung, daß er wieder aufblicken magt. Das priesterliche Eintreten des Gottessohnes erzeugt Vertrauen; und Hoffnung und Glaube sind nur eine Form der Liebe, und alle drei sind Leben, innerstes Leben, starkes Leben des Geistes, vom Geist Gottes in das tote Sünderherz eingehaucht, Letzteres selbst dann schon, wenn es sich im Menschen zunächst nur schwächlich ausdrückt.

Liebe ist schon Dank und Bekenntnis, und es bedarf nur der äußeren Umstände, daß diese heraustreten und damit die Form des König- und Priestertums annehmen. Ziemlich der Glaubende und in seiner Sündennot Getröstete sich des Abstandes zwischen der Sündennot und dem Heil bewußt wird, desto mehr wächst seine Liebe zu Gott und den Mitgelösten. Das eine reizt zum Kampf gegen Sünde, Teufel und Welt, das andere weckt das Bekenntnis vor den Menschen und das Eintreten für den Nächsten im Gebet vor Gott. Beides erzeugt die innere Geisteszucht, die die Heiligung ausmacht. Das Bewußtsein, daß unser Herr, dessen Eigentum wir sind und

dessen Geist in uns lebt, zur Rechten des Vaters sitzt und alle Dinge in seiner allmächtigen Hand hat, stärkt das Vertrauen gegenüber den feindlichen Mächten, sodaß ein Christ fest und furchtlos sein Werk vollendet. So wird in uns durch den Heiligen Geist, den der Heiland sendet, das König- und Priestertum geschaffen, gestärkt und erhalten zu einem starken, großen, ritterlichen Leben.

Es fehlt die Zeit, auf die Einzelheiten des Christenlebens einzugehen, in denen sich das König- und Priestertum erweisen soll. Sie werden im Laufe Ihres Studiums damit näher bekannt werden. Jetzt kam es nur darauf an, daß Ihnen diese Anschauung der Schrift in ihren Grundrissen entgegentrat, da Sie sich in den Dienst des Heilandes stellen wollen. Es ist ein hohes ritterliches Werk, das Sie unternehmen. Wir Lehrer möchten darin mit Ihnen als mit Königen und Priestern handeln. Beweisen Sie darin ritterliche Manneszucht und Treue. Dazu wünschen wir Ihnen Gnade und Friede von Gott dem Vater und von unserm Herrn Jesu Christo.

Joh. Ph. Köhler.

Unser Kollektenwesen.*

(Eingefandt auf Wunsch einer Delegatenkonferenz von Pastor W. F. Sauer.)

Wer in den vergangenen Monaten die vielen verschiedenen Aufrufe, Klagen über unsere Finanznot in unsern kirchlichen Blättern gelesen, oder wer mit der inneren Verwaltung unserer Synode näher vertraut ist, der wird gern zugeben, daß eine Arbeit über unser Kollektenwesen für Synodalzwecke und die Besprechung einer solchen Arbeit recht zeitgemäß ist.

Dieses „Jammern“ in unsern Synodalblättern — denn anders kann man die Weise des Bittens der letzten Zeit kaum nennen — ist für uns Christen als Synode ebenso beschämend, wie es für eine Gemeinde höchst beschämend und demütigend wäre, wenn ihr Pastor durch große Notlage gezwungen wäre, Sonntag für Sonntag von der Kanzel zu bitten: die Glieder möchten doch ihre Gemeindebeiträge bezahlen, da kein Geld in der Kasse sei, die Gemeinde ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen könne, und es nun schon so weit gekommen sei, daß auch niemand der Gemeinde mehr borgen wolle. Auch um solcher Mißstände willen wird Gottes Name, sein teures Evangelium, verlästert unter den Ungläubigen. Wie können die Kinder der Welt, die wohl auf solche Dinge achten und oft genug darüber spotten und sich lustig machen — man denke nur an die mancherlei Geschichten über den Dollar und den Cent — anders als schließen, es müsse doch mit der Kraft des Evangeliums und der Liebe zu demselben und dem Ernst der Christen nicht weit her sein, sonst würden sich doch diese Christen endlich einmal aufraffen und solchem Unfug und solcher Unordnung ein Ende machen. Die Welt urteilt: “They must be a cheap lot, always hard up.” Das Offenbarwerden unserer fortwährenden Geldnot hat für uns etwas sehr Beschämendes.

Doch hat die Sache noch eine andere Seite. Wie ein Alp lastet die Sorge vor einem zukünftigen größeren Defizit auf allen, die unsere Synodalarbeit im besondern zu leiten haben. In unsern Boards, Verwaltungsbehörden, Kommissionen hindert die Furcht vor dem noch immer größer werdenden Fehlbetrag das freudige und hoff-

*) Diese Abhandlung erscheint auch in Pamphletform. Zu beziehen vom Northwestern Publishing House. Preis 10 Cents.

nungsvolle Zugreifen, das mutige Vorwärtstreiben, die vertrauensvolle Unternehmungslust in der Arbeit des Reiches Gottes. Man fürchtet sich zu beschließen, was die Umstände als das Beste offenbar fordern, weil man davor bangt, die Beschlüsse möchten unsere Geldverlegenheit nur noch vergrößern. Ist doch die Mutlosigkeit bei manchen schon so weit gediehen, daß man geraten, die Synodalarbeit zu beschränken, z. B. die Indianermision einem andern Kirchenkörper zur Mithilfe anzubieten. Das ist die offenbare Folge des Druckes, den unsere finanzielle Lage auf die verantwortlichen Personen ausübt.

Nun wird vielleicht manchem der Gedanke kommen, daß wir uns als Synode wohl mehr vorgenommen, als wir nach unsern Kräften leisten könnten. Man hört manche das auch aussprechen, wir hätten uns durch den „Rekonstruktionseifer“ und das synodale Hurra-schreien gewisser unserer Führer in uferlose und unbedachte Pläne hineintreiben lassen, und nun zeigten sich die Folgen unseres unverjüngten Eifers in der Gestalt eines großen Fehlbetrags.

Sehen wir uns diesen Vorwurf einmal etwas näher an. Was hat denn die Allgemeine Synode in den letzten zehn Jahren besonders Großes irgendwo unternommen? Wir haben als Synode in den vergangenen zehn Jahren nirgends irgend welche größere Bauten aufgeführt, keine unserer Anstalten wurde weiter ausgebaut; wir haben höchstens hier und da eine neue Professorenwohnung errichtet, so wie es die Wisconsin-Synode immer von Zeit zu Zeit getan hat. Unser Missionswerk haben wir erweitert, ganz allmählich, wie wir es immer getan nach der Zahl der Leute, die uns vom Seminar zur Verfügung standen — und die Zahl derselben ist nicht sehr gestiegen, sondern hält sich ziemlich auf dem Durchschnitt, kaum dem natürlichen Wachstum unserer Synode entsprechend. Was sollten wir denn mit unsern Kandidaten auch anderes tun, als sie auf die Missionsfelder senden. Wir konnten ihnen doch nicht gut den Rat geben, um der teuren Zeit willen auf ein paar Jahre einen andern Beruf zu ergreifen. Die einzige größere Arbeit, die uns entstand, war die für „army and navy“, und gerade dabei haben unsere Christen gezeigt, was sie im Handumdrehen leisten können, wenn wir an einer Sache Interesse nehmen und dieselbe energisch und systematisch betreiben. Den Überschuß haben wir an die Kirchbaukasse verwiesen und waren dadurch in den Stand gesetzt, gerade auf dem Gebiete mehr zu tun, als wir seit Jahren getan hatten. Wir haben also in

den vergangenen Jahren nichts Außerordentliches in Angriff genommen, das ein größeres Defizit hätte verursachen können.

Woher kommt es aber dann, daß unsere Ausgaben ums Doppelte gestiegen sind? Die richtige Antwort ist offenbar diese: Es ist dies auch eine Folge des unglückseligen Weltkrieges. In den vergangenen Jahren sind die Lebens- und Haushaltskosten um das Doppelte, oft um das Dreifache gestiegen; der Dollar hat wie alles andere Geld seine frühere Kaufkraft verloren. Die Kosten unseres Synodalaushaltes sind wie die eines jeden andern auf das Doppelte in die Höhe gegangen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als für Kohlen, Lebensmittel, notwendige Reparaturen den üblichen Marktpreis zu bezahlen. Es ging doch nicht an, die Schulen einfach zu schließen. Wir konnten doch nicht anders, als die Gehälter der Professoren, Reiseprediger und Missionare den Zeiten entsprechend zu erhöhen. Wir durften doch nicht das himmelschreiende Unrecht an ihnen begehen, und sie einfach zwingen, sich in diesen Jahren in solche Schulden zu stürzen, aus denen sie vielleicht bei ihrem immerhin kärglichen Gehalt auf Jahre hinaus nicht herauskämen. Wir konnten nichts Besseres tun, als wir getan haben, wenn wir nicht unter das Wort fallen wollten: „Verflucht ist, der des Herrn Werk lässig tut.“ Jer. 48, 10.

Und nun steht es nicht so, daß in dieser Zeit unsere Christen verjagt hätten. Wer das behaupten wollte, der verleumdete unsere Christen und lästerte das Evangelium des Herrn. Sondern so ist es: In diesem schnellen Wechsel der Haushaltskosten unseres Synodaleswesens ist recht offenbar geworden, wie schwerfällig, unelastisch und unordentlich unsere Weise ist, Gelder für Synodalzwecke zu kollektieren. An diesem Fehler krankte unser Finanzwesen schon lange, aber durch das plötzliche Emporschnellen der Haushaltskosten sind diese Fehler so recht grell ans Licht gekommen. Es kann also nur von Nutzen sein, wenn wir uns bei unserer Delegatenkonferenz einmal ausführlich mit unserem Kollektivenwesen für synodale Zwecke befassen. Wie können wir die Zustände unter uns bessern und Wandel schaffen? Es gilt auch da: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.“ Auch darin ist die Schrift nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, auf daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem — also auch zu diesem — guten Werk geschickt. Prüfen wir unsere jetzige Weise Gelder zu kollektieren nach der Schrift, so werden wir manche

Mängel erkennen und auch den Weg finden, der zur Besserung dieser Zustände führt.

Ich habe es für das Fruchtbare und Ersprießlichste gehalten, die Arbeit so aufzubauen:

I. Die Vorbereitung der Kollekte.

II. Die Ausführung derselben.

Phil. 4, 18 sagt der Apostel Paulus von einer Gabe, die ihm die Gemeinde nach Rom gesandt — also von einer Kollekte, die die Gemeinde für einen Missionar in der Ferne erhoben, wie sie es schon früher getan —: „Ich bin erfüllt, da ich empfing durch Epaphroditum, das von euch kam, ein süßer Geruch, ein angenehmes Opfer, Gott gefällig.“ Das sollen also auch unsere Synodalkollekten sein: ein angenehmes Opfer, Gott gefällig. Es handelt sich bei unsern Kollekten für Synodalzwecke nicht darum, auf irgend eine Weise, von irgend welchen Leuten, soviel Geld wie möglich herauszuschlagen. Gott hat einst seinen Gotteskasten im Tempel aufgestellt, wo seine lieben Kinder ein- und ausgingen, und nicht an einer belebten Straßenecke. Nach 1 Theff. 4, 12 gehört es auch zum ehrbaren Wandel der Christen gegen die, die draußen sind, daß sie „ihreer keines bedürfen.“ Christen sollen also gewiß nicht ihre Pflicht und Schuldigkeit dem Reiche Gottes gegenüber auf die Schultern der Ungläubigen abzuladen suchen. Gott mag solche Opfer, die aus unbüßfertigen Herzen, von blutbefleckten Händen kommen, nicht. Jesaja predigt dem gottlosen Jerusalem: „Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer. Bringet nicht mehr Speisopfer so vergeblich; denn eure Hände sind voll Bluts.“ Siehe Jes. 1, 10—15. Ganz ähnlich lautet es auch Jer. 6, 19, 20. Gott hat eben nur Gefallen an Gaben, die aus gottesfürchtigen, fröhlichen und willigen Herzen kommen. Dies war sein Gebot für den Bau der Stiftshütte: „Gebt unter euch Gebopfer dem Herrn, also, daß das Gebopfer des Herrn ein jeglicher williglich bringe, Gold, Silber, Erz.“ 2 Mos. 35, 5. So geschah es auch: „Und alle, die es gern und williglich gaben, brachten das Gebopfer dem Herrn, zum Werk der Hütte des Stifts. Also brachten die Kinder Israhel williglich, beide, Mann und Weib, zu allerlei Werk, das der Herr geboten hatte durch Mose, daß man's machen sollte.“ 2 Mos. 35, 21. 29. Ganz ähnlich war es bei dem späteren Tempelbau. Man lese 1 Chron. 29, 6. 7. 9. Dort ist auch angedeutet, woher solche

Willigkeit komme, denn David rühmt in seinem Gebet: „Nun, unser Gott, wir danken dir und rühmen den Namen deiner Herrlichkeit. Denn was bin ich? was ist mein Volk, daß wir sollten vermögen Kraft, freiwillig zu geben, wie dies gehet? Denn von dir ist alles kommen, und von deiner Hand haben wir dir's gegeben.“ Dieselbe Ordnung galt später für die Reparatur des Tempels (2 Kön. 12, 4), und für den Neubau nach der babylonischen Gefangenschaft. Neh. 7, 70. 72.

Gottes Freude und Wohlgefallen an solchen freiwilligen, aus fröhlichem Herzen kommenden Gaben wird, wenn möglich, im Neuen Testamente noch klarer ausgedrückt. Von der Kollekte, die der Apostel Paulus in allen Gemeinden für die notleidende Schwesterngemeinde in Jerusalem erheben ließ, schreibt er: „Ein jeglicher nach seiner Willkür (as he purposeth in his heart), nicht mit Unwillen oder aus Zwang, denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ 2 Kor. 9, 7. Siehe auch 2 Kor. 8, 11. 12, und 2 Kor. 9, 2. Darum sind auch die Mazedonier den Christen aller Zeiten als hell leuchtendes Exempel vorgehalten: „Wiewohl sie sehr arm waren, haben sie doch reichlich gegeben in aller Einfältigkeit. Denn nach allem Vermögen (das zeuge ich) und über Vermögen waren sie selbst willig, und flehten uns mit vielem Ermahnen, daß wir aufnahmen die Wohlthat und Gemeinschaft der Gandreichung, die da geschieht den Heiligen.“ 2 Kor. 8, 2—4.

Wenn das nun von vornherein feststeht, daß bei unserem Kollektieren nur ein solch williges Opfern in Betracht komme, wenn alle andern Gaben Gott ein Greuel sind, die schließlich nur Gottes Zorn und Gericht auf sich herabziehen, so ist es klar, daß zur rechten Vorbereitung der Kollekte dies vor allem gehöre, daß man so l i c h w i l l i g e H e r z e n s c h a f f e. Wie kann das geschehen? Gewiß nicht durch das Gesetz; durch gesetzliches Drängen, Fordern, Drohen, Schelten und Poltern. Wer immer nur so zu reden weiß: „Daß, wenn wir Christen sein wollten, wir nun auch geben müßten, daß das Geben unsere Pflicht und Schuldigkeit sei;“ wer den Christen nur fortwährend in den Ohren liegt mit dem: „S h r m ü ß t, i h r m ü ß t,“ der wird vielleicht das zuwege bringen, daß der alte Adam sich um des unverschämten Geilens willen oder auch aus Furcht etwas abzwackt, dabei aber innerlich — und manchmal auch recht vernehmlich und laut — über die unverschämte und ewige Bettelei knurrt und murrst. Das Gesetz richtet eben auch in diesem

Sinne nur Zorn an; es ist das Amt des Buchstabens, der tötet und nicht lebendig machen kann, keine Freudigkeit und keine Willigkeit zum rechten Geben für das Reich Gottes schaffen kann. Wer durch gesellschaftliches Drängen von den Christen etwas herauszuschlagen sucht, von dem gilt, was Luther sagt: „Denn wer es nicht williglich tut aus freudlichem Ermahnen, der ist kein Christ. Und wer's mit Gesetzen erzwinget von den Unwilligen, der ist schon kein christlicher Prediger, noch Regierer, sondern ein weltlicher Stockmeister.“ Aber Herzen, die gern und willig geben, die immer zu neuen Opfern bereit sind, die auch im Geben immer völliger werden, können solche Stockmeister nicht zuwege bringen.

Wir Pastoren sind auch nicht dazu berufen, Stockmeister zu sein. Uns ist gegeben das Amt des Geistes, der da lebendig macht, auch zum Geben lebendig. Wir haben das Amt, das die Veröhnung predigt. Uns gilt der Auftrag: „Tröstet, tröstet mein Volk.“ Durch solche Predigt des süßen Evangeliums ist uns eine Gotteskraft gegeben, die da selig macht; selige, freudige, von Seligkeit übersprudelnde Herzen gebiert, die zu allem guten Werk geschickt sind. Frische, lebendige, freudige Predigt, frohe Verkündigung von der Gnade Gottes, die uns gegeben ist in Christo Jesu, ist es, die uns zu neuen Creaturen machen kann, die unsere Herzen reinigt von Geiz und Selbstsucht und die es dahin bringen kann, daß wir dem Herrn unsere Opfer bringen mit Frohlocken. Christus ist uns auch in diesem Stücke gemacht zur Heiligung.

Dies durch sein Evangelium zu wirken, hat der Herr der Kirche im Alten Testamente klar verheißen. Durch Hefekiel spricht er: „Und ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist in euch geben; und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen, und euch ein fleischern Herz geben; ich will meinen Geist in euch geben, und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und darnach tun.“ Hes. 36, 27. 28. Ja, gerade mit Opferwilligkeit will er sie zieren. Jesaja sieht die Kirche Neuen Testaments in einem Gesichte in diesem Schmucke: „Hebe deine Augen auf, und siehe umher: Diese alle versammelt kommen zu dir. Denn die Menge der Kamele wird dich bedecken, die Läufer aus Midian und Ephra. Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen, und des Herrn Lob verkündigen. Alle Herden in Kedar sollen zu dir versammelt werden, und die Vöcke Nebajoths sollen dir dienen. Sie

sollen auf meinem angenehmen Altar geopfert werden; denn ich will das Haus meiner Herrlichkeit zieren. Die Inseln harren auf mich, und die Schiffe im Meer vorlängst her, daß sie deine Kinder von ferne herzubringen, samt ihrem Silber und Golde, dem Namen des Herrn, deines Gottes, und dem Heiligen in Israel, der dich herrlich gemacht hat.“ Jes. 60, 4—10. Ja, so wird es um Gottes Kinder stehen: „Und kein Einwohner wird sagen, ich bin schwach. Denn das Volk, so drin wohnet, wird Vergebung der Sünden haben.“ Jes. 33, 24.

Das hat sich dann auch aufs herrlichste erfüllt. Raum ist die Botschaft von der Geburt des Sünderheilandes in die Welt hinausgegangen, da heißt es auch schon von den Weisen aus dem Morgenlande: „Sie taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.“ Als der Herr durchs jüdische Land zog und verkündigte das Evangelium des Reichs, da taten Johanna, das Weib Chusa, des Pflegers Herodis, und Susanna und viele andere ihm Handreichung von ihrer Habe. Ein Zachäus, dessen Hause Heil widerfahren, gibt um Christi willen die Hälfte seiner Güter den Armen, und so er jemand betrogen hat, so gibt er's vierfältig wieder. Der Herr bedarf der Eselin, sobald wird sie ihm gelassen. Nach der Predigt der Apostel hatte das Evangelium in den Herzen eine Stätte gefunden, und darum ist dies von den ersten Christen zu lesen: „Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war. Der Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie fein wären, sondern es war ihnen alles gemein. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Acker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben, und brachten das Geld des verkauften Guts.“ Apg. 2, 45; 4, 32, 34. Ja, das Evangelium bringt auch Hab und Gut der Christen unter seine Gewalt.

Wenn darum der Apostel vom Geben redet (1 Kor. 16, 1 und 2 Kor. 8, 9), so tut er das im innigsten Zusammenhange mit der Predigt des Evangeliums und im Vertrauen auf dessen lebenspendende Kraft. Die Kollekte für das notleidende Jerusalem nennt er zum ersten Male im Anschluß an die köstliche Belehrung über die Auferstehung (1 Kor. 15) in direkter Verbindung mit den Worten: „Tod, wo ist dein Stachel usw.“ Raum ist er im zweiten Korintherbriefe auf dasselbe Thema, der Kollekte, gekommen, da bricht er auch schon in die Worte aus: „Denn ihr wisset die Gnade unsers Herrn

Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um eurerwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet.“ 2 Kor. 8, 9. Wie sollte auch nicht der Christen Herz überfließen von Dankbarkeit gegen Gott, wenn sie der durch Christum erworbenen Reichthümer gedenken: der Veröhnung mit Gott, ihrer Rechtfertigung, ihrer Erleuchtung, des Friedens und der Freude im Heiligen Geiste. Darum durchweht der Apostel seine ganze Belehrung über die Kollekte mit Erinnerungen ans Evangelium. Immer und immer wieder nennt er die Gnade Gottes, er redet die Korinther an als Liebe Brüder, die andern, für die kollektiert wird, nennt er die Heiligen, er erinnert sie also an die Gemeinschaft, die aus dem Evangelium fließt; er ruft ihnen ins Gedächtnis ihren Glauben, ihre Erkenntnis, ihren Eifer und ihre Liebe; er gibt ihnen zu bedenken, wie ihre Gabe gereiche zur Ehre des Herrn, zum Dank gegen Gott, zur Verherrlichung ihres Bekenntnisses zum Evangelium. Ja, es würde zu weit führen, wollte ich die Ausdrücke alle aufzählen. Kurz, die ganze Ermahnung zum Opfern ist erfüllt mit einer Freude und Zuvorsichtlichkeit, die da quillt aus der Kraft des Evangeliums. Und sie ist auch nicht vergeblich gewesen. Im Römerbriefe berichtet der Apostel über den Erfolg in diesen Worten: „Nun aber fahre ich hin gen Jerusalem, den Heiligen zu Dienst. Denn die aus Mazedonia und Achaia haben williglich eine gemeine Steuer zusammengesetzt den armen Heiligen zu Jerusalem. Sie haben's williglich getan, und sind auch ihre Schuldner. Denn so die Heiden sind ihrer geistlichen Güter theilhaftig worden; ist's billig, daß sie ihnen auch in leiblichen Gütern Dienst leisten.“ Röm. 15, 25—27. (Welche Gedanken mag wohl dieser kurze Bericht in der römischen Gemeinde ausgelöst haben?)

Luther hat ganz recht mit seinen Worten: „Ein Gesehtreiber dringet mit Dräuen und Strafen; ein Gnadenprediger locket und reizet mit erzeigter göttlicher Güte und Barmherzigkeit, denn er mag keine unwilligen Werke und unwilligen Dienst; er will lustige und fröhliche Dienste Gottes haben. Wer sich nun nicht lässet reizen und locken mit solch süßen, lieblichen Worten von Gottes Barmherzigkeit, uns in Christo so überschwenglich geschenket, daß er mit Lust und Liebe auch also tue, Gott zu Ehren, seinem Nächsten zu gute, der ist nichts und ist alles an ihm verloren. Wie will der mit Gesezen und Dräuen reich und lustig werden, der vor solchem Feuer himmlischer Liebe nicht zerschmelzet und zerfleußt? Es ist nicht Menschen

Barmherzigkeit, sondern Gottes, die uns gegeben ist uns zu reizen und zu bewegen.“ Halten wir uns also dies immer wieder vor Augen: die beste Vorbereitung auf alles Kollektieren ist die frische, lebendige, zuversichtliche, anhaltende Predigt des Evangeliums.

Dieses wollen wir tun, etwas anderes aber nicht unterlassen, wenn wir Herzen zum fröhlichen Geben willig machen wollen. Es ist ein alter Erfahrungsgrundsatz, daß man für Dinge, die man nicht recht versteht, auch kein rechtes Interesse hat. Ein Farmer würde wohl eine Abhandlung in einem medizinischen Fachblatte kaum lesen, einem Arzte würde es mit einem Artikel im "Shorthorn Breeder's Journal" nicht viel besser ergehen, und nur ein Pfarrer würde es fertig bekommen, über das Fundamentum Dividendi ein ganzes Buch zu lesen. Wer vom base-ball-game nichts versteht, dem ist das Ganze nicht viel mehr als eine dumme Durcheinanderlauferei, und er würde wohl kaum einen halben Dollar zahlen, um sich so etwas des öftern anzusehen. Derselbe Grundsatz gilt auch für unsere synodale Arbeit. Wir können von unsern Christen kaum erwarten, daß sie für dieses Werk große und willige Opfer bringen, wenn sie von der ganzen Arbeit nur eine sehr vage Vorstellung haben. Wollen wir, daß für unsere Synodalarbeit die Mittel reichlich fließen sollen, dann ist doch gewiß nötig, daß wir unsere Christen immer wieder darüber belehren, wie die Arbeit der Synode aufs engste mit dem Evangelium verbunden ist und eigentlich nichts anders ist als die praktische Ausführung des Befehls: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. Wir Pastoren setzen oft diese Kenntnis als etwas Selbstverständliches bei unsern Gemeindegliedern voraus. Wir sind durch das jahrelange Studium auf unserem College und dem Seminar, durch regelmäßigen Besuch der Konferenzen und Synoden, durch fleißiges Lesen der Synodalblätter mit dem Synodalwerke so vertraut, daß uns vieles ganz selbstverständlich ist. Wir erwarten dann bei dem gewöhnlichen Gemeindegliede, das nicht regelmäßig Konferenzen und dergleichen besucht, oft kein Kirchenblatt liest, über solche Dinge, die außerhalb seines engeren Gesichtskreises liegen, nicht viel nachdenkt, meist viel zu viel. We take too much for granted. Wir merken unsern Fehler meist dann erst, wenn jemand einmal eine recht unglaublich klingende Meinung über derartige Dinge ausspricht. So trifft man doch hier und da immer noch Leute, die des guten Glaubens sind, eine Gemeinde verliere beim Synodalschlusse ihr Kirchengeneigenschaft an die

Synode. Es ist also gründliche Belehrung über alle Synodalarbeit nötig, wenn das Geben unserer Christen ein verständiges und so recht williges sein soll.

Der Apostel hat seinen Gemeinden solchen Aufschluß gegeben. Bei der Kollekte für die Heiligen in Jerusalem hat er sich nicht damit begnügt, eine Kollekte anzufagen, sondern er hat seine Mitchristen ausführlich über den Zweck derselben belehrt: hat ihnen gezeigt, warum sie der Gemeinde zu Jerusalem zu besonderem Danke verpflichtet seien, welcher Nutzen dem Evangelium und ihnen selbst jetzt und für die Zukunft daraus erwachse. Wenn er dies nun so ausführlich in einem längeren Briefe getan, da ihm doch sonst so viele andere wichtige Dinge vom Herzen zu schreiben waren, so können wir gewiß sein, daß er dies in einer mündlichen Erklärung vor einer Gemeinde noch viel gründlicher getan hätte. Siehe 2 Kor. 8 und 9.

Laßt uns Pastoren unsere Leute darüber aufklären, wie Synodalarbeit Arbeit am Evangelium ist. Wie Predigt des Evangeliums mit der Gemeindearbeit und ihren Auslagen verknüpft, erkennt bald ein jeder. Gäbe es kein Evangelium, dann brauchten wir keine Kirche, keinen Pastor und kein Pfarrhaus, keinen Ort für den christlichen Unterricht an unsern Kindern. Das liegt klar vor aller Augen. Aber: Synode, Allgemeine Anstalten, Synodalkasse, Arme Studenten, Altenheim usw. liegen viel ferner und deshalb dem Einzelnen viel unbestimmter. Und doch steht dies alles in engster Verbindung mit der Predigt vom Sünderheiland. Pastor Dallmann drückt das in seiner drastischen und knappen Weise so aus: "If the gospel is to be preached we must pay the **preacher**, and we must build a **church** for him to preach in. The gospel is to be preached to the young also, therefore we must pay the **teacher** and build a **school** for **children**. The gospel is to be preached in the **future**, and therefore we must pay for the education of **students**; that this may be done we must pay **professors** and build **colleges** and **seminaries**. We alone can not do all this, and so we must go into partnership with other congregations and form **synods** and pay into **synod's treasury**. The gospel is to be preached not only at home but also abroad; therefore we must pay **missionaries** and establish missions among the white, black, red, yellow, and other people. For all this books, papers, tracts, etc., are needed; therefore we must pay to support **publication houses**." So ist es, tausendjährige Erfahrung hat

christliche Gemeinden gelehrt, daß sie durch *Z u s a m m e n s t e h e n* das Werk Christi am besten treiben können. Daher die Bildung von Synoden. Nun gibt es ja sogenannte „freistehende“ Gemeinden; aber ich wüßte von keiner, die wirklich frei stände, d. h. die wirklich in ihrem ganzen Werk für Gottes Reich auf eigenen Füßen stände. Wenn die Not an den Mann kommt, gebrauchen sie Katechismen, Gesangbücher, Bibeln, die Synoden haben ausarbeiten und drucken lassen; sie berufen, wenn das Pfarramt bei ihnen vakant wird, meist nicht einen Mann, den sie in ihrer eigenen Mitte haben ausbilden lassen, sondern der auf irgend einer kirchlichen (synodalen) Anstalt geschult wurde: also sie ziehen den Nutzen von der *Z u s a m m e n a r b e i t a n d e r e r*, für deren Zusammenarbeit sie nicht den vollen Anteil der Verantwortung mitgetragen haben. Solche Gemeinden sind den „freistehenden“ Gemeindegliedern ähnlich, die auch nur so lange „freistehen“, bis sie die Dienste eines an einer Gemeinde angestellten Pastors zum Taufen, Beerdigen, Trauen usw. gebrauchen wollen. Diese Letzteren wollen auch den Nutzen einer Gemeindeorganisation haben, und doch nicht den ihnen gebührenden Anteil der Verantwortung auf sich nehmen. Verständige Christen erkennen, daß wir als *S y n o d e* die Arbeit des Reiches Gottes am gründlichsten treiben können. Und darum opfern wir für Allgemeine Anstalten, d. h. für Colleges und Seminarier, wo unsere zukünftigen Prediger ausgebildet werden. Sie verstehen, daß sie den dortigen Professoren kein Almosen geben, sondern ihren Arbeitern den sauer verdienten Lohn zahlen. Wir geben für die Synodalkasse, damit die Verwaltungskosten gedeckt werden können; wir kollektieren für arme Studenten, weil die Erfahrung lehrt, daß oft gerade die Bemitteltesten und Reichsten ihre Söhne nicht fürs Predigtamt ausbilden lassen. Und die Liebe, die das Evangelium in unser Herz ausgießt, treibt uns zur gemeinschaftlichen Errichtung von Waisenhäusern, Altenheimen, Anstalten für Epileptische usw. Wir stehen in solcher Arbeit zusammen, so wie die Christen einst in ihrer Kollekte für das hungernde Jerusalem zusammenstanden.

Halten wir also unsere Gemeinden in solchen Dingen auf dem Laufenden. Sagen wir ihnen doch, was wir um des Evangeliums willen zusammen mit andern als Synode tun; reden wir von dem, was not tut, und von unsern Erfolgen immer wieder auf den Kanzeln und nicht nur bei Missionsfesten; bringen wir diese Dinge zur Sprache in unsern Gemeindeversammlungen und bei unsern Haus-

befuchen; lassen wir uns zu dem Ende auch die Verbreitung der kirchlichen Blätter recht angelegen sein, die ausführlich über solche Dinge berichten sollen. Im Falle die Synode etwas Besonderes vornimmt, z. B. ein neues College oder Seminar errichtet, da tue man auf dem Gebiete der publicity auch etwas Besondere; man zeige das Unzulängliche des Alten in Wort, Schrift und Bild; man unterrichte die Christen ebenso über Pläne, Kostenpunkt des zu unternehmenden Neuen. Daß da, wo reichlich publicity ist, auch die Gaben der Christen am besten fließen, dafür ist unsere Indianermission der beste Beweis.

In diesem Stücke des Gebens gilt es nun auch: „Halte an mit Ermahnen.“ 1 Tit. 4, 13. Die Hirten und Lehrer sollen nicht müde werden, zu diesem Werke fortwährend in zuversichtlicher Weise zu ermuntern. Dazu soll uns besonders das reizen, was Paulus von sich und Titus sagt: „Gott aber sei Dank, der denselben Fleiß (nämlich zum Kollektieren) an euch gegeben hat in das Herz Titi. Denn er nahm zwar die Ermahnung an; aber dieweil er so sehr fleißig war, ist er von ihm selber zu euch gereiset.“ 2 Kor. 8, 16. Fleiß und Freudigkeit zum eifrigen Sammeln der Gaben für das Reich Gottes ist eine Gnade und Gabe Gottes, die er als herrliche Frucht des Evangeliums uns Predigern schenken will. Wenn wir also Eifer spüren zum Kollektieren, so ist das nicht etwas, dessen wir uns vor der Gemeinde zu schämen hätten, um dessentwillen wir uns gleichsam so halb zu entschuldigen hätten. Es ist etwas ganz Anderes, dessen wir uns zu schämen haben, nämlich unserer Trägheit, unserer Ängstlichkeit, dies gottgewollte Werk zu treiben, unseres Kleinglaubens, der dem Evangelium nicht zutraut, daß es eine Kraft Gottes sei, und der darum auch unseren Christen nicht zutraut, daß sie auch in diesem Stücke etwas Ordentliches leisten werden. Über solche Trägheit, Ängstlichkeit, solchen Kleinglauben haben wir Ursache Buße zu tun als über Werke des Fleisches, und wir wollen Gott bitten, er möchte uns solchen Eifer, wie Paulus und Titus ihn hatten, in unser Herz geben. Wo eine Gemeinde einen solch eifrigen Pastor hat, da hat auch sie alle Ursache Gott zu danken, der solchen Eifer in sein Herz gegeben, denn er wird der Gemeinde zum Segen gereichen, da das fleißige Geben der Gemeinde gut ist. 2 Kor. 8, 10. Es ist doch kein Schade für eine Gemeinde, wenn der Diener am Wort ihr zu allerlei irdischem und geistlichem Segen verhilft, wie Gott ihn seinen lieben Kindern als Gnadenlohn verheißen hat. Er will aber reich-

liches Geben also lohnen: „Ehre den Herrn von deinem Gut, und von den Erstlingen alle deines Einkommens; so werden deine Scheunen voll werden, und deine Kelter mit Most übergehen.“ Sprüche 3, 9. 10. „Bringet aber die Zehnten ganz in mein Kornhaus, auf daß in meinem Hause Speise sei; und prüfet mich hierin, spricht der Herr Zebaoth, ob ich euch nicht des Himmels Fenster aufstun werde, und Segen herabschütten die Fülle. Und ich will für euch den Fresser scheitern, daß er euch die Frucht auf dem Felde nicht verderben soll, und der Weinstock im Acker euch nicht unfruchtbar sei, spricht der Herr Zebaoth.“ Mal. 3, 10. 11. „Gott aber kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habet, und reich seid zu allerlei guten Werken. Der aber Sämen reichet dem Säemann, der wird je auch das Brot reichen zur Speise, und wird vermehren euren Samen, und wachsen lassen das Gewächse eurer Gerechtigkeit, daß ihr reich seid in allen Dingen mit aller Einfältigkeit; welche wirket durch uns Dankjagung Gotte.“ 2 Kor. 9, 8. 10. 11.

Aber bei alle dem finden wir, daß manchmal trotz reichlicher Predigt des Evangeliums, trotz freundlichen Ermahnens, trotz genügenden Aufschlusses über das gottgewollte Werk, wie die Synode es treibt, die Gaben einzelner, ja oft ganzer Gemeinden sehr spärlich fließen. Wer sich einmal der Mühe unterzieht, den Kassenbericht in den Synodalberichten unserer Allgemeinen Synode zu studieren, der wird finden, wie es geradezu ein öffentliches Argerniß ist, wie wenig manche Gemeinden zum Synodalwerke beisteuern. Ja, man möchte bei manchen das Wort Pauli so anwenden: Obwohl sie reich waren, gaben sie doch ärmlich und gar nicht nach Vermögen. Woran liegt das? Die Antwort ist nicht schwer. Es zeigt sich da das Fleisch der Christen, der alte Adam, der sich bei uns Christen allen, auch den besten, auf die eine oder andere Weise offenbart und sich bei manchen mit Weizen und kärglichem Geben breit macht. Was ist solchen Zuständen gegenüber weiter zu tun? Auch auf diese Frage können wir uns beim Apostel Paulus die Antwort holen.

Er war gewiß ein tüchtiger Prediger des Evangeliums, er verstand es auch in recht evangelischer Weise zum christlichen Wandel und allen guten Werken zu ermahnen, und doch hat er mit mancher seiner Gemeinden recht trübe Erfahrungen gemacht. Das störrige Fleisch zeigt sich bei den Galatern in großer Wankelmütigkeit; bei den Korinthern ist Streitsucht, Selbsterhebung, greuliche Fleisches-

lust, Dulden grober Ärgernisse, schändlicher Mißbrauch des Abendmahls. Den Kretern muß er dies Zeugnis geben: „Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuhe.“ Tit. 1, 12. Und das waren Leute, die zu christlichen Gemeinden gehörten. Was tat nun der Apostel unter solchen Verhältnissen? Gibt er Titus, der als Seelzorger jene Kreter unter sich hatte, den Rat: „Zahre nur fort mit der einfachen Predigt des Evangeliums und mahne sie freundlich.“? Nein, dies ist seine Weisung: „Um der Sache willen strafe sie scharf, auf daß sie gesund seien im Glauben.“ Tit. 1, 13. Er selbst hat auch nach diesem Rat gehandelt. Paulus ist mit den Korinthern über die unter ihnen herrschenden Zustände ernstlich ins Gericht gegangen. Er hielt ihnen entgegen, daß ihr Ruhm nicht fein sei; er droht ihnen Gottes Zorn und Strafe, die über die, die solches trieben, kämen. So sagt er 3. B. über den Mißbrauch des heiligen Abendmahls: „Darum sind auch so viele Schwache und Kranke unter euch, und ein gut Teil schlafen. Denn so wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir vom Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht samt der Welt verdammet werden.“ 1 Kor. 11, 30—32. Solch ernstes Strafen war nicht ohne Erfolg, denn im nächsten Briefe lesen wir: „Denn daß ich euch durch den Brief habe traurig gemacht, reuet mich nicht. Und ob's mich reute, so ich aber sehe, daß der Brief vielleicht eine Weise euch betrübt hat; so freue ich mich doch nun, nicht darüber, daß ihr seid betrübt worden, sondern daß ihr seid betrübt worden zur Reue. Denn ihr seid göttlich betrübt worden, daß ihr von uns ja keinen Schaden irgend worinnen nehmet. Denn die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod. Siehe, daselbige, daß ihr göttlich seid betrübt worden, welchen Fleiß hat es in euch gewirkt, dazu Verantwortung, Zorn, Furcht, Verlangen, Eifer, Rache.“ 2 Kor. 7, 8—11. Die ernste und scharfe Zurechtweisung wirkte aufrichtige Reue und Buße, so daß die Korinther Gottes Vergebung suchten, Gott Besserung gelobten. Der Apostel konnte den ganzen Handel mit den Worten zum Abschluß bringen: „Ich freue mich, daß ich mich zu euch alles versehen darf.“ 2 Kor. 7, 16.

Merken wir uns nun auch dieses Stück für die Gemeindegemeinschaft, daß das Wort Gottes nütze ist nicht nur zur Lehre, sondern auch zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Man fürchte sich nicht, da wo Geiz und Gleichgültigkeit dem Werke Gottes

gegenüber sich zeigen, die Christen um dieser Dinge willen ernstlich und mit der nötigen Schärfe zu strafen. Es gibt gewiß auch unter uns genug zu strafen: Die Reichen, die oft durch ihre verhältnismäßig geringen Gaben schweres Ärgernis geben, in vielen Fällen das große Wort führen und dann jeder größeren Geldausgabe opponieren; manche Arme, die für Getränke, Tabak, Flitter und Land, movies und dergleichen ihr Geld verplempern und sich dann mit ihrer Armut zu entschuldigen suchen, wenn sie nichts oder doch nur sehr wenig für den Gemeinde- und Synodalhaushalt tun könnten; die Jugend, die für Putz, Schleckereien, Vergnügungssucht das Geld mit vollen Händen ausgibt, für die Kirche aber dann nichts übrig zu haben meint; unser Volk im ganzen, daß es für Bequemlichkeit und Luxus, für seine cars und joy-rides das Geld in Hülle und Fülle habe, den lieben Gott aber oft unter Murren und Stöhnen mit nickels und dimes abspese. Legen wir getrost den Finger auf die wunden Stellen, und scheuen wir uns nicht das Kind beim rechten Namen zu nennen. Schüchterne Andeutungen werden da leicht überhört, und allgemein gehaltene Klagen über die Verderbtheit der heutigen Zeit, dienen nur dazu, das Volk einzuschläfern. Wenn der Apostel mit Strafen fertig war, dann wußte jeder, wovon derselbe geredet hatte und, wie diese Sache gerade ihn angehe.

Man vergeße auch nicht daran zu erinnern, was der Apostel gerade zu diesem Punkte zu bedenken gibt: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Gal. 6, 7. Gott läßt das Blut seines Sohnes nicht ungestraft mit Füßen treten. Wer Gott seine Gaben entzieht, über den kommt, was Maleachi androht: „Ist's recht, daß ein Mensch Gott täuscht (robs God), wie ihr mich täuscht? So sprecht ihr: Womit täuschen wir dich? Am Zehnten und Heboffer. Darum seid ihr auch verflucht, daß euch alles unter den Händen zerrinnet; denn ihr täuscht mich allesamt.“ Mal. 3, 8. Was der Prophet Haggai, Kap. 1, 2—11, seinem Volke vorhält, kann uns allen zur Selbstprüfung dienen. Wer hätte das nicht schon erlebt, wie mancher, der dem Herrn immer gern die Gaben beschneidet, nun auch vom Herrn gerade an Geld und Gut gestraft wird; er tut sein Geld in einen löcherichten Beutel; er entzieht dem Herrn das Nötige und gibt dann das Zehnfache dem Doktor und den Hospitalern, der Herr kommt über ihn mit Hagel, Mißernten, schweren Rückschlägen im Handel und großen Geschäftsverlusten. Es ruht kein Segen auf dem Gelde, um das man den Herrn täuscht. Auch uns Pastoren

gilt hier: „Mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen.“ Walther pflegte zu seinen Studenten zu sagen: „Sie werden vielleicht nur ein kleines Gehalt bekommen und dadurch in Sorge geraten, ob die Gemeinde Ihnen das Nötige darbieten werde. Wenn Sie nun in Versuchung kommen, deshalb die Ermunterung zum Geben für Mission, Lehranstalten usw. anstehen zu lassen, so bedenken Sie: Es gibt eine göttliche Nemesis. Die Gemeinde wird immer unwilliger werden, Ihnen das Nötige darzureichen. Und das ist ein gerechtes Gericht Gottes; denn Sie vernachlässigen einen Teil Ihres Amtes.“ Und ist es nicht so, daß die Pastoren, die der Erhöhung der Gehälter für Professoren, Reiseprediger, Missionare oft am heftigsten widersprechen, gerade diejenigen sind, die alle Ursache haben darüber Klage zu führen, wie ihre Gemeinden sie in Gehaltsfragen behandeln?

Dies alles ist nicht dazu gesagt, daß sich der alte Adam nun etliche Dollars abzwahe, um sich gleichsam Straflosigkeit zu erwerben (to buy immunity), sondern daß sich der neue Mensch von Herzen demütige, um Gottes Vergebung flehe, Gott fleißig um Gnade bitte, er möge ihm helfen, Satan und das geizige Fleisch unter die Füße zu treten. So kann die ernstliche Strafe und Mahnung zur Besserung reichen.

Freilich sollen wir gerade beim Strafen auch dafür Sorge tragen, daß wir den rechten herzlichen Ton treffen, dem es abzumerken ist, daß es dem Strafenden allein um des Sünders Besserung zu tun ist. Wir dürfen bei unsern Zuhörern nicht den Eindruck erwecken, daß uns „in der heutigen Predigt eben einmal die Galle übergelaufen sei“. Auch im Strafen kann der Apostel Paulus uns ein Vorbild sein; man lese nur einmal 2 Kor. 6, 11—13. Soviel nun über die rechte Vorbereitung der Kollekte.

II. Die Ausführung oder das Erheben der Kollekte.

Als Einleitung möge hier dienen, was Dr. Pieper einst in einem Referate (Die Laienbewegung) gesagt hat: „Von zwei religiösen Gemeinschaften der Vereinigten Staaten wird berichtet, daß sie nie Mangel an Geldmitteln haben. Das sind die Mormonen und die Siebentags-Adventisten. Als Grund für diese Tatsache wird angegeben, daß diese Gemeinschaften den Zehnten eingeführt haben. Auch in andern Gemeinschaften haben Leute die Einführung des Zehnten befürwortet. Man weist statistisch nach, daß Gemeinden

und Personen, die den Zehnten einführten, im Vergleich mit früher das Fünffache und Zehnfache für kirchliche Zwecke beigezahlt haben. Wir bezweifeln nicht die Richtigkeit dieser Statistik. Wir sind völlig überzeugt, daß auch bei uns allem Geldmangel wie mit einem Schlage ein Ende gemacht wäre, wenn alle unsere Christen den Zehnten ihres Einkommens Christo für sein Reich darreichen würden. Ein gewisser Thomas Kane macht den Professoren an theologischen Anstalten den Vorwurf, daß sie nicht nachdrücklich genug für den Zehnten eintreten. Professoren und Pastoren seien schuld an dem Geldmangel der Kirche.

Was haben wir hierzu zu sagen? Wir legen allerdings den Christen des Neuen Testaments den Zehnten nicht als Pflicht auf ihr Gewissen. Und das tun wir deshalb nicht, weil es wider die Schrift wäre. Der Zehnte war Gottes Ordnung im Alten Testament, aber er ist nicht göttliche Ordnung im Neuen Testament. Im Neuen Testament ist oft und viel vom Geben für Christi Reich die Rede. Aber nirgends wird den Christen das Geben des Zehnten befohlen. Und was Christus nicht befohlen hat, das darf auch die Kirche und ein Christ dem andern nicht befehlen. Daran wollen wir dem Papsttum und den Sekten gegenüber streng festhalten. Wir wollen uns die Freiheit, womit Christus uns befreit hat, nicht rauben lassen.“

Ich möchte dem dies noch hinzufügen, daß Gott wohl deshalb keinen bestimmten Prozentsatz festgesetzt hat, weil er den Christen des Neuen Testaments zutraut, daß sie auch ohne bestimmtes Gesetz um Christi willen alles darreichen würden, was er zum Besten seines Reiches gebraucht. Aber auch dies ist hierbei noch zu beachten, daß wenn Gott es für fair gehalten, daß seine Kinder im Alten Testament den Zehnten für die Kirche gaben, so haben wir Lutheraner doch wahrhaftig keine Ursache über die Schwere der kirchlichen Lasten zu klagen, da doch bei uns die Gaben auch noch nicht einmal annähernd an den Zehnten herangehen.

Das soll nun freilich nicht sagen, daß darum auch im Neuen Testament gar nichts darauf ankomme, wie die Erhebung der nötigen Gelder gehandhabt würde, oder wie die Gaben unserer Christen kollektiert würden. Es liegt klar auf der Hand, und die Erfahrung bestätigt es, daß, wenn die Herzen der Christen zum Geben durch das Evangelium willig gemacht wurden, wir ihnen dann aber auch Gelegenheit geben sollen, regelmäßig und in geordneter, planmäßiger

Weise ihre Gaben für das Reich Gottes beizusteuern, wenn die Reichsarbeit nicht großen Schaden nehmen soll. Was würden wir z. B. zu Vorstehern sagen, die bei einem Missionsfeste nur der Hälfte der Zuhörer den Kollektenteller hinreichen würden, oder die vielleicht aus reiner Nachlässigkeit beim Kollektieren jede zweite oder dritte Bank überschlagen würden und dann mit der Ausrede kämen: Wenn diese andern Christen willige Herzen hätten, so würden sie schon gehörigen Orts ihre Gaben anzubringen wissen? Wir würden doch solchen Vorstehern dieses Tun als unordentlich und äußerst töricht ernstlich verwehren. Und doch haben wir als Synode gerade diese Torheit, daß wir den Kollektenteller nur einem Teile unserer Christen hingehalten haben, schon seit Jahren, wenn auch in etwas anderer Weise, begangen. Es kommt auch im Neuen Testamente sehr viel darauf an, wie wir die freien Gaben der Christen sammeln.

Paulus kann uns auch im S a m m e l n d e r G a b e n als Vorbild dienen. Achten wir einmal darauf, wie planmäßig und systematisch, mit welcher unermüdlischen Eifer der Apostel die Kollekte für Jerusalem betrieben hat. Überall, wo er hinkam, war er für dieselbe tätig: er war es, der schon früher eine ähnliche Gabe aus Antiochien nach Jerusalem bringen half (Apost. 11, 29); er trat später für eine solche Kollekte ein in den galatischen Gemeinden (1 Kor. 16, 1), in den mazedonischen (2 Kor. 9, 2); er hat sich in derselben Sache viel Mühe gegeben in Achaia, d. h. hauptsächlich in Korinth; er redet von derselben den Römern gegenüber (Röm. 15, 26). Er ist auch nicht mit einmaliger Erwähnung zufrieden; er denkt nicht, ich habe ja fleißig Evangelium gepredigt, das Übrige wird sich schon von selbst finden. Aus seiner apostolischen Erfahrung heraus, aus seiner Menschenkenntnis, um der Schwachheit des Fleisches willen dient er den Gemeinden mit ganz bestimmten Vorschlägen, wie das Werk erfolgreich durchgeführt werden könne. Er gibt ihnen den Rat, durch regelmäßige, sonntägliche Gaben (und zwar nicht nur derer, die im Gottesdienst erscheinen) sollten a l l e es möglich machen eine große Gesamtkollekte zusammenzubringen. 1 Kor. 16, 1. 2. Ja, selbst dabei läßt er es nicht bewenden. Paulus wacht selbst über die D u r c h f ü h r u n g. In Korinth war nämlich das Werk in einem Jahre angefangen worden, war dann aber ins Stocken geraten. Der Apostel ist nicht damit zufrieden, daß es bei den Korinthern beim guten Willen bleibe, sondern er sagt: „Nun aber vollbringt auch das T u n , auf daß, wie da ist

ein geneigt Gemüt zu wollen, so sei auch da ein geneigt Gemüt zu tun, von dem, das ihr habt.“ 2 Kor. 8, 11. Und selbst diese briefliche Ermahnung genügte ihm nicht. Er hält es für gut, Titus, „dem Gott großen Eifer ins Herz gegeben“, und zwei andere Brüder, die ihres Gleiches wegen ein gut Gerücht unter den Brüdern hatten, als Boten nach Korinth zu senden, damit, wenn der Apostel selbst später nachkäme, die Kollekte „in völligen Stand gesetzt sei“, d. h. doch wohl, daß sie dafür Sorge tragen sollen, daß dieselbe in der ganzen Gemeinde zum Abschluß gebracht sei. Um den Apostel vor übler Nachrede zu schützen, sollen dann auch diese Männer die Gesamtsumme mit ihm nach Jerusalem bringen. Um der guten Sache willen hat also der Apostel dafür gesorgt, daß so viel wie möglich alle reichlich beisteuerten, daß es sei ein Segen und nicht ein Geiz. Sorgsamst hat er alles vermieden, was dem guten Werke irgendwie Abbruch tun könnte. Und dabei handelte es sich um ein Liebeswerk, das hauptsächlich irdischer Not steuern sollte, ähnlich wie unsere jetzige Deutschlandhilfe.

Wie steht es nun in diesem Stücke der systematischen oder ordentlichen Durchführung unserer Kollekten für Synodalzwecke, da es sich nicht um ein Liebeswerk handelt, das wir frei gewählt hätten, sondern da es um eine Sache geht, die wir unter Gottes Leitung schon längst in Angriff genommen haben, und wobei es gilt ganz bestimmte Versprechungen einzulösen, die wir den berufenen Professoren, Reisepredigern, Missionaren in Gestalt von festen Gehältern gemacht haben. Ich glaube, daß gerade auf diesem Gebiete des Erhebens der Kollekte unser wunder Punkt liegt, an dem die größten Fehler gemacht werden, die unserem Werke empfindlichen Schaden zufügen. Wir sorgen wohl durch ordentliche Predigt des Evangeliums dafür, daß die Herzen willig gemacht werden zum Werke des Herrn, aber daß nun zum Wollen auch das Tun komme, an der planmäßigen Durchführung der Kollekten läßt man es noch vielfach in unserer Synode, ja in der ganzen Synodalkonferenz, fehlen. Ich will nur auf etliches hinweisen. Wie oft haben Synodaldistrikte, die Allgemeine Synode in der Vergangenheit beschlossen, für einen gewissen Zweck eine Extrakollekte zu erheben. Wer hat nun unter uns darüber gewacht, daß es auch geschähe. So ist's oft gewesen: eifrige Pastoren und Gemeinden haben sie durchgeführt, bei vielen ist sie unterblieben. Viele Gemeinden haben nicht

einmal davon erfahren, und niemand war dazu gesetzt, daß dies auch geschähe. Wie oft haben wir früher bei Missionsfesten die Notiz gelesen „verregnet“, welches wohl als Erklärung dafür gelten sollte, daß in dem Jahre die Kollekte so gering ausgefallen. Der Erfolg der Kollekte war also zum guten Teil auch vom Wetter abhängig. Mancher von uns hat in solchem Falle wohl noch nachkollektiert. Praktisch fiel die Sache wohl so aus, daß ein gut Teil derer, die beim Feste zugegen waren, nun zum zweiten Male gaben, aber die weit entfernt Wohnenden, die Kranken und Unpäßlichen, wer gerade an dem Sonntage anderswo Besuch machte, oder die aus Trägheit zu Hause blieben, bekamen wieder keine Gelegenheit, zum Wollen auch das Tun hinzuzufügen. So steht es mit den verregneten Missionsfesten, und es regnet doch auch noch an manchen andern Sonntagen, wenn Synodalkollekten erhoben werden. Dazu kommen noch Weihnachtsfeste, ja selbst Ostersfeste mit Schneestürmen, auf dem Lande manchmal bodenlose Wege. Welch einen Ausfall an Geldern eine Gemeinde, die in der alten Weise das Kollektieren besorgt, allein im Laufe eines Jahres wohl haben mag! Und nun multipliziere man diese Zahl mit der Zahl der Gemeinden in der Synode, und man braucht kein Finanzgenie zu sein, um das zu erkennen, daß unsern Einnahmen großer Abbruch geschieht, weil bei unserer Weise die Gelder zu sammeln der Erfolg zum guten Teil von den Zufällen des Wetters und andern Dingen abhängig ist. Ich glaube, es steht so unter uns, daß unseres Systems wegen zwei Drittel aller Synodalgelder von einem Drittel unserer Gemeindeglieder aufgebracht wird. Wir machen es wie die vorher erwähnten Vorsteher, beim Herumreichen des Kollektentellers überspringen wir jede zweite und dritte Bank. Wir reichen ihn eben immer nur denen hin, die an dem betreffenden Sonntage im Gottesdienst sind. System hatten wir meist nur in unserer Planlosigkeit.

Nun wird vielleicht mancher denken, diese etwas unordentliche Weise schade nichts, solange nur die nötigen Gelder zusammenkämen. Und doch schadet es. Denn in manchen Gemeinden fließen die Mittel nicht, wie sie sollten, und eine Gemeinde bestärkt die andere in ihrer Trägheit und Planlosigkeit. Dazu kommt noch dieses, daß wir doch unsere Christen durch Planlosigkeit nicht des Segens berauben sollten, zu jedem guten Werke der Synode beizusteuern. Wir sind ihnen darin gute Erzieher schuldig. Der Apostel hielt es bei den Korinthern für einen Segen, für etwas, das ihnen gut sei, wenn alle

an der Kollekte teilnehmen könnten. Wir wollen unsere Christen dieses Segens nicht berauben, sondern der Schwachheit des Fleisches mit einem guten Plane zu Hilfe kommen.

Wir haben uns diese Weise für kirchliche Zwecke Gelder zu sammeln in einem andern Stücke schon längst abgewöhnt. Wer unter uns dächte noch daran, die Mittel für den Gemeindehaushalt durch zufällige Sonntagskollekten aufzubringen, so daß er an einem Sonntage für den Kirchendiener, einem andern für Lehrergehalt, einem dritten für Pfarrgehalt, einem folgenden für die Organistin usw. von den jeweilig Erschienenen kollektierte, und zwar so, daß niemand wüßte, wer gegeben und wer nicht gegeben hätte. Wollte eine Gemeinde diese Weise versuchen, so würde sie bald an ihrem eigenen Leibe spüren, daß doch etwas darauf ankäme, wie die Gelder fürs Reich Gottes erhoben werden. Die eigene Not hat uns schon längst gezwungen, von solch törichter Weise abzusehen. Wir machen es jetzt meist so: Wir gehen von einem Gliede zum andern, zu Männern, Frauen und nun auch zur konfirmierten Jugend und versuchen ein ganz bestimmtes Versprechen für das Jahr zu erhalten; wir führen über das vom Einzelnen Erhaltene genau Buch, mahnen auch die Säumigen in freundlicher Weise an ihre Rückstände, holen selbst vom Jahre vorher das Rückständige noch nach. Ganz planmäßig geben wir jedem Gelegenheit seiner Christenpflicht (1 Kor. 9, 14) nachzukommen, und wir wachen mit freundlichem Mahnen und Strafen darüber, daß zum Wollen auch das Tun komme. Aber für die Synode soll die andere Weise gut genug sein. Sollte das vielleicht daher kommen, daß es bei uns Pastoren so steht, daß bei uns eben auch das Hemd näher ist als der Rock und wir die Not der Synode nicht so spüren, wie die an eigenen Leibe, im eigenen Gemeindehaushalte? Oder sollte solch Unterschiedmachen vielleicht daher kommen, daß die Ortsgemeinde „göttliche Stiftung“, die Synode aber nur „menschliche Einrichtung“ sei, und der gegenüber darum jeder handeln könnte nach seiner Willkür, und zwar Willkür im vollen Sinne des Worts? Ich glaube nicht, daß ein Einsichtiger leugnen wird, daß wir in Punkto „Planmäßigkeit“ in unserem Kollektieren für Synodalzwecke Fortschritte machen können.

In welcher Weise könnte das nun etwa in den Gemeinden geschehen? Der Referent kann hier hauptsächlich nur von den Erfahrungen in seiner eigenen Gemeinde reden. Dem Betreffenden, dem

eben auch schon Missionsfeste verregnet und Weihnachts- und Ostersfeste verfürmt waren, war es aus der Erfahrung heraus mit der Zeit klar geworden, daß unsere jetzt meist übliche Art des Kollektierens für die Synode unordentlich sei, und eine, bei der die Synode viel zu kurz komme. Er hatte auch mit andern davon geredet und die Sache auf der letzten Delegatenkonferenz zur Sprache gebracht. Damals wurde dann auch die Arbeit über „Unser Kollektentwesen“ aufgegeben. Der Referent wollte nun mit dem Plane, der ihm vorschwebte, in der eigenen Gemeinde eine Probe machen. Der erste Versuch wurde bei Gelegenheit des Missionsfestes gemacht. Die Sache wurde zuerst in einer Gemeindeversammlung gründlich besprochen, warum wir eine Änderung versuchen wollten im Sammeln der Synodalgelder. In einem Briefe wurden die Gründe für die neue Weise den Gemeindegliedern mitgeteilt; ferner wurden jedem Briefe Ruberte für alle abendmahlsberechtigten Glieder beigelegt. Der Erfolg war über Erwarten gut. Die Missionsfestkollekte verdreifachte sich, stieg von \$100.00 auf \$300.00. Wer am Kommen verhindert war, hatte sein Rubert entweder geschickt oder doch später gebracht.

Darauf wurde der Plan erweitert. Das günstige Resultat der Missionsfestkollekte wurde der Gemeinde mitgeteilt, und sie beschloß nun, an allen großen Festtagen Briefe mit Ruberten auszuschießen, d. h. zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, am Missions- und Reformationsfeste. Das würde ungefähr alle zwei Monate eine größere Kollekte ergeben. In den Briefen wurde auf die jeweiligen Bedürfnisse und auf den Fortschritt der guten Sache hingewiesen. Der weitere Erfolg und die Erfahrungen waren dieselben wie bei dem Missionsfeste. In andern Jahren schwankten die Festtagskollekten zwischen \$25.00 bis \$35.00. Wenn alles besonders günstig war, brachte Weihnachten gegen \$50.00. Durch die Ruberte brachte die Weihnachtskollekte \$119.00, die zu Ostern \$94.00 (und dabei hatten wir in der Nacht vorher einen fürchterlichen Schneesturm), Pfingsten \$87.00. Also alle Kollekten hatten sich mehr als verdoppelt. Der große Unterschied im Ausfall derselben mag in unserer Gemeinde zum Teil damit zusammenhängen, daß wir abwechselnd deutsche und englische Gottesdienste haben, wobei in den verschiedenen Gottesdiensten die Zuhörerschaft meist eine ganz andere ist. Durch die Ruberte wurden aber alle erreicht und nicht nur die, welche in dem englischen oder deutschen Festgottesdienste erschienen. Bis jetzt wurde in unserer Gemeinde über die ausgesandten Ruberte keine genaue

Kontrolle geübt, was ja durch Namensaufschrift oder Numerierung leicht geschehen könnte. Das gäbe Gelegenheit, die Vergesslichen, Schwachen und Säumigen in brüderlicher Weise an ihr Verfallnis zu erinnern. Mancher unter uns mag solcher „Kontrolle“ wohl opponieren. Man sagt, durch solche Namensaufschrift oder Numerierung versuche man einen Druck auf die Glieder auszuüben; die ganze Weise sei gesetzlich. Nun wenn es „evangelisch“ ist, über die Gemeindebeiträge des Einzelnen zu wachen, über dieselben Buch zu führen, die Beiträge durch numerierte Ruberte zu sammeln, warum ist es dann auf einmal „gesetzlich“, wenn man ganz dieselbe Weise für die Synodalbeiträge der Glieder gebrauchen will?

Ein anderer Plan, Gelder für den Synodalhaushalt zu sammeln — und wohl der beste von allen — wäre der des „duplex envelope system“, der in einem Büchlein (A Guide In Church Finance) von Sam. M. Stein genau beschrieben wird, in welchem Büchlein auch wichtige Fingerzeige über einen sogenannten „every member canvass“ gegeben werden. Nach diesem Systeme verpflichtet sich ein jedes Glied, an jedem Sonntage oder in jedem Monate des Jahres eine bestimmte Summe für den Gemeinde- und Synodalhaushalt in den beiden Täschchen eines Ruberts abzugeben. Über diese Beiträge wird dann Buch geführt, so wie es jetzt mit den Beiträgen für die Gemeinde doch wohl überall schon geschieht.

Ein anderer Weg, den man gehen könnte, wäre der, daß man nur eine Liste für Gemeindebeiträge führe, die den Beitrag für Gemeinde- und Synodalhaushalt zusammenfaßt, und daß nun aus der Gemeindefasse monatlich ganz bestimmte Summen an die Synodalkasse abgeführt würden. Irgend eine der angegebenen Weisen wäre für die Erziehung unserer Gemeindeglieder zu ordentlichem und regelmäßigem Geben gewiß besser als das unordentliche „Draufloskollektieren“, das wir meist unter uns geübt haben.

Freilich, wie eine Gemeinde diese Sache ordnen will, muß schließlich ihr überlassen werden. Stadt- oder Landverhältnisse mögen in der Entscheidung eine große Rolle spielen. Aber darin sollten wir uns jetzt doch alle einig sein, daß es unsere Christenpflicht ist, dafür Sorge zu tragen, daß der Kollekten-teller Gottes an alle seine Kinder regelmäßig herankomme. Wo eine Gemeinde in diesem Stücke unordentlich ist und darum in ihren Beiträgen für das Reich Gottes zu kurz kommt oder vielmehr dieselben sich selber verkürzt, so schädigt und hindert sie doch

an ihrem Teile die Reichgottesarbeit? Und das wollen wir Christen doch nicht? Was sollte auch dem entgegenstehen, daß wir eine Weise finden, für jede Kollekte jedem Kinde Gottes den Kollektensteller hinzuhalten. Die Opposition mancher unserer Glieder, die wir eben in diesen Stücken verkehrt erzogen haben, und bei denen mancher auch aus ganz unlauteren Gründen opponieren mag; oder sollten es bei uns Pastoren Rücksichten der Bequemlichkeit sein, da man sich vor der vermehrten Arbeit fürchtet, um aus der "rut" herauszukommen? Fürchten wir uns doch vor diesen Dingen nicht, denn das Evangelium ist auch eine Gotteskraft Leute aus der alten "rut" herauszubringen, wenn sie nur erst einmal erkennen, daß „das Fahren in der alten Spur“ dem Reich Gottes so oder so Schaden bringt. Es hat sich aus der Kraft des Evangeliums heraus bei uns in den letzten Jahren in finanziellen Dingen manches gebessert — wer die älteren Synodalberichte mit den neueren vergleicht, wird das schnell genug erkennen; unsere Christen haben bedeutend größere Opfer gebracht — und sollten wir nicht auch erkannte Mängel und Fehler um Christi willen weiter überwinden lernen?

Nun möge aber die Synode auch an ihrem Teile solche Verhältnisse schaffen, die es dem Geber in der Gemeinde möglich machen, so zu geben, wie der Apostel, 2 Kor. 9, 7, mahnt: „Ein jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen, oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Die englische Übersetzung ist wohl die bessere: "as he purposeth in his heart," d. h. wie er sich in seinem Herzen beschließt. Das Wort des Apostels drückt aus, daß der Betreffende eine Wahl treffe, mit Überlegung gebe. Das Wort „Willkür“ ist nicht so zu verstehen: Was ihm nach seiner guten oder schlechten Laune gerade einfällt. Soll er aber mit Überlegung des Herzens geben, so muß der Gebende doch über die Bedürfnisse unterrichtet sein, daß er seine Gabe „nach Vermögen“ einschätze.

Dazu gehört nun zweierlei. Einmal, daß der Betreffende einigermaßen wisse, wie hoch die Bedürfnisse zu stehen kommen; zum andern, wie groß wohl die Zahl derer sei, die beisteuern, um diese Bedürfnisse zu decken. Es liegt nun auf der Hand, daß es dem Einzelnen wohl möglich ist, über die Gemeindebedürfnisse sich einigermaßen ein Urteil zu bilden: soviel für Pfarr- und Lehrer Gehalt, soviel für laufende Ausgaben; soviel Glieder sind wir, die die Kosten tragen helfen. Er kennt auch einigermaßen den Vermögensstand sei-

ner Mitbrüder in der Gemeinde. Das alles beeinflusst ihn in der Bestimmung der Größe seiner Gabe. In den Synodalverhältnissen ist das aber nicht so leicht. Selbst ein Pastor könnte nur mit großer Mühe das Budget, d. h. den Voranschlag für die kommenden Auslagen, zusammenstellen; er könnte wohl auch über den Vermögensstand seiner Gemeinde Aufschluß geben (2 Kor. 8, 2), aber nicht über den der andern, besonders nicht der weit entfernt liegenden. Was weiß z. B. der Pastor im Dakota-Montana-Distrikt über die Vermögensverhältnisse der Leute im nördlichen Michigan oder Wisconsin?

Was ist unter solchen Umständen natürlicher, als daß die Synode Männer erwähle, „die ein gut Gerücht haben und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen zu solcher Notdurft,“ Apost. 6, 3, und die sich nun besonders mit diesen Fragen befassen; die sich von den verschiedenen Behörden Aufschluß über die Bedürfnisse verschaffen, das Ganze übersichtlich verarbeiten und dann das Ergebnis in der Gestalt des Aufschlusses oder eines guten Rats den Gemeinden zukommen lassen. Ja, solch eine Finanzkommission könnte sich auch genaue Kenntnis verschaffen über die Zahl und die Vermögensverhältnisse der Besteuernden, z. B. auch darüber, ob eine Gemeinde eine große Schuldenlast habe, besonders große Gemeindeauslagen habe, wie die Ernteerträge in gewissen Distrikten seien, wie es um die Arbeitsverhältnisse in den Großstädten bestellt sei, — welches doch alles Dinge sind, die beim Erheben von Synodalgeldern in die Wagschale fallen. Durch einen Fragebogen könnten sie solche Auskunft ermitteln, und die Pastoren könnten solche Auskunft mit ebenso gutem Gewissen erteilen, wie sie z. B. durch den Parochialbericht jetzt schon allerhand andere Auskunft über Gemeindeverhältnisse geben. Nachdem eine solche Kommission in alle einschlägigen Verhältnisse Einsicht genommen, könnte sie der einzelnen Gemeinde mit gutem Rate dienen, ja, selbst so weit gehen und ihr sagen: Versucht einmal an Eurem Teil, die oder die Summe aufzubringen. Wir hätten also ein allotment oder ein apportionment. Der vorher erwähnte Sam. Stein sagt darüber in seinem Büchlein ganz recht: Thinking Christians are asking, How much is needed? They do not give blindly, or simply because they are asked to pay, or because the pastor announces, 'We need more money.' Why not answer in an intelligible, tangible way? Why not give them an apportionment in the sense of an aim?

The wealthier, well informed, faithful congregations will go beyond it. If that is wrong, then it is wrong for a synod to apportion so much for this, so much for that. It is not satisfactory to any one to simply tell the congregation: Much, much and more is needed. What is much? What is more? No two persons in the audience give the same answer. And the collections of the congregation as such answer: Much is not much. And the fault is not altogether stinginess, but also ignorance. A synod should have a budget, and each congregation as a part of synod should become acquainted with it and aim to raise at least its portion." Die Synode schaffe dann aber auch solche Verhältnisse, daß eine Gemeinde sich mit Einsicht und Verständniß mit der Frage beschäftigen kann: Was sollte unser Budget für die Synodalkasse sein? Diese Dinge können in ganz evangelischer Weise gehandhabt werden, denn Geseßlichkeit haftet nicht den Ordnungen an, die wir treffen, sondern liegen in der Herzensstimmung dessen, der sie in geseßlicher Weise gebraucht und durchführt.

Eine solche Finanzkommission kann über die Durchführung des ganzen Kollektenwesens wachen, die Säumigen ermuntern und ermahnen, so daß auch in diesem Stücke alles ehrlich und ordentlich zugehe, und auch die „Gleichheit“ bewahrt werde, damit nicht der alte Adam Ursache bekomme über Ungerechtigkeit und Übervorteilung zu klagen. Der Apostel nimmt auch auf solche Dinge wohl Rücksicht, wenn er den Korinthern sagt: „Nicht geschieht das der Meinung, daß die andern Ruhe haben, und ihr Trübsal; sondern daß es gleich sei. So diene euer Überfluß ihrem Mangel diese teure Zeit lang, auf daß auch ihr Überschwang hernach diene eurem Mangel, und geschehe, das gleich ist.“ 2 Kor. 8, 13. Das findet doch gewiß auch auf Synodalkollekten seine Anwendung.

Wenn die Synode etwas Außerordentliches unternimmt, z. B. ein Seminar baut, könnte eine solche Kommission treffliche Dienste leisten. Sie könnte darüber beraten, wie das ganze Werk wohl am besten einheitlich durchzuführen sei. Sie könnte Rat geben, über die geeignete Zeit für das Sammeln der Unterschriften, könnte Vorschläge machen über die Verteilung der Zahlungen, ob die Summen in einem, zwei oder drei Jahren aufzubringen seien. Wie würde es den Eifer der Gemeinden beleben, wenn alle Gemeinden wüßten, daß sie alle zusammen an einem Strange ziehen! Das Bewußtsein

des gemeinsamen Tuns, würde machen, daß ein Feuer sich am andern in den Herzen entzündete.

In diesem Stücke der ordnungsmäßigen Durchführung unseres Kollektentwesens ist unter uns noch manches zu bessern. Wie oft kommt es vor — mir und meiner Gemeinde ist es auch passiert, und wir merkten unsern Fehler erst im folgenden Jahr —, daß Gemeinden für wohlthätige Zwecke, z. B. Deutschlandhilfe — was ja an sich recht und gut ist — große Summen aufbringen, dabei aber ganz die Tatsache außer Augen lassen, daß die Synode von solchen Summen für ihren Synodalhaushalt keinen Nutzen hat. Solche Gemeinden stehen dann mit einer großen Gesamtsumme im Synodalbericht verzeichnet, während es doch bei genauer Einsicht bald klar wird, daß die Kollekte doch zum guten Teil auf Kosten des Synodalhaushaltes erhoben wurde. Wir lassen aber doch sonst unsern Gemeindehaushalt nicht dadurch in Verwirrung bringen, daß unter Gemeindegliedern eine Kollekte fürs Rote Kreuz erhoben wurde; es würde auch keinem Gliede einfallen diese Summe irgendwie der Gemeinde aus seinem Gemeindebeitrage zu entziehen. In der Gemeinde halten wir solche Dinge fein säuberlich auseinander. Es müssen unsere Gemeinden auch darüber genau informiert sein: Was gehört zum Synodalhaushalt, was ist Wohlthätigkeit? Zur Klärung solcher Fragen kann eine solche Kommission viel beitragen.

Zum Schluß sei noch einmal daran erinnert, daß nur das Evangelium kann Herzen zum rechten Geben willig machen; daß wir aber mit dem Apostel auch darüber wachen mögen, daß zum rechten Wollen auch das Tun komme. Möge uns Gott den Eifer ins Herz geben, daß wir dem Schlendrian, der aus dem alten Adam kommt, überall, wo wir ihn antreffen, ein Ende machen. Im Übrigen aber gilt: „Trachtet darnach, daß ihr die Gemeinde bessert, auf daß ihr alles reichlich habet.“ 1 Kor. 14, 12. „Gott aber kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habet, und reich seid zu allerlei guten Werken.“ 2 Kor. 9, 8.

W. F. Sauer.

Wie sieht es gegenwärtig in Deutschland aus?

Unsre Europakommission schickte mich mit der dreifachen Aufgabe nach Deutschland, die dortige kirchliche Lage, die Ernährungsverhältnisse und nebenbei auch die Auswanderungswahrscheinlichkeiten zu studieren, damit wir hier nach jeder der drei genannten Richtungen hin die geeigneten Schritte tun könnten. Nun gehört zwar in den Rahmen dieser Zeitschrift streng genommen nicht mehr als ein Bericht über die kirchlichen — allenfalls noch über die sittlichen — Verhältnisse in unserm alten Vaterlande; indessen sind diese mit der gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Lage drüben so verquickt, daß sie sich zutreffend nicht schildern lassen, ohne daß man auch auf die letztere etwas näher eingeht.

Jede Seite des deutschen Volkslebens steht unter den Einwirkungen des unglücklichen Kriegsausgangs, der darauf folgenden Revolution und des dem deutschen Volke aufgedrungenen Friedensschlusses; und das schlimmste sind nicht die dadurch geschaffenen äußeren Notverhältnisse, sondern ist die wenigstens zum großen Teil durch sie hervorgerufene oder doch stark akzentuierte Gemütsstimmung und allgemeine Geistesverfassung des deutschen Volks.

Nur wer Deutschlands Hochbewußtsein vor seinem Zusammenbruch kennt, kann einigermaßen die Tiefe der geistigen Depression ermessen, die gegenwärtig auf seinen besten Volksschichten lastet. Das deutsche Volk sah sich vor dem Kriege auf einer von andern Völkern unerreichten Höhe militärischer, volkswirtschaftlicher und kultureller Entwicklung stehen. Es wußte sich — den Verunglimpfungen revolutionärer Elemente zum Trotz — als das bestregierte Volk der Welt, mit einem fachmännisch gebildeten und treuen, schier unbestechlichen höheren und niederen Beamtenstande. Seine Wehrkraft: sein schlagfertiges Heer, seine wachsende Kriegsflotte, war der Stolz der Nation, ja Gegenstand des Neides und der Besorgnis seiner Feinde. Sein Ackerbau war in ungewöhnlichem Grade leistungsfähig, seine Industrie und sein Handel schienen selbst die Englands in kurzer Zeit überholen zu wollen. Auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst stand es seit Jahrzehnten an der Spitze der Völker. Das Bewußtsein, das tüchtigste Volk der Erde zu sein, hatte sich in breiten Schichten bereits zu der Einbildung ausgewachsen, daß es berufen sei, die gesamte

übrige Welt mit deutscher Kultur zu beglücken. Am d e u t s c h e n Wesen sollte nach Geibels Wort die Welt genesen.

So war das deutsche Volk zwar nicht ohne Grausen vor der feindlichen Übermacht — die es noch garnicht in seiner ganzen Größe ermaß —, aber im Vertrauen auf seine Tüchtigkeit und im Bewußtsein seiner gerechten Sache entschlossen und anscheinend einmütig in den ihm aufgenötigten Krieg gegangen, des endlichen Sieges gewiß. Und sein Vertrauen schien je länger je mehr gerechtfertigt zu werden. Vier Jahre lang marschierten seine Heere unter entsetzlichen Verlusten und unsäglichen Strapazen und Entbehrungen unter glänzenden Führern gegen eine vielfache Übermacht von Sieg zu Sieg, ohne eine einzige größere Schlacht zu verlieren. Ebensolang hielt seine kleine Kriegsflotte die Geschwader der gesamten Welt von seinen Gestaden fern und bot Englands Riesenslotte Trotz. Deutsche Kriegswissenschaft, deutsche Forschung und Erfindung auf dem Gebiet der Physik und Chemie, in den Dienst der Kriegsführung gestellt, deutsche Organisation und Disziplin, deutsche Treue und Ausdauer schienen sich zu bewähren. Und nicht nur im Felde. Das Volk zu Hause opferte Millionen seiner besten Männer, Tausende auch seiner Frauen und Jungfrauen, Hunderttausende seiner Alten und Kinder weinend aber willig dem Schwert oder dem ihnen von England aufgezwungenen Hungertode. Es hatte alle Kriegsartikel aus seiner eigenen Mitte überzeichnet, seine Kirchen- und Turmglocken und Kupferdächer in Kanonen umgeschmolzen, sein Gold und Silber, seine Geschmeide, seine Diamantbrotschen und Trauringe hergegeben, hatte gedurbt und gehungert, wochenlang Stedrüben und Wurzeln geessen und sich alle möglichen Entbehrungen auferlegt, um dem übermächtigen Feind den Sieg zu entreißen und den Frieden zu diktieren. Schon war der Riese Rußland niedergerungen und gefesselt, schon war bei Amiens der letzte entscheidende Keil zwischen die feindlichen Heeresssäulen im Westen getrieben, Mont Kemmel genommen, der Kronprinz stand sechzig Meilen vor Paris: — noch ein gewaltiges Ausholen zum letzten großen Schlag — und der Sieg war gewonnen. Deutsche Tüchtigkeit hatte dann die Welt besiegt und konnte sie mit der deutschen Kultur beglücken.

Da wendete sich plötzlich das Kriegsglück. Als England schon seine Sache halb verloren gab und an Waffenstillstandsverhandlungen dachte, als Frankreich beinahe verzweifelt, Clemenceau aber im französischen Abgeordnetenhaus erklärt hatte: „Ich schlage vor Paris,

ich schlage in Paris, ich schlage hinter Paris“, und das unter Fochs Oberbefehl vereinigte französische und amerikanische Heer zunächst die Kronprinzenarmee am 18. Juli und dann das englische Heer am 8. August unter Rawlinsons Führung die Bayern unter Rupprecht in einem furchtbaren Vorstoß zurückgeworfen hatten, da brach mit einemmale die ganze deutsche Tüchtigkeit wie ein Kartenhaus zusammen, da wurde bei aller Meisterschaft der deutschen Heeresleitung und aller bisherigen Tüchtigkeit des großen Teils des Heeres nicht nur die Untüchtigkeit des Kaisers, der deutschen Fürsten und der politischen Führer des Volks, sondern gerade die sittliche Hohlheit und Morfschheit, ja Ehrlosigkeit eines großen Teils der deutschen Volksmassen offenbar. Nachdem alles vorbei war, äußerte ein französischer Offizier im Besatzungsgebiet: „Wir haben nicht gesiegt, aber wir haben gewonnen“, und der englische General Maurice schrieb in einer Londoner Zeitung: „Das deutsche Heer ist von hinten erdolcht worden“, während Winston Churchill bekennen mußte: „Darf ich es sagen? Wir sind gerade nur so durchgekommen.“ Deutschland ist im Felde nicht besiegt, sondern von seinen Politikern und Volksführern verraten, von seinem Kaiser in der höchsten Not im Stich gelassen und von seinen demokratischen Massen ruiniert worden.

Welch eine Verwirrung des öffentlichen Volksbewußtseins, welche Entfesselung aller bösen Leidenschaften, welche wilden Sinnentauamel, welche Flut von Verbrechen, von öffentlichen und privaten Vergewaltigungen, Raub, Mord, Diebstahl, welche Tiefen gegenseitigen Hasses dann der politische Umsturz mit sich brachte, das erinnert an die schwärzesten Tage der französischen Revolution, obwohl den freiwillig ab dankenden deutschen Fürsten Kopf und Geldbeutel gelassen wurde.

Als dann am 9. November Fochs Waffenstillstandsbedingungen kamen, die eine Unterwerfung des deutschen Volks auf Gnade und Ungnade forderten, da durchzuckte ein jäher Schreck Volksführer und Volksmassen und brachte eine furchtbare Ernüchterung. Sie bedeuteten die vollständige Niederwerfung und Entehrung des deutschen Volks. Dann kam der Versailler Friede als letzter vernichtender Schlag: die Abtrennung Elsaß-Lothringens, Nordschleswigs, Posen und Westpreußens mit Danzig und Stücken von Schlesien, die Besetzung des Saarbeckens und des gesamten Rheingebiets, die totale Entwaffnung Deutschlands: die Auflösung des Heeres, die Auslieferung oder Vernichtung der gesamten Kriegsflotte, die Ausliefere-

rung fast der ganzen Handelsflotte, die Vernichtung aller Kanonen, Maschinen- und Handgewehre und aller sonstigen Kriegsmittel, die Ablieferung von zwei Millionen Tonnen Kohlen monatlich, von einhundertvierzigtausend Milchkühen, viel tausend Pferden, Schafen und sonstigem Vieh, von Tausenden von Lokomotiven, Bahnwagen, Kraftwagen, dann die Reparationen in Belgien und Frankreich, die Erhaltung der Besatzungstruppen, die Sanktionen und Zollgerechtigkeiten im Besatzungsgebiet, die noch festzusetzenden Ausfuhrbeschränkungen mit einer Abgabe von 26 Prozent und tausend kleinere Schereereien; zu alledem aber die Zahlung einer Kriegssentschädigung von 132 Milliarden Goldmark innerhalb von 40 Jahren und als letzten, jedes Ehrgefühl ertötenden moralischen Trumpf die Forderung, daß Deutschland seine alleinige Schuld am Kriege und seine barbarische Kriegführung anerkenne. Später kam noch die sogenannte „schwarze Schmach“ am Rhein dazu.

Die unmenschliche Härte dieser Friedensbedingungen wirkte im deutschen Volk geradezu geisteslähmend. Sie bedeutete politische Vernichtung, dauernde wirtschaftliche Verflabung und völlige Entehrung vor aller Welt; und als dann in der Folgezeit die rücksichtslose Durchführung der gestellten Forderungen in der Gestalt von auferlegten Steuern, von enormen Goldabfuhren und Sachleistungen, in Drohungen und Gebietsbesetzungen, in Sanktionen und Entsendung von französischen Kommissionen dem deutschen Volk immer deutlicher vor die Augen trat, als die Not zur endlosen Papiergeldausgabe drängte und Deutschlands Kredit auf dem Weltmarkt allmählich immer tiefer sank, als es merkte, daß es, selbst bis aufs Blut ausgezogen, wirtschaftlich vollständig in die Hände in- und ausländischer Kriegsgewinnler und Geldwucherer geraten war, da setzte sich die Stimmung fest, die gegenwärtig die Massen beherrscht: einerseits ein gründliches Verzagen an Deutschlands Zukunft, geistige Stumpfheit und Energielosigkeit, andererseits ein tiefer Unwille, ein verbissener Ingrimms und schier unaussprechlicher Haß gegen seine Tyrannen, besonders gegen Frankreich, der in stiller ohnmächtiger Wut Rache brühet.

Dazu kam die Schärfung der inneren Zerklüftung. Dies Volk erscheint gerade in seinem Zusammenbruch heillos gespalten in eine nationale und eine internationale Schicht, die einander ärger hassen und bekämpfen als den gemeinsamen äußeren Feind. Jede gibt der andern die Schuld für das gegenwärtige Elend. Die gesamte

Sozialdemokratie beschuldigt die vaterländische Partei, für den Krieg verantwortlich zu sein, diese jene, das Vaterland verraten und den Feinden ausgeliefert zu haben. Jede will ihr politisches und wirtschaftliches Programm gegen die andere durchführen, und es ist ein Kampf auf Leben und Tod, gerade darum so heftig, weil zwar das alte System gestürzt, die Sozialdemokratie ans Ruder gekommen, aber nur mit einer Mehrheit von 7 gegen 6 in der Regierung vertreten ist. Mit verbissener Wut wollen die Sozialdemokraten nachholen, was ihnen in der Revolution nicht gelungen ist: die Sozialisierung der wirtschaftlichen Betriebe, oder gar des gesamten Privatvermögens der Nation; mit verbissener Wut stemmen sich die nationalen Parteien dagegen und vereiteln jede dahingehende Gesetzgebung. Unterdes konsolidieren die Großkapitalisten ihre Riesenvermögen immer vollständiger und heuten das gesamte Volk aus, die Mittelsmänner für die Entente spielend, die arbeitenden Klassen immer tiefer verflavend, die Mittelklassen schier zerreibend, aber immer darauf bedacht, mit Hilfe des ausländischen Kapitals und durch Unterhandlungen mit den Finanzmännern der Ententevölker den wirtschaftlichen Bankerott Deutschlands zu verhüten. Die Regierung besteht aus einem uneinheitlichen Koalitionsministerium, das Reichskanzleramt wechselt seine Inhaber bei jeder neu auftauchenden Krise. Jeder neue wurfelt nur fort unter den Augenblicksnotständen, keiner hat ein rettendes Programm. — In einer „Passage“, die von „Unter den Linden“ in Berlin abgeht, hängt ein — wenn ich nicht irre — von Arthur Fischer gemaltes Bild: Vor dem Geiste Bismarcks steht eine wunderschöne Germania, ihm in gefesselten Händen das halb ausgezogene Reichsschwert anbietend. Vor ihr liegt die Figur Elsaß-Lothringen am Boden, ein Franzose schleppt eben die Figur des Rheinlandes weg. Im Hintergrunde steht die deutsche Studentenschaft in vollem Wuchs, die Rechte am Pallast, eines Winks gewärtig, weiterhin die gesamte Jugend Deutschlands. Und Germania ruft mit schmerzdurchfurchtem Gesicht und Tränen im Auge dem Geist Bismarcks zu: „Bismarck, wann kommst du wieder?“ — Damit ist die politische Lage Deutschlands ziemlich genau gezeichnet. Deutschland ist politisch ohnmächtig geworden, es verzweifelt schier an seiner Zukunft; nur die Möglichkeit einer neuen Konstellation der Weltmächte oder die Wiederkehr eines großen Mannes läßt im Hinblick auf die vaterländische Jugend die Hoffnung nicht völlig ersterben.

Ebenso trostlos wie die politische Lage ist die mit ihr unzertrennlich verknüpfte wirtschaftliche unter dem durch den Versailler Frieden geschaffenen Haß gegen Frankreich und England und der gegenseitigen Verbitterung im Volk. Man sagt: Deutschland arbeitet wieder — und sieht darin die sicheren Anzeichen seiner baldigen wirtschaftlichen und politischen Wiedererhebung. Aber nur der Oberflächliche kann so urteilen. Es ist wahr: Deutschland arbeitet wieder. Seine Schornsteine rauchen, seine Maschinen stampfen, seine Webstühle klappen, seine Spindeln surren; seine Läden sind gefüllt, sein Geschäft geht, das gesellige Leben ist so rege und üppig wie je; und doch ist das alles nur eine scheinbare Wohlhabenheit. Wer den Dingen auf den Grund geht, erblickt bald die inwendige Fäule und Morschheit. Deutschlands Arbeit ist Sklavenarbeit, aus der Not geboren, nicht aus innerem Trieb; es arbeitet zu Hungerlöhnen, die ein Wiederemporkommen auch des Fleißigen und Sparsamen auf das äußerste erschweren und die verflabten Arbeitermassen in leichtsinnige Verschwendung und verzweifelte Genußsucht treiben. Der Brauereiarbeiter in München, bei dem ich auf ein paar Nächte einquartiert war, verdiente 32 Mark den Tag — den Marktpreis eines Pfundes Butter am Tage meiner Abreise. Der bessere Arbeiter bekommt 40 bis 48 Mark den Tag, der technische 60 bis 64, aufs höchste 80 Mark. Die Lokomotivführer erhalten von 1500 bis 1800 Mark den Monat für 20 Arbeitstage — 75 bis 90 Mark den Tag. Der kleine Beamte steht dem besseren Arbeiter gleich, die Kontoristen, Lehrer, Pastoren, Professoren und höheren Beamten stehen auf 15,000 bis 30,000, hie und da auf 40,000 Mark Gehalt jährlich. Unsere freikirchlichen Pastoren haben kürzlich eine Gehaltserhöhung von etwa 17,000 auf 20,000 Mark bekommen. Diese Zahlen klingen hoch, sinken aber sofort zur Winzigkeit zusammen, wenn man bedenkt, daß die Papiermark im Auslande 20 bis 25fach, im heimischen Markt 6 bis 12fach entwertet ist. Die Miete ist nach amerikanischem Maßstab lächerlich billig, die Feuerung nur halb so teuer, Kleider und Schuhe ebenfalls um die Hälfte bis dreimal billiger, Zimmerausstattungen ebenso; aber die Lebensmittelpreise stehen im Durchschnitt den unsrigen um ein ganz Teil voran. Nun kommen dazu die Steuern, mit denen die Ententeforderungen befriedigt und die ungeheueren Regierungskosten gedeckt werden sollen. Sie sind prozentual gradiert wie bei uns. Wer z. B. 30,000 Mark Einkommen hat, muß schon 10,000 Mark — ein volles Drittel davon —

an Steuern abgeben. Bei großen Einnahmen belaufen sich die Abgaben auf 60 bis 65 Prozent, bei den Hundertmillioneneinkommen bis auf 85 Prozent. Auch der kleinere Fabrikant und Geschäftsmann verdient sehr wenig, oft nichts; viele Betriebe arbeiten mit tatsächlichem Verlust und gehen dem Bankrott entgegen. Fabriken und Geschäfte werden größtenteils unter reiner Kreditwirtschaft betrieben, die mit hohen, oft Wucherzinsen auf gelieferte Rohstoffe und Fertigwaren oder auf Geldvorschüsse rechnen muß. Die meisten Fabrikbetriebe sind mit Hypotheken belastet, die Maschinen und sonstigen Einrichtungen sind nicht bezahlt. Es gibt eigentlich nur eine Klasse von Leuten, die wirklich gut verdienen oder im amerikanischen Sinne „Geld machen“: die Eigentümer von größeren Betrieben und Geschäften und die Großkapitalisten und Geldleute, besonders die Banken. Die letzteren sind es, die in Verbindung mit dem ausländischen Geldjudentum von London, Paris und New York die deutschen Betriebe und Geschäfte über das ganze Land hin wieder in Bewegung gesetzt haben und im Gange halten, sich zinspflichtig machen und die kleinen Leute, deren Beamte und Angestellte, den vermögenslosen Mittelstand und die Arbeitermassen bis aufs Blut aussaugen. Dabei sind die letzteren nicht am schlimmsten dran. Sie ertrogen und erstreiken sich von Zeit zu Zeit höhere Löhne. Die kleineren Regierungsbeamten, jetzt meistens solidarisch unter einander verbündet, oft auch mit den Arbeiterverbänden im Verein, finden für ihre Mehrforderungen bei den gleichgesinnten Regierungsorganen wohl Gehör, was natürlich jedesmal ein neues Anziehen der Steuerfchraube bedingt.

Bei alledem gerät der Reichshaushalt immer tiefer in Schulden, kaum ein einziges Amt arbeitet ohne Verlust; selbst Post, Telegraph und Eisenbahnen, die früher gewaltige Gewinne aufwiesen, arbeiten mit riesigen Verlusten. Und immer wieder neue Steuern und immer wieder neue Lebenssteuerung und immer wieder neue Lohnforderungen — eine Schraube ohne Ende, die sich schließlich heiß laufen, stecken bleiben und sich selbst abdrehen muß. Neben den großen Geldleuten wird nur eine Klasse von der allgemeinen Not wenig berührt oder zieht gar Vorteil daraus: der Groß- und Kleinbauer. Erst in neuester Zeit, wo die Regierung auch für das Land eine Besitzsteuer von 20 Prozent plant, die von sozialistischer Seite als der erste Schritt zu einer dauernden Enteignungsmaßnahme gedacht ist, fängt die Not an dem Landbauer lästig zu werden.

Die eigentlich Leidenden sind eine sehr große Zahl (nicht alle) des gebildeten Mittelstandes, die entweder noch ein kleines Einkommen von früherher haben (die sogenannten kleinen Rentner), oder irgendwoher eine kleine Pension beziehen, ohne in der Lage zu sein, sich ihrer Hände Arbeit nähren zu können. Was soll man mit einem Einkommen von jährlich 500 bis selbst 2500 Mark machen, selbst wenn man es sich für amerikanische Verhältnisse mit 3 multipliziert? Selbst mit der höchsten Summe — \$75.00 jährlich — kann man nur — hungern. Dann sind da die Millionen von unmittelbaren Hinterbliebenen und entfernteren Angehörigen von Gefallenen, die ganze Klasse der geringeren kirchlichen Arbeiter und Arbeiterinnen auf dem Gebiet der inneren Mission, der Armen- und Krankenpflege, besonders die Pfleger und Verpflegten in den mancherlei christlichen Fürsorge- und Erziehungsanstalten, die großen- oder größtenteils von privater Mildtätigkeit abhängig sind. Mein Begleiter und ich haben in mehreren solchen Anstalten Mahlzeiten der Insassen und Leiter mit angesehen, die man nur als Hungermahlzeiten bezeichnen kann. Wir sind in Begleitung eines Armenpflegers unsrer Chemnitzer Gemeinde (die übrigens die Verteilung amerikanischer Gaben unter die Armen der Stadt am vollkommendsten organisiert zu haben scheint) in die Mansarden und Hinterhäuser der städtischen Wohnungen gestiegen und haben dort ein Elend gesehen, das jeder Beschreibung spottet. Dabei hat das Reich selbst neben den an die Witwen und unmittelbaren Angehörigen der Gefallenen gezahlten — im Einzelfall durchweg ganz ungenügenden — Pensionen bereits über 200 Millionen Mark für die Armen bewilligt, einzelne Staaten und Städte setzen ebenfalls Millionen für den Zweck aus, und Hunderte von Privatsammlungen suchen der Not abzuhelpen. Aber alle diese Maßnahmen zusammen mit den öffentlichen und privaten Amerikaspenden und anderen Auslandsbeisteuern haben das graufige Überhandnehmen der Tuberkulose, das Sterben oder geistige Verküppeln Hunderttausender von Kindern nicht zu verhüten vermocht. — Wer bei dieser Lage der Dinge von einem bereits eingetretenen politischen und wirtschaftlichen Wiederaufleben Deutschlands redet, kennt die Verhältnisse nicht oder macht Wind. Es gibt nur zwei Klassen im deutschen Wirtschaftssystem, die das Verzagene nicht ergriffen hat: die Bauern und die Großkapitalisten. Die ersteren leben stumpf dem gegenwärtigen hohe Preise bringenden Augenblick, die letzteren haben ein besonderes Interesse daran, gerade im Ausland die Hoffnung und

das Vertrauen auf Deutschlands Wiederaufstieg durch Schönfärberei zu beleben und zu stärken.

Wir sagten oben, Deutschlands Arbeit sei Sklavenarbeit, auch insofern sie aus der Not geboren sei, nicht aus innerem Trieb. Das ist kein frisches und fröhliches Schaffen, das sich aus dem Elend herausarbeiten und wieder zu eignem Besitz und Unabhängigkeit kommen will. Das ist für den, der deutsche Arbeitsamkeit von früherher aus eigener Anschauung kannte ebenso wie für den Amerikaner, der den heutigen deutschen Arbeiter mit dem fixen amerikanischen vergleicht, eine geradezu auffällige Erscheinung. Mein Begleiter und ich haben in unsrer Eigenschaft als geflüchtete Beobachter des deutschen Volkslebens Arbeitern der verschiedensten Betriebe zugeesehen und immer wieder darüber gelacht und zugleich uns darüber geärgert, wie deutsche Arbeiter mit der Zigarette im Munde ihre Zeit verträdelten und ihre Stunden abstehen, ohne etwas Greifbares fertig zu bringen. Das gilt ja gewiß nicht von der ganzen Arbeiterschaft Deutschlands, ist aber doch eine Allgemeinererscheinung. Was bedeutet es, daß die Zahl der Kleinbeamten und Angestellten fast aller Staatsbetriebe seit der Revolution auf das Doppelte, oft auf das dreifache gestiegen ist, sodaß man heute dreimal mehr Dienstmützen und -anzüge sieht als früher? Und die Arbeit wird trotzdem merklich weniger gut betrieben, während die Staatsausgaben um ebensoviel gestiegen sind. Um das im Kriege verbrauchte Eisenbahnmaterial zu ergänzen, wurden in den Staatswerkstätten 170 000 Mann eingestellt, sie leisteten aber nur halbsoviel wie die früher dort arbeitenden 70 000. Das Gesetz für die Versorgung Arbeitsloser sichert diesen bis zu 60 Prozent ihres gewöhnlichen Verdienstes zu und hat ein gewaltiges Heer von Faulenzern geschaffen. Gab es je in der Welt einen sorgfältigen öffentlichen Betrieb, so war das die Verwaltung des preußischen Eisenbahnwesens. Der preußisch-österreichische Eisenbahnverband zahlte vor dem Kriege etwa eine Million jährlich an Entschädigung für zerbrochene, beschädigte oder verlorengegangene Güter, im Jahre 1919 über 100 Millionen. Deutsche Fabriken sind mit Aufträgen, besonders aus dem Auslande überhäuft, können sie aber nicht effektuieren, weil die Arbeiter sich weigern, mehr als acht Stunden den Tag in der Fabrik zu verbringen. Noch auf unsrer Abreise aus Deutschland klagte uns ein Betriebsleiter aus Chemnitz, daß das stehende Angebot seiner Fabrik von anderthalb Lohn für Überzeitarbeit von den Arbeitern ebenso stehende Zurück-

weisung erfahre. Und das bei den herrschenden Hungerlöhnen und all der bitteren Not! Und wenn hie und da einzelne auch gerne mehr und länger arbeiten möchten, so stehen sie doch unter der Anute der sozialdemokratischen Arbeiterverbindungen, die die Durchführung ihres Parteiprogramms höher stellen als das Wohl des einzelnen und des Volksganzen. Ein Betrieb, der zwar um 7 Uhr morgens beginnt, aber um 3 Uhr nachmittags schon wieder schließt — und solche gibt es Hunderttausende in Deutschland — steht doch nicht in voller oder fleißiger Arbeit.

Daß unter solchen Umständen der geistige Arbeiter zum Proletarier herabsinkt, der akademisch Gebildete mit seinem Schaffen unter das Rad kommt, der ganze Wissenschaftsbetrieb vor Mangel an Mitteln ins Stocken gerät, kurz, der geistige Abstieg des Volks ein unabwendbares Schicksal zu werden droht, ist selbstverständlich.

Das bringt uns auf den Punkt der allgemeinen oder öffentlichen Moral in Deutschland. Auch hier darf man das deutsche Volk nicht mit andern Völkern vergleichen. Alle Welt kennt Frankreich und Belgien in dieser Beziehung. Wie schlimm es damit in unserm eignen Lande aussieht, wissen wir aus eigener Anschauung. Das heutige Deutschland muß mit dem früheren in Vergleich gestellt werden. Es war einst wie das religiöseste, so das gesittetste unter den Kulturvölkern, die deutsche Frau geradezu der Typus der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit. Freilich schon seit geraumer Zeit vor dem Kriege nicht mehr im selben Maße wie früher. Schon seit den siebziger Jahren machte sich ein Niedergang der öffentlichen Moral stark bemerkbar. Als der Weltkrieg angebrochen war, bekannten selbst Berliner Tageszeitungen, daß eine große Züchtigung wie dieser Krieg dem deutschen Volke notwendig gewesen sei; Berlin sei ärger geworden als Paris; wenn es so weiter gegangen sei, wäre das deutsche Volk im Morast der Unsittlichkeit versunken. Das sittliche Verderben kam mit der allgemeinen, besonders mit der höheren Volksbildung, mit dem Unglauben, mit der Affentheorie, dem Naturalismus, der Durchfeuchtung der untersten Volksschichten mit der sozialdemokratischen Doktrin, mit der Umgestaltung des Volkswirtschaftslebens aus dem Werkstatt- in den Fabrikbetrieb, die durch die Erfindung, Vervollkommnung und Vielfältigung der Maschine bedingt war. Es nahm einen neuen Aufschwung mit der insonderheit seit 1871 einziehenden Wohlhabenheit und Großmannsjucht, mit der kaiserlichen Devise: Unfre Zukunft liegt auf dem Wasser, mit

dem Wahn von der Überlegenheit der deutschen Kultur. Aber bis zur Revolution war das Verderben noch gehemmt und gehalten durch eine 400jährige Tradition, die aus den Sittlichkeitskräften der Reformation entsprungen war und unter den alten Gesellschaftsformen und -einrichtungen immer noch fortwirkte. Als die äußere Herrlichkeit Deutschlands in den Staub gesunken war und die Revolution die alten Formen mit ruckloser Hand zer schlagen hatte, als das lediglich materiell gesinnte und zur Volksleitung absolut unfähige Proletariat an die Spitze gekommen war (man denke nur an die Zeit der Arbeiter- und Soldatenräte!), da brach die Macht der Tradition zusammen, und Berlin und Wien feierten Orgien der Unsitlichkeit wie Ehren-Paris in der Glorie der eigenen Revolution. Berlin tanzte nackt auf den Gräbern seiner gefallenen Helden, mordete, raubte, stahl und log, als wäre die Hölle losgelassen. Das war freilich ein Paroxysmus, der in kurzer Zeit in sich selbst zusammenbrach. Aber er löste in der unmittelbaren Folgezeit durch das ganze Land hin eine wahre Flut von Verbrechen und bisher latenter Korruption und Unsitlichkeit jeder Art aus. Raub und Mord in den Großstädten ereigneten sich am hellen Tage, Räuberbanden zogen aufs Land und raubten Bauernhäuser aus. Im Bauern wie im Geldjuden entwickelte sich der Wuchergeist. Theater und Kinos verherrlichten Gewalttat, Mord, Ehebruch, Hurerei. Während vor dem Kriege in Preußen 50000 Unerwachsene gerichtlich bestraft worden waren, stieg deren Zahl 1919 auf nahezu 500000. Unter hohen und niederen Beamten trieben eine große Anzahl Dieberei. Kein Postpaket, Geldbrief, kein Expreß- oder Frachtgut, keine Reisetasche, kein Koffer war mehr sicher vor diebischen Beamten. So manches öffentliche Gebäude, selbst viele Kirchen wurden ihrer Wertgegenstände, ihrer Teppiche, Decken und Vorhänge beraubt. Alle Bande der Sittlichkeit schienen sich lösen zu wollen. Das waren die Nachwehen jenes ersten Paroxysmus. Auch die haben sich gelegt; aber die alte deutsche Ehrenhaftigkeit und Treue, die vorige Keuschheit und Sittsamkeit sind im öffentlichen Leben dem deutschen Volk ebenso wenig wiedergekehrt wie seine ehemalige Arbeitssamkeit und Sorgsamkeit.

Gerade dem Besucher aus unsern kirchlichen Kreisen drängen sich in Deutschland andere Bilder des sittlichen Verkehrs auf, als man in diesen Zeiten seiner Erniedrigung und seiner schrecklichen Not zu sehen erwartet hätte.

Da ist vor allem andern die dem Besucher überall in die Augen

tretende, zunächst ganz unverständliche Tatsache, daß ein großer Prozentsatz des deutschen Volks — und vorzugsweise gerade der Arbeiter — der altberühmten deutschen Sparsamkeit entwöhnt zu sein scheint und seinen kärglichen Verdienst in Wohlleben und Sinnen- genuß leichtsinnig verschwendet. Deutschland hat ja gerade jetzt viele ausländische Gäste, die die Bahnen und Hotels in Anspruch nehmen, aber sie füllen nur die erste und zweite Klasse der Bahnwagen und die erst- und zweitklassigen Hotels. Was in dritter und vierter Klasse reist und sich in billigen Herbergen einquartiert, ist zum allergrößten Teil einheimisches Volk. Und nie vorher war das Reisen in den untern Wagenklassen so toll, die Herbergen so besetzt, die Sommerfrischen und Pensionen so voll wie in diesem Sommer. Die Strandbadeplätze an der Nord- und Ostsee haben nie einen solchen Andrang von Einheimischen gesehen und solche Preise erhalten wie in der verflossenen „Saison“. Eine Festlichkeit drängte die andre. Theater-, Opern- und Operettenvorstellungen, gute und schlechte Konzerte, auch Kirchenkonzerte, Filmvorstellungen (gewöhnlich der allergeeinsten alten amerikanischen Sorte) sind um nichts gegen früher eingeschränkt worden. In den großen Städten findet man die Restaurants, vom feinsten bis zum gemeinsten, alle Biergärten, Schenken, Musikhallen allabendlich voll. Vor den Lichtbildhallen stehen gewöhnlich die Straßen voll von Leuten, die an die Kasse zu kommen suchen. Das haben wir so in Berlin, Dresden, Leipzig, Chemnitz, Breslau, Stettin, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, im Besatzungsgebiet des Mittelrheins, in Konstanz, Lindau, München, Nürnberg immer wieder gefunden. Und die große Masse dieses Öffentlichkeitspublikums sind die auf täglichen Broterwerb angewiesenen, also durchweg als Arbeiter zu bezeichnenden Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, die hier das bißchen Lohn vertun, das sie zu einer genügenden und anständigen Lebensunterhaltung, zur Bezahlung der drückenden Steuern, zur Befreiung aus den Ketten der Feinde, zur Vinderung der furchtbaren Not der Armen so nötig hätten. Diese leichtsinnige, unter solchen Umständen frevelhafte Verschwendung ist dadurch möglich, daß nicht nur der Hausvater, sondern auch Hans und Fritz und Liese und Grete, oft genug Mutter mit, Geld verdienen und es sich am Munde absparen, um am Abend dem Vergnügen nachgehen zu können, — genau wie bei uns, nur unter viel erbärmlicheren Verdienstverhältnissen und peinigenden Notumständen betrieben. Aber auch diese frappierende Erscheinung

ist zum Teil gerade auf die durch den Krieg, die Revolution und den Friedensschluß geschaffene Not selbst zurückzuführen. Die hoffnungslose Sklaverei hat bei dem zum größten Teil kirchlosen und dem Christentum entfremdeten, so tief in das rein Jüdische vergrabenen Element des deutschen Volks einen Leicht- und Stumpfsinn der Verzweiflung hervorgerufen, der, an der Zukunft verzagend, die Gegenwart, den Augenblick durch Sinnengenuss ausnutzen will. Wozu für Frankreich sparen und für England sklaven? Lieber alles selbst verputzen und das Leben genießen, solange es währt! — Es sind ja drüben ebensowenig wie hien die christlichen oder auch nur die verständigen und besonnenen Kreise, die sich so willenlos dem Augenblick überlassen. Das Proletariat ist nach oben gekommen und feiert so seine Emanzipation und genießt so seine Freiheit.

Das ist die Emanzipation des Fleisches; aber nun auch nach jeder möglichen Richtung hin. Es fiel uns immer wieder auf, daß nicht nur die Arbeiter bei ihrer Arbeit, nicht nur die junge Männerwelt des öffentlichen Lebens, nicht nur dumme (oft genug auch zerlumpfte) Zungen (gerade wie bei uns), sondern auch viele junge und ältere Frauenzimmer in den öffentlichen Lokalen Zigaretten rauchten, hie und da selbst auf der Straße. Selbstverständlich tut es die Proletariertochter des öffentlichen Lebens im modernen Kleiderstoff und -schnitt, die mehr offenbaren als verhüllen, der Salondame möglichst gleich. Sie offenbart im öffentlichen Vergnügungsverkehr mit der Männerwelt, deren Lüsternheit und Dreistigkeit sich überall aufdrängt, eine Ungeniertheit, um nicht zu sagen Schamlosigkeit, die gegen die Sittlichkeit der früheren deutschen Frau und Jungfrau stark absticht und auf das christliche Anständigkeitsgefühl sehr abstoßend wirkt. Die Nudität war in Deutschland bisher auf Gegenstände der Kunst beschränkt, der ja als solcher auch das Schamloseste erlaubt ist; jetzt tritt sie auch in lebendigem Fleisch und Blut in die Öffentlichkeit. In Dresden las ich in einem christlichen Hospiz ein Blatt, das die absolute Nacktheit von Mann und Frau als die allein schöne und menschenwürdige „Bekleidung“ zu erweisen suchte. In Frankfurt a. M. schrieb ein Verein in öffentlichen Zeitungen den höchsten Preis für die Dame aus, die auf dem nächsten Tanz „am wenigsten an habe“, was selbst einer Berliner Zeitung zu stark war. Ein deutscher Baumwollenzüchter von New Orleans erzählte uns, daß in einer Operette in Berlin, die er besucht habe, Damen mit nur einem Dreieck bekleidet aufgetreten seien. Ein anderer Mitreisender

— ein Lutheraner aus Connecticut — schilderte, wie er auf einem Vergnügungsdampfer auf dem Wannsee bei Berlin zwischen vielen kleinen Segelbooten hindurchgefahren sei, die in der Regel von einem in dürftigsten Badeanzug gekleideten, hie und da auch einander in den Armen liegenden, Paar besetzt gewesen seien. Auf einem der Boote hätten ein junges Paar in vollster Unbekleidung neben einander auf dem Rücken gelegen, ohne sich an das spöttelnde Lachen der vorüberfahrenden Schiffsgeellschaft im geringsten zu kehren. Mit welcher Ungeniertheit die Geschlechter in den "fashionable" Bädern auch hierzulande mit einander verkehren, ist ja bekannt. Wie sollte es drüben anders sein! Aber eine neue Erscheinung ist es doch, wenn mitten in Dresden links und rechts von der Augustusbrücke Zehntausende des gewöhnlichen Volks, trotz der öffentlichen Tafeln, die Sonderung der Geschlechter für Erwachsene und Kinder fordern, — Männer und Frauen, Jungen und Mädchen in wirrem, dichtgedrängten Durcheinander baden und die „feine“ Welt nachmachen. Und wenn wir uns mit der Zeit an diesen auch anderswo gesehenen Anblick gewissermaßen gewöhnten, so vermochten wir doch ein Staunen nicht zu unterdrücken, als wir bei unserm Besuch einer Ferienkolonie unterernährter Kinder in W—— an der Ostsee Jungen und Mädchen im Alter von 6 bis 15 Jahren unter der grundsätzlichen Erlaubnis der Leiter sich gemeinschaftlich baden und im Wasser tummeln sahen. Die Grundanschauungen über das Schicksliche und in dieser Beziehung Heilsame scheinen in der deutschländischen Erziehungswelt andere zu sein als in unsern christlichen Kreisen.

Wir konnten bei unserm vielen Reisen bei Tag und Nacht auch nicht vermeiden, ein gut Stück des Nachtlebens in den kleinen und großen Städten Deutschlands zu gewahren. Wir haben häufig geradezu grauenhafte Dinge gesehen. Was dort unter den Augen, ja unter dem Schutz und der Beteiligung der Polizei vielfach vor sich geht, läßt sich ja unter anständigen Menschen nicht einmal sagen. — Die „schwarze Schmach“, — ja. Es waren zu der Zeit unsrer Reise einige 70 Fälle von Vergewaltigung in 2½ Jahren behördlich konstatiert, und nur ein einziger Fall war von den Franzosen gehörig bestraft worden. Es ist wahr, daß die deutschen Stadtbehörden so und so viele Bordelle mit einer bestimmten Anzahl von Insassen unter einer festgesetzten Taxe stellen müssen — und zwar auch für farbige und schwarze französische Soldaten. Diese Schande der Franzosen stinkt zum Himmel. Aber die Sache wird doch in deutschen und

gerade auch in deutschamerikanischen Zeitungen allzu einseitig — wenn auch nicht übertrieben — dargestellt. Der schwarzen Schmach steht eine weiße, der französischen Schande eine deutsche Schande zur Seite, die nicht weniger groß ist. Ich kann nicht vom ganzen Besatzungsgebiet reden; wir waren nur in Wiesbaden, Rüdeshheim, Bingen und Mainz. Dort liegen keine Neger, sondern Marokkaner und Anamiten — unter weißen französischen Offizieren. Auf unsere Erkundigungen bei dortigen Deutschen wurde uns ausnahmslos der Bescheid, daß die größere Schmach das Verhalten vieler deutscher Mädchen sei, die den farbigen wie den weißen französischen Soldaten entgegenkämen. Wir haben in Bingen die freiwillige Schäkerei deutscher Mädchen mit den Anamiten auf offener Straße, zum Teil ihr Winken in die französischen Kasernen hinein mit eigenen Augen gesehen. Der Schiffer, der uns von Rüdeshheim nach Bingen in seinem Kahn übersetzte, sagte uns, mit wirklich bösen Farbigen wüßten die Rüdeshheimer Jungen schon fertig zu werden. Als vor etlicher Zeit ein Farbiger der Braut eines Rüdeshheimer Jünglings nachgestellt habe, hätten sie ihn mit Hilfe derselben an eine bestimmte Stelle am Ufer des Rheins gelockt, ihn überfallen und Hals über Kopf in den Rhein geworfen, wo die Franzosen sich ihn suchen könnten. Die farbige Besatzung sei ein großes Übel, aber das größere sei die Verworfenheit gewisser deutscher Mädchen. Und es wirft doch ein grelles Schlaglicht auf die Sittlichkeit gewisser weiblicher deutscher Kreise, wenn in der einen Stadt Köln in einem einzigen Jahre 600 Mulattenkinder von deutschen Mädchen zur Welt gebracht worden sind. Das sind doch schwerlich in großer Zahl Vergewaltigungsfälle und es repräsentiert auch nicht bloß jene Zahl von freiwilliger Unzucht.

Ein deutscher Theologe schreibt: „Ein wilder Vergnüungstaumel beherrscht weite Kreise. Zu Rennen und Boxerkämpfen wallfahrten Hunderttausende in Berlin. Ein Blick auf die Plakate der Anschlagssäulen wirft grelle Scheinwerfer auf den moralischen Tiefstand. Nachttänze und Faustkämpfe, Spielhöllen und Tanzabende mit Prämierungen (wessen, wollen wir verschweigen) sind die geistige Erholung des gebildeten Großstadtpöbels. Es sind die Bilder der Verfallzeit Roms.“ — Ein anderer — liberaler — Pfarrer Berlins klagt: „Uns kränkt ganz besonders die Schamlosigkeit und Würdelosigkeit weiter Kreise unsers Volks. Zumal uns in Berlin erfüllt fast jeder Schritt auf der Straße mit Bitterkeit. Gerade wir, die wir

Söhne verloren oder Hungernde in Gefangenschaft wissen, sehen mit Scham und Zorn, wie mit großen Plakaten zu gemeinen Lustbarkeiten in Badekostümen und dergleichen eingeladen wird. Nicht weniger tut uns wehe, daß die Freiheit, die am 9. November verkündigt worden ist, zur wilden Zügellosigkeit geworden ist. Seit Aufhebung der Zensur geht eine Schmutzwelle, zumal auf die Jugend, in Literatur und Kinos nieder, wo unter dem Schein von „Kulturfilms“ die Jugend zum gemeinsten Denken gleichsam abgerichtet wird.“

Was die erwähnte Literatur betrifft, so sei hier nur das eine erwähnt, daß der antisemitische Schmutzroman „Die Sünde wider das Blut“, der 1918 in den Handel kam, eine Auflage von Hunderttausenden erlebt hat und immer noch viel gelesen wird. Erfreulich ist aber auch, daß die Erzählung „Nürnjakob Ewehn“ von Gillsch, dem Bruder unsers Lehrers Fritz Gillsch in Planitz, eine ebensoviele Verbreitung — natürlich bei dem christlichen Publikum Deutschlands — zu finden scheint.

Aus der Moralstatistik Deutschlands fügen wir noch folgende Daten an: Die Zahl der unehelich Geborenen im Verhältnis zu der Gesamtzahl aller Geburten betrug im Jahre 1910 noch erst 9,06 Prozent für Gesamtdeutschland, stieg aber gerade während der Kriegsjahre von 1914 bis 1916 von 9,77 bis auf 11,09 Prozent. In Berlin betrug sie fast ein Viertel aller Geburten, 23,5 Prozent, in Mecklenburg über 19, in Anhalt über 17, Sachsen 15,6, Pommern 15,1, Württemberg 9,2 Prozent. Im Jahre 1917 war der Prozentsatz in ganz Preußen 10,35. — Mit dieser Tatsache — wie mit dem Sinken der öffentlichen Moral überhaupt — hat wohl der Umstand viel zu tun, daß die Zahl der geschlechtsreifen weiblichen Personen die der männlichen vor dem Kriege nur um 5 bis 6 pro 1000, nach dem Kriege aber um 107 pro 1000 überstieg. Groß-Berlin allein hatte bei einer Bevölkerungszahl von über 3 800 000 am 8. Oktober 1919 eine Überzahl von 357 289 Frauen.

Indes hat der Krieg die Männerwelt in Beziehung auf das geschlechtliche Leben viel stärker demoralisiert als die Frauenwelt zu Hause. Es ist sehr naiv, wenn man meint, das Gros des deutschen Heeres sei im Felde enthalten gewesen. Und je länger der Krieg dauert, desto ärger verwildert die Mannschaft. Die Schlemmerei und die Unzucht gerade auch der Offiziere in den Etappen war eine der Ursachen, die die Geduld der in den Schützengräben hungernden.

durstenden und frierenden Mannschaften erschöpften. Ein Arzt, der mit dem Leben der deutschen Soldaten an der Westfront sehr genau bekannt war, erklärte mir, selbstverständlich sei es sehr müht und lie-derlich hergegangen. Die Heeresleitung lasse das übel notgedrungen und daher grundsätzlich gewähren. Selbst die Pflegerinnen in den Feld- und Etappenlazaretten hätten es für ein notwendiges Mittel gehalten, den Mut und die Geduld der Soldaten aufrecht zu erhalten, ja so manche habe es für ihre Pflicht gehalten, sich den Ärzten und Offizieren selbst zu opfern, keine sei unabgestumpft zurückgekehrt; jeder vierte deutsche Soldat habe schließlich wegen Geschlechtskrankheiten ärztlich behandelt werden müssen.

Aber Krieg, Revolution und Gewaltfrieden haben die Sittlichkeit des deutschen Volks nicht bloß in dieser Hinsicht tief geschädigt. Der materielle Sinn, die Gewinnsucht, die im öffentlichen Leben des deutschen Volks viel weniger hervortrat als bei uns, wo er ja zu Hause ist, drängt sich einem jetzt vielfach in abstoßender Gestalt auf. Das „Schiebertum“, die rohe Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit auch gegen den darbenenden Nächsten, die sich um dessen Not nicht kümmern, um sich selbst keinen Genuß und keinen Gewinn zu versagen, die fast tierische Gier nach Nahrung und sinnlichen Genuß, die einem bei Besitzenden und Besitzlosen oft entgegentritt, die früher bei dem deutschen Geschäftsmann unerhörte Neigung, den Kunden auf unehrliche Weise auszubeuten, die sich gerade bei neu etablierten Geschäftsleuten zeigt, überhaupt die Sucht auf jede Weise „Geld zu machen“, — das alles sind Erscheinungen, die auf eine tiefe Gefunkenheit der öffentlichen Moral deuten.

(Fortsetzung folgt.)

A u g. P i e p e r.

Warum unsere Schulen nicht akkreditieren lassen?

(Schluß.)

6. Unsere Schule als Bekenntnisfrage.

Solange es feststeht, daß durch Akkreditierung die akkreditierte Schule praktisch dem akkreditierenden System einverleibt wird, wird sich die Frage, ob wir unser Schulwesen von der niedrigsten Elementarschule hinauf bis zum Predigerseminar ganz oder teilweise beim Staat akkreditieren lassen sollen, nur dadurch entscheiden lassen, daß wir untersuchen, ob beide Schulen wesentlich gleichartig sind, oder anders ausgedrückt, ob sie auf dem selben Bekenntnisstandpunkte stehen.

Ist dieses der Fall, handelt es sich bei den beiden Schulsystemen nur um äußerliche Unterschiede, etwa nur um den Lehrplan, um die Aufnahme oder Streichung gewisser Fächer, um die den einzelnen Fächern zuzuweisende Zeit, oder um die Methode des Unterrichts, und dergleichen, so ständen allerdings der Akkreditierung unserer Schulen keine unüberwindlichen Hindernisse im Wege. Wir könnten ruhig um offizielle Anerkennung unserer Schulen nachsuchen, könnten unsere Schulen in das Staatsschulsystem nach Maßgabe ihrer Art einverleiben lassen; ja wir könnten mit gutem Gewissen darauf verzichten, ein eigenes Schulwesen zu unterhalten, und uns mit den, allerdings in äußerlichen Stücken als mangelhaft erkannten, aber doch nicht wesentlich verschiedenen Staatsschulen begnügen. Im schlimmsten Falle könnten wir das der öffentlichen Schule Fehlende ergänzungsweise in eigenen Schulen bieten.

Steht es aber so, daß unsere Schule prinzipiell von der Staatsschule verschieden ist, daß sie auf einem andern Bekenntnisstandpunkt steht, daß sie ein anderes Ziel verfolgt, daß sie von anderen Voraussetzungen ausgeht, daß sie nicht nur andere, sondern andersgeartete Mittel verwendet, wohl gar mit völliger Verwerfung des einzigen Erziehungsmittels der Staatsschule, dann können wir ohne Verleugnung unsere Schulen nicht unter die Aufsicht des Staates stellen oder gar dem Staatsschulsystem einverleiben lassen.

Die Römische Kirche mag das fertig bringen, ohne ihr Wesen zu verleugnen. Ihr Ziel ist Kontrolle über die weltliche Obrigkeit. Dabei ist ihre erprobte Methode, den Mantel nach dem Winde zu

hängen. Gilt die Trennung der beiden Erziehungssysteme, so macht sie sich das zunutze; droht der Kirchenschule Gefahr von seiten engherziger oder feindseliger Gesetzgebung, so sucht sie in der Akkreditierung Unterschlupf. Es versteht sich dann auch von selbst, daß sie ihre Schule damit nicht einer wirklichen Überwachung seitens der Staatsbeamten unterstellt. Sie sorgt durch ihre politischen Machinationen dafür, daß die Staatskontrolle eine nominelle bleibt. Za sie weiß auch in sofern Nutzen aus der Lage zu ziehen, daß sie sich etwa ein Türchen zur Staatschatzkammer öffnet, und allmählich die Staatsschule unter ihren eigenen Einfluß, wenn nicht Kontrolle bringt. Es dürfte deshalb auch nicht weise sein, im Kampf um unsere Schule stark auf die Bundesgenossenschaft der Römischen Kirche zu zählen. Sie mag noch nicht überall ganz bereit sein, ihre Schulen in der angegebenen Weise der Staatsaufsicht zu unterstellen, sie bereitet sich aber schon von langer Hand vor; und im Prinzip hat sie nichts gegen die Sache. — In solcher oder ähnlicher Weise aus der Situation Nutzen zu ziehen, verbietet sich bei uns von selbst. Das schlägt unserer Auffassung von den Zielen der Kirche sowie von Ehrlichkeit ins Gesicht.

Es ist schon darauf hingewiesen, daß der Hauptfaktor in der Schule der Lehrer ist. Mag das ganze System einer Schule falsch sein, so wird doch ein tüchtiger Lehrer etwas Tüchtiges leisten; ein christlicher Lehrer wird auch in einer heidnischen Schule seinen christlichen Einfluß gar nicht ausschalten können. Ist er überhaupt eine christliche Persönlichkeit, so wird er auch als solche seine Arbeit in der Schule verrichten. Umgekehrt hat man noch keine Garantie für eine christliche Erziehung, wenn die Schule nominell eine christliche ist.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Die Erziehung ist nicht eigentlich Aufgabe des Staates. Das Gebiet, auf dem die Obrigkeit sich zu betätigen hat, ihre Befugnisse und Pflichten sind vom Landvogt Gallion sehr treffend dargelegt worden: Wenn es ein Frevel oder Schalkheit wäre, liebe Juden, so hörte ich euch billig. Weil es aber eine Frage ist von der Lehre und von den Worten und von dem Gesetz unter euch, so sehet ihr zu; ich gedenke darüber nicht Richter zu sein (Mpg. 18, 14. 15). Leider setzte er seine richtige Theorie nicht in die Praxis um, sondern ließ eine Freveltat vor seinen eigenen Augen geschehen, ohne sich der Sache anzunehmen (B. 17). Wenn der Staat sich in das Erziehungsgeschäft begibt, so tritt er damit aus seinem Beruf heraus, der darin besteht, Schutz zu hand-

haben (Röm. 13, 6) und an den Übeltätern die gebührende Strafe zu vollstrecken (Röm. 13, 4; 1 Pet. 2, 14), auf daß wir ein ruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit (1 Tim. 2, 2). Den Beruf zu lehren und zu erziehen hat Gott den Eltern und der Kirche gegeben (Eph. 6, 4; Matth. 28, 19. 20). Wer aber in ein fremd Amt greift, wer seinen Fürwitz nicht läßt in Dingen, die nicht seines Amtes sind, kurz wer ein Werk unternimmt ohne ordentlichen Beruf, der wird naturgemäß Unheil anrichten. (Es versteht sich von selbst, daß hier von geordneten Verhältnissen die Rede ist. In Fällen der Not tritt das allgemeine Gebot der Liebe, das sonst Respektierung der Amtsgrenzen fordert, automatisch unbeschränkt in Kraft und liefert den hinreichenden Beruf.)

Wenn es also auch nicht zu dem Beruf der Obrigkeit gehört, die Erziehung der Kinder ihrer Untertanen in die Hand zu nehmen, ja wenn man auch prinzipiell festhalten muß, daß ein Übergreifen der Obrigkeit in diesen ihr fremden Beruf eben ein Übergriff ist und als solcher nur schädlich wirken kann, so kann sich Gott doch wohl christlicher Männer in obrigkeitlicher Stellung zur Förderung der christlichen Erziehung bedienen. Es mag auch wohl ein christlicher Fürst seinen Einfluß, den er kraft seiner amtlichen Stellung besitzt, benutzen, um das christliche Erziehungswesen seines Landes zu fördern. Wem träte nicht das Bild Ernsts des Frommen vor Augen! Ein Christ bleibt eben ein Zeuge Jesu, in welchen äußerlichen Beruf Gott ihn auch immer stellt. — Dennoch überhebt uns das, was etwa möglich ist, und was in bestimmten Einzelfällen sich verwirklicht hat, nicht der Pflicht einer prinzipiellen Untersuchung der Frage, ob die beiden Schulsysteme der Kirche und des Staates verschmelzungsfähig sind, respektive ob sie den gleichen Bekenntnisstandpunkt haben.

Das einzige Mittel der Obrigkeit, sich Geltung zu verschaffen, ist Gesetz und Gewalt, oder wie Paulus es kurz bezeichnet, das Schwert. Das bedarf keiner weitläufigen Darlegung. Die einzige Weise, wie der Staat das Erziehungsgeschäft betreiben kann, ist daher die der Knechtung, der Versklavung.

Das klingt hart, nichtsdestoweniger ist es Tatsache. In unserm Lande wird das Recht des Staates, das Erziehungsgeschäft zu betreiben, gewöhnlich mit der großen Täuschung begründet, daß das Wohl einer Republik auf der Intelligenz der Bürger beruhe. Damit ist

denn auch das Ziel und die Begrenzung der staatlichen Erziehung angegeben. Es handelt sich um die Ausbildung der Intelligenz.

Es soll hier gänzlich davon abgesehen werden, wie einseitige Betonung der Intelligenz mit unerbittlicher innerer Konsequenz und erfahrungsmäßig zu einer Geringschätzung der Arbeit, zumal körperlicher, führt und Arbeitsfieber im Gefolge hat. Schon daraus erweist sich die Unhaltbarkeit des Satzes von der Intelligenz als Grundlage des Volkswohles.

Nun ist die Intelligenz gewiß eine nicht zu verachtende Gabe Gottes. Adam besaß vor dem Fall eine Intelligenz, wie sie heute unerreicht dasteht, selbst bei der intensivsten Ausbildung. Ein Zoologe, der sein Leben dem Studium des Tierreiches gewidmet hätte, könnte doch Adam in seiner intuitiven Kenntnis der Natur nicht das Wasser reichen. Aber die Intelligenz muß in Vertrauen und Liebe zu Gott ihren festen Grund haben. Ohne Glaube und Liebe treibt die Intelligenz wie ein Schiff ohne Anker auf sturmgepeitschter See. Einseitige Betonung der Intelligenz ist daher eine Verschiebung. Seit im Fall die Intelligenz von Glaube und Liebe losgerissen, ja auf das Mißtrauen gegen Gott gegründet wurde, ist sie selbst zu der Lüge geworden, daß im Wissen das Glück begründet sei, und hat alle großen und kleinen Lügen in der Geschichte erzeugt bis herab zu der Lüge, daß der Weltkrieg im Interesse der Sicherstellung von Demokratie (Ist übrigens Demokratie ein wahrhaftiger Begriff? In einer Betrachtung anknüpfend an Joh. 16, 31. 32 fand ich kürzlich den Satz, der, so schief er auch sein mag, doch zum Nachdenken treibt: „Demokratie bedeutet die Heiligsprechung des Durchschnitts, damit aber auch den Tod des Heldentümlichen in der Menschheit. Daher der Zug von Feigheit, der durch unsere Zeit geht.“) geführt sei, mit dem ganzen Schwarm von kleinen Lügen, die jetzt in die Schulbücher über die Geschichte unsers Landes eindringen in Gestalt von Entstellung und Unterdrückung von Tatsachen. Die Lüge aber gebiert zur Anechtschaft, nur die Wahrheit wird uns frei machen.

Es würde zu weit führen, an einzelnen Beispielen den Nachweis zu erbringen, wie die einseitige Betonung der Intelligenz, die nicht im Glaubens- und Liebesleben wurzelt, jedesmal zur handgreiflichsten Lüge geführt hat. Nur darauf sei hingewiesen, wie die Intelligenz, die sich des Wissens rühmt, gar den Zweifel zum obersten Prinzip der Wissenschaft erhoben hat.

Es ist in unserer Zeit interessant zu beobachten, wie man viel-

sach das Verbot fremder Sprachen für den Schulunterricht mit dem Hinweis auf den Grundsatz von der Intelligenz der Bürger als der Grundlage des Staatswohles vindiziert. Man bekommt dabei den Eindruck einer Erschleichung: Für Intelligenz wird nivellierung der Kenntnisse untergeschoben. Anregung zum Nachdenken bietet in dieser Hinsicht ein Satz in Richter Buttons (von Nebraska) neulich abgegebener Entscheidung: „Es liegt im Interesse des Landes, daß unsere Schüler so viele der gewöhnlichen Schulfächer in den ersten acht Graden beherrschen lernen als möglich, und wenn sie das tun, bleibt ihnen keine Zeit, eine fremde Sprache im technischen Sinne zu erlernen.“

Auf der Intelligenz, die den Zweifel zum obersten Prinzip der Wissenschaft erhebt, soll die Wohlfahrt einer Republik beruhen! Wie die erste Zerstörung des Glaubens- und Liebeslebens und die Gründung der Intelligenz auf das Mißtrauen den Tod zur Folge hatte, so führt auch heute jede noch so feine Ausbildung und hohe Entwicklung der Intelligenz ohne den Glauben und die Liebe zum Ruin. So bietet sich uns denn das eigentümliche Schauspiel dar, daß ein Land mit all seinen Anstrengungen zur Bildung seiner Bürger damit nur am eigenen Untergang arbeitet, indem es seine Bürger durch einseitige Betonung der Intelligenz zu Sklaven der Lüge macht; und doch im Bann der großen Täuschung wiederum gar nicht anders als eben so handeln kann.

Das ist der Bekenntnisstandpunkt unserer öffentlichen Schule. — Daß die Schule mit diesem Prinzip ein Fehlschlag ist, erkennen die Einsichtigeren unter den Leitern der Staatsschule schon lange und sinnen auf Abhilfe. Aber kein Mittel schlägt an, und keins kann unter den Umständen anschlagen. Nur eine gänzliche Abkehr vom gegenwärtigen System und eine Annahme des christlichen Bekenntnisses kann helfen.

Solange man auf dem gegenwärtigen Standpunkt verharret, bleibt man eben in der Lüge befangen. Es mag das hier noch ein wenig im einzelnen gezeigt werden. Ziel ist ja lediglich Ausbildung der Intelligenz. Damit wird die Erbsünde geleugnet. Was erfordert wird, ist nicht eine neue Geburt. Das Kind ist gut. Wenn nur seine Intelligenz ordentlich entwickelt wird, so ist weiter nichts mehr nötig. — Damit wird das Erlösungswerk Christi beiseite geschoben. Das Kind sollte wohl mit den weisen Lehren Jesu bekannt gemacht werden, es mag ihm sein Beispiel zur Nachahmung vorgehalten wer-

den, aber seine stellvertretende Überwindung der Sünde ist eine Torheit. — Damit wird das Werk des Heiligen Geistes für überflüssig erklärt. Nicht durch eine schöpferische Tat des lebenspendenden Geistes muß erst das Gemüt des Kindes wieder hergestellt werden, bloße Ausbildung der Intelligenz bringt ein reines Seelenleben zu voller Entfaltung. — Damit wird die Offenbarung Gottes zu einem Betrug gestempelt. Es gilt nicht, vertrauensvoll hören, was der Herr redet, es gilt, kritisch zu analysieren und zu untersuchen, was Wahrheit sei. Und was nicht vor der Intelligenz besteht, das ist im besten Falle zweifelhaft. — So ist man in einem Netz von Lügen verstrickt.

Freilich sucht man in der öffentlichen Schule die Kinder ja auch zu moralischen Menschen zu erziehen, aber auch hier ist das natürliche Resultat Verflavung. Die natürliche Intelligenz laboriert an der *opinio legis*. Ihr höchstes Prinzip ist die Idee der Vergeltung. Hoffnung auf Belohnung und Furcht vor der Strafe sind die Motive, mit denen man operiert und die man kultiviert. Weiter sind auch die Philosophen, die die Ethik wissenschaftlich bearbeitet haben, nicht gekommen. Kant spricht es unverhohlen und offenbar, ohne das Ordinaire seiner Philosophie zu empfinden, aus, wenn er Gott für ein Postulat der praktischen Vernunft erklärt, weil er zur Ausgleichung der Diskrepanz zwischen Glück und Pflicht nötig sei. Herbart macht es in der Form seiner, indem er für gut erklärt, was absolut gefällt, aber dann erwartet, daß das Gute um seiner selbst willen getan werde. Es bleiben also auch bei ihm die Hoffnung auf absoluten Beifall und die Furcht vor absolutem Mißfallen die Motive.

Die Schulen unsers Landes stehen in der Hauptsache wohl unter dem Einfluß der Philosophie Spencers, der als Ziel aller Erziehung die Vorbereitung zum Leben aufstellt. "How to live, that is the essential question for us. Not how to live in the mere material sense only, but in the widest sense. The general problem which comprehends every special problem is, the right ruling of conduct in all directions under all circumstances. In what way to treat the body; in what way to treat the mind; in what way to manage our affairs; in what way to bring up a family; in what way to behave as a citizen; in what way to utilize all these sources of happiness which nature supplies—how to use all our faculties to the greatest advantage of ourselves and others—how to live completely? And this being the great thing needful for us to learn, is, by

consequence, the great thing which education has to teach. To prepare us for complete living is the function which education has to discharge; and the only rational mode of judging of any educational course is to judge in what degree it discharges such function." Was versteht Spencer unter Leben? Er zerlegt das Leben in verschiedene Tätigkeiten, die er folgendermaßen gruppiert: "(1) those activities which directly minister to self-preservation; (2) those activities which, by securing the necessaries of life, indirectly minister to self-preservation; (3) those activities which have for their end the rearing and discipline of offspring; (4) those activities which are involved in the maintenance of proper social and political relations; (5) those miscellaneous activities which make up the leisure part of life, devoted to the gratification of the tastes and feelings." (Zitiert nach Painter, History of Education.)

Das heißt doch die Moral auf den nackten Eudämonismus gründen, wobei die Verflavung für jeden, der sehen will, auf der Hand liegt.

Was ist nun dem gegenüber der Bekenntnisstandpunkt der christlichen Schule? Es bedarf hier keiner langen Ausführung. Die christliche Schule setzt im Kinde den Dualismus des alten und neuen Menschen voraus. Sie sieht ihre Aufgabe vor allen Dingen darin, den neuen Menschen, die Kreatur des Heiligen Geistes, im Glauben an seinen Heiland, und in der Liebe, zum Kampf gegen den alten zu stärken. Dazu will die christliche Schule ihre Zöglinge nicht zu „Demokraten“, jegliches Selbentums unfähigen, feigen Durchschnittsmenschen erziehen, sondern zu Königen und Priestern vor Gott kraft der Erlösung durch Christum.

Es stehen sich demnach die beiden Erziehungssysteme, was ihren Bekenntnisstandpunkt betrifft, diametral einander entgegen. Das eine erzieht zu freien Königen und Priestern, das andere zu Sklaven. Und selbst wenn dabei von beiden Systemen vielfach die gleichen Dinge, die auf dem Gebiet der natürlichen Erkenntnis liegen, bearbeitet werden, so ist doch die Bewertung dieser Dinge eine grundverschiedene, der Geist, in dem sie aufgefaßt werden, ist ein anderer, der Zweck, zu dem sie getrieben werden, und der Platz, der ihnen im Erziehungswerke zugewiesen wird, deckt sich nicht. Es kann deshalb eine Verschmelzung der beiden Systeme ohne Schädigung der Eigenart des einen oder des andern nicht stattfinden. Wir können ohne

Verleugnung die Hand nicht dazu bieten, daß unsere Schulen dem öffentlichen Schulsystem eingegliedert werden.

Wenn die Situation eine solche wäre, daß wir vom Staat Anerkennung für unsere Resultate auf dem Gebiet des natürlichen Wissens forderten, so ließe sich darüber reden. Doch liegen die Dinge ja tatsächlich ganz anders. Unsere Schulen werden vom Staat angefeindet, wir fürchten für ihre Existenz. Und um sie einigermaßen in ihrem äußerlichen Bestand sicher zu stellen, suchen wir um Akkreditierung nach. Die Priester und Könige suchen Deckung bei den Sklaven. Ein feines Bekenntnis zu dem, der uns aus der Obrigkeit der Finsternis errettet und zu Königen und Priestern gesetzt hat.

Noch von einem andern Gesichtspunkte aus verbietet uns die Bekenntnistreue das Nachsuchen um Akkreditierung. Es ist bisher davon abgesehen worden, daß die Eltern von Gott zu Erziehern ihrer Kinder berufen sind, daß die Erziehung nicht zu den Aufgaben der Obrigkeit gehört. Es ist auch davon abgesehen worden, daß Christus seiner Kirche die allgemeine Lehr- und Erziehungsarbeit in der Welt aufgetragen hat, nicht der Obrigkeit. Es ist einfach das Erziehungsinstitut des Staates als etwas tatsächlich nun einmal Vorhandenes angesehen und darauf geprüft worden, ob es in seinem Bekenntnisstand mit unserm Erziehungsinstitut eine Ähnlichkeit habe, so daß die beiden Systeme gegebenenfalls der Vereinigung fähig wären.

Nun müssen wir aber bedenken, daß doch für uns Christen das Wort des Heilandes: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, gewissenverbindend ist. Wir dürfen nicht der Obrigkeit zuwenden, was Gott ihr versagt und andern Ständen zugewiesen hat. Die Obrigkeit hat es mit dem Leibe zu tun. Und so wenig das Wort: Du bist Erde, und sollst zur Erde werden, auf die Seele Bezug hat, so wenig hat das andere Wort: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, Anwendung auf die Erziehung.

Wenn es nun auch wirklich nicht der Fall sein sollte — es wird von manchen in Abrede gestellt —, daß durch Akkreditierung eine praktische Einverleibung der akkreditierten Schule in das akkreditierende System zustande kommt, so findet doch durch das Gesuch um Akkreditierung eine praktische Anerkennung der Erziehungsrechte der Obrigkeit statt. Wir räumen dem Staat ein, daß er unsere Schulen, die wir im Auftrag Gottes führen, an den Normen seiner Schule,

die er ohne göttlichen Beruf eingerichtet hat, mißt und begutachtet, für solche, die man dulden kann, anerkennt, oder ihnen die Existenzberechtigung abspricht.

Dazu müssen wir die Dinge doch auch nehmen, wie sie tatsächlich sind. Unsere Staatschulen sind nominell religionslos. In der Tat sind sie es nicht. Wenn es auch nicht überall so handgreiflich geschieht, wie Bryan in öffentlich erhobenen Beschuldigungen von der Universität von Wisconsin behauptet: "The president of the university that you are maintaining at Madison made a joke of the religious convictions of your fathers and mothers. Other members of the faculty made statements of like character" (aus einer Rede Bryans gehalten zu Monroe, Wis., am 1. September c.), so ist doch wohl Tatsache, daß der Geist, den die meisten Textbücher atmen, ein subtil religionsfeindlicher ist, und daß daher die geistliche Atmosphäre der öffentlichen Schule dem Gedeihen des christlichen Glaubens nicht sehr förderlich ist. Im Schulblatt (November 1920) finden sich über diesen Punkt folgende beherzigenswerte Worte aus der Feder M. C. Stellhorns: "What constitutes an American public school? The word 'public' indicates the answer: Teachers and pupils representing various races, practically all nations, all religious denominations, all shades of creeds and unbelief, the lodges, many languages and customs, all possible classes of people as to education, industry, social and political standing; in short, it is the public's offspring. It is a secular affair; and the spirit that rules and reigns there is the spirit of the public. This spirit cannot be Biblical, because the public is not Biblical; it should be non-religious, because the secular state cannot teach religion; but, if religious, it is as religious as the public itself. It is the spirit of the world."

Die Freimaurer haben sich zu besonderen Patronen der öffentlichen Schule aufgeworfen. Sie rühmen sich, daß sie das Schulwesen hegen, und daß dieses vor allen Dingen ihren Bemühungen seinen gegenwärtigen Stand verdanke. Das sollte genügen. Die Freimaurer betrachten die Staatschule als ihr Institut. Sie suchen ihr ihren Charakter auszudrücken und ihren Geist einzuhauchen. Und daß sie in hohem Maße erfolgreich gewesen sind, wird man schwerlich bestreiten können. Die Religionslosigkeit der Staatschule (wenn sie je rein bestanden hat) hat der Religion der Freimaurer Platz

gemacht. So liegen die Dinge. Mit dieser Tatsache werden wir uns abfinden müssen. Ist es dem Bekenntnis zu unserm Heilande gemäß, daß wir beim Staate (wir wissen, wer die Leute sind) um Akkreditierung für unsere Schule nachsuchen?

Diemeil wir denn einen großen Hohenpriester haben, Jesum, den Sohn Gottes, der gen Himmel gefahren ist, so lasset uns halten an dem Bekenntnis.

7. Folgen.

Es sei hier noch einmal daran erinnert, daß wir selbstverständlich die volle Verantwortlichkeit für die Folgen der Akkreditierung nur dann zu tragen haben, wenn wir aus freien Stücken um diese Anerkennung unserer Schule nachgesucht haben. Wird uns Akkreditierung aufgezwungen, so bleibt sie für uns etwas Außerliches, die Stellung unsers Herzens zu unserm Heiland wird nicht davon betroffen. Wir leiden sie, und tragen sie wie irgend ein anderes Kreuz, das uns der Mutwille der Feinde aufzwingt. Anders steht die Sache, wenn wir selbst um Akkreditierung nachsuchen. Die bloße Tatsache, daß wir um sie werben, zeigt, daß unsere Herzensstellung zu ihr eine andere ist. Und in diesem Fall trifft uns selbstverständlich auch die volle Verantwortung für die Folgen.

Es ist nicht meine Absicht, rein theoretisch aus dem Begriff der Akkreditierung durch Schlußfolgerung zu zeigen, zu welchen Resultaten sie führen muß, sondern es soll hier nur an der Hand einiger konkreter Beispiele vor Augen geführt werden, welches in diesen bestimmten Fällen die Folgen tatsächlich gewesen sind. Selbstverständlich werden keine Namen genannt, und es sei außerdem ausdrücklich erwähnt, daß die Zitate aus Publikationen der verschiedensten Synoden genommen sind. — Auch das sei ausdrücklich betont, daß hiermit kein herzensrichtendes Urteil über irgend eine Person gefällt wird. Was gezeigt werden soll, ist lediglich der unheimliche, zersetzende Einfluß der Akkreditierung.

Wie Akkreditierung als ein besonderer Segen für eine Schule angesehen und dementsprechend in einer solchen Weise zu Reklamezwecken benutzt wird, daß der wesentliche Vorzug einer christlichen Erziehung im Schatten zu stehen kommt, mögen einige Sätze aus Schulanzeigen veranschaulichen: „Unsre Akademie hat schon seit Jahren staatliche Anerkennung, und die Normalsschule wird sie demnächst auch erhalten. Mancher Einwand ist dadurch aus dem Wege geräumt, und manches Vorurteil sollte sich als unbillig erweisen.“

„Es verdient auch erwähnt zu werden, daß unser . . . Normal-Kursus vom Staate anerkannt wurde, und daß unserer Schule die Ehre zuteil wurde, in den Nord-Zentral-Schulverband aufgenommen zu werden.“ „Es sind bereits Schritte getan worden, die staatliche Anerkennung unseres Colleges zu erlangen. Um dieses Ziel zu erreichen, wurde der Stundenplan schon im letzten Jahre erweitert. Durch diese Erweiterung des Stundenplanes wurden die Professoren mit Arbeit überbürdet.“ „Die academy mit ihrem von der Staatsbehörde völlig akkreditierten Lehrkursus gewährt eine gründliche allgemeine Ausbildung.“

Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Akkreditierung nicht nur Anerkennung der Leistungen einer Schule von Seiten der Staatsbeamten bedeutet, daß sie praktisch eine Eingliederung unserer Schule in das Staatsschulsystem involviert. Hier dazu einige Illustrationen. “. . . . Academy has received, within the last month, two important recognitions: The school has been accredited by the North Central Association of Colleges and Secondary Schools; and the State Superintendent has approved the work of the Normal Training Class and will list the school as a State Normal Training High School.“ Und daß es bei dem rein buchführenden “listing” nicht bleibt, zeigt ein anderer Bericht, aus dem ich ein paar Sätze zitiere: „Eine Sommerschule für Lehrer ist in Sitzung gewesen. Es unterrichteten hervorragende Glieder der Fakultät der Staatsuniversität.“

Eine akkreditierte Schule verliert durch die Akkreditierung ihre Freiheit. Ein oben gebrachtes Zitat sprach von Überbürdung der Professoren zum Zweck, Akkreditierung zu erlangen. Ob die Erweiterung des Stundenplans aus pädagogischen Rücksichten wünschenswert war oder nicht, geht aus dem Bericht nicht hervor; sie war aber nötig, um die Akkreditierung zu erlangen. Und um dieses Ziel zu erreichen, mußte die Arbeitskraft der Professoren übermäßig angespannt werden, was mit andern Worten eine Gefährdung ihrer Gesundheit und eine Herabminderung des inneren Wertes ihrer Erziehungs- und Unterrichtsarbeit bedeutet. Zur Veranschaulichung dessen, daß die akkreditierte Schule zur Sklavin herabgewürdigt wird, und die Arbeit an ihr und in ihr und für sie zur Sklavenarbeit herab sinkt, noch ein paar Sätze aus einem Aufruf zum Ausbau einer Anstalt: “Your Alma Mater is accredited as a normal college and as a junior college. This accreditation was given with the understanding that a chemical and a physical laboratory

be installed. . . . The laboratories should be installed as soon as possible, for we have no guarantee that we shall keep the accreditation if the laboratories are not installed. If the accreditation be once lost, it will be difficult to get it again. What the accreditation has meant and will mean for our graduates, you all realize. The need of rooms for the laboratories is one reason for the . . . drive at this time. . . . Your Alma Mater needs your help!"

Diese paar wirklich vorliegenden Dinge bieten reichlich, wenn auch nicht gerade sehr erfreulichen Stoff zum Nachdenken.

Schlusswort.

Unsre Schule ist eine herrliche Gabe Gottes, und wir haben uns vielfach veründigt, indem wir sie nicht ihrer Würde entsprechend gehegt und gepflegt haben. Doch was die Schule so kostbar macht, ist nicht ihre Form, sondern die Tatsache, daß sie der Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn dient.

Unser Heiland hat uns zu seinen Zeugen bestellt. Bei der Ausübung unseres Zeugenberufes hat er uns seinen Gnadenbeistand bis an der Welt Ende verheißen. Verleugnen wir dagegen, so wird er uns auch verleugnen.

Unser Heiland hat uns nicht verheißen, daß wir in seinem Dienst unangefochten bleiben sollen. Im Gegenteil. Aber damit, daß man uns etwa ins Gefängnis wirft oder tötet, soll man sein Reich nicht überwinden. Sein Reich triumphiert in der Unterdrückung.

Wir dürfen es also nicht als unsre Hauptaufgabe betrachten, das Institut der christlichen Schule um jeden Preis zu erhalten, sondern treue Zeugen Jesu zu sein. Durch Akkreditierung unsrer Schulen können wir wohl mancher Opposition zeitweilig ausweichen. Das Institut mag gerettet erscheinen. Aber um welchen Preis! Der Bekenntnisstandpunkt ist verwischt. Unser Zeugnis von Christo ertönt matt; uns selbst geht der innere Halt mehr und mehr verloren. In der bekennnisschwachen Schule erziehen wir naturgemäß kein bekennnisstarkes Christenvolk. Was also als Rettung erscheint, wird der Anfang vom Untergang.

Ganz anders, wenn wir unserm Zeugenberuf treu bleiben. Mag man uns auch das Institut unsrer Schule zertrümmern, mögen wir selbst untergehen, unser Zeugnis wird laut Jesu Verheißung den Sieg davon tragen.

Gott gebe uns den rechten Zeugnismut.

M.

Kirchengeschichtliche Notizen.

The Function of the Christian College. — Die Educational Review druckt in ihrer September-Nummer einen Vortrag über obiges Thema ab, den George Warren Richards, Präsident des reformierten Predigerseminars in Lancaster, Pa., bei Gelegenheit eines Collegejubiläums gehalten hat. In diesem Vortrag, den die Educational Review strongly Christian, but broad and scientific in tone nennt, sagt der genannte Theologe unter anderem:

“Nothing cosmic, nothing human, nothing temporal or eternal is foreign to Christianity. . . . Christians, also, may become scientific, and because of their science, reach an infinitely grander conception of the universe than psalmist or prophet. Christianity is a ministry of reconciliation between human discovery and divine revelation, between pagan virtues and Christian graces. . . . Denominational control alone, however, does not make a Christian college. It may degenerate into an institution of sectarian propaganda. . . . To hedge in a college by confessional standards, is to make it not only unscientific but unchristian. A college that pledges its teacher of geology to a confession of faith, even though it be the Augsburg or the Westminster, is as false to truth as a college that ignores the Gospel is false to Christ. Happily such institutions have had their day and ceased to be. If anywhere men should rise above sectarian division . . . , it is in the American college. . . . We do not undervalue nor do we over-estimate the Sunday service, the Y. M. C. A., the courses in the English Bible, and the occasional visit of a breezy evangelist. These have their place in a college, but they are not distinctive of a college. They belong also to the congregation. The college must perform a part in religious education that no other religious association is capable of doing. There comes a time in the life of the college student when the faith of the fathers must be tried before the bar of the scientists. It is the experience which the Apostle describes, when he says: “When I was a child, I spake as a child, I felt as a child, I thought as a child. Now that I am a man I have put away childish things.” It is at this point of transition from childhood to manhood where the youth needs expert guidance. He may be tempted to give up his Bible and be true to science; or to give up science and be true to the Bible; or to cling tenaciously to both without attempt at reconciliation—a tension which is intolerable for any length of time. It is hard to decide who is the most to be pitied—the college graduate who boasts that he believes everything in the Bible, or the one who boasts that he believes nothing in the Bible. We have as little confidence in the faith of the one as respect for the doubt of the other. For neither has

fought his way through the perplexities of faith, and honest doubt, and 'made a stronger faith his own.' We ask for some one in the college faculty who will harmonize and unify the results of historical, literary, scientific, and philosophic investigation and thought with the ideals of life of Jesus Christ. . . . We want men in the faculty of the Christian college who, by word and deed, will fan into flame the latent sparks of Christian manhood and womanhood which the student brings with him to college halls. . . . Years ago I sat at table with Professor Wernle of Basel, a brilliant leader of a progressive theological school in Europe. He spoke of creeds and catechisms and referred to statements in them which he could no longer hold. But he added with a tremor in his voice and a tear in his eye: Aber ich möchte gern ein Mensch werden, wie Jesus war. Such a deep, reasonable, unpretentious, and yet irrepressible passion for Christlikeness ought to be awakened and nurtured in the heart of the college student."

Obige Sätze zeigen, wie traurig es um die herrschende Theologie der reformierten Kirche unsers Landes steht. Sie ist ihrem Inhalte nach nichts Anderes als durch Berührung mit dem Christentum etwas vertiefter Humanismus, dem das Wort vom Kreuz, die Botschaft von der Versöhnung durch Christi Blut und Tod, ein Ärgernis und eine Torheit ist. Wie kann es auch anders stehen? „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen.“ Die reformierte Theologie aber hat sich, soweit sie von Prof. Richards vertreten wird, von Jesu Rede losgesagt. Sie sßt über die Schrift zu Gericht und behandelt sie als notorische Lügnerin, deren Aussagen man nur dann Glauben schenken darf, wenn sie durch das Zeugnis einer glaubwürdigeren Zeugin, der nie trüglichen Wissenschaft, bestätigt werden. Man weiß nicht, soll man lachen oder weinen, wenn man sieht, wie der Verfasser des Vortrags vor der weltlichen Wissenschaft, die doch auf so schwankendem Grunde ruht und immer wieder aufs neue widerrufen muß, was sie noch vor kurzem gelehrt hatte, in Ehrfurcht schier ersterben will, dagegen für das Schriftwort, das fester steht als Himmel und Erde, nur dann Verwendung hat, wenn es ihm Gelegenheit zu Taschenspielerkünsten bietet, wenn er ein Bibelwort seines göttlichen Inhalts entleeren und zur Einkleidung seiner eignen Gedanken benutzen kann. — Wir haben bei der Wiedergabe obiger Ausführungen Prof. Richards noch einen besondern Zweck im Auge: wir möchten bei dieser Gelegenheit auf die Gefahren hinweisen, denen unsre Jugend auf Sekten-Colleges ausgesetzt ist. Das Ideal eines christlichen Colleges, wie Prof. Richards es sich denkt, ist, soweit die Stellung zum Christentum in Betracht kommt, ohne Zweifel in vielen sogenannten Christian colleges unsers Landes verwirklicht. Es wird auf ihnen eine Religion gelehrt oder vertreten, die alles spezifisch Christliche abgestreift hat und darum eine "ministry of reconciliation between human discovery and divine revelation, between pagan virtues and Christian graces" sein kann. Solche Schulen sind kein geeigneter Ort für junge Lutheraner. Sie sind dort trotz aller Moral, die gelehrt werden mag, nicht gut aufgehoben. Sie stehen dort

in Gefahr, den Glauben an die Schrift als das unfehlbare Gotteswort und an Christum als den Heiland der Sünder zu verlieren. Welcher Gewinn könnte diesen Verlust gutmachen? Sie gehören vielmehr auf Colleges, die ihre Lehrer allerdings auf das Bekenntnis ihrer Kirche verpflichten und den Glauben der Väter nicht vor das Tribunal der Wissenschaft, sondern nur vor das der Schrift fordern, — Colleges, von denen Prof. Richards etwas vornehmlich und unwillkürlich behauptet, "that they have had their day and ceased to be." W. H e n k e l.

* * * * *

Sächsische Freikirche. — Diese Synode ist noch nicht 50 Jahre alt (sie wurde 1876 gegründet), aber zwei ihrer Gemeinden konnten im vergangenen Sommer das goldene Jubiläum ihres Bestehens feiern, die Trinitatisgemeinde zu Dresden und die Johannisgemeinde zu Planitz. Eine andere Gemeinde dieser Freikirche blickt sogar auf eine Vergangenheit von 75 Jahren zurück, die Zionsgemeinde zu Steeden, die am 6. Juli 1846 gegründet wurde. W.

* * * * *

California = Concordia = College (Oakland). — Diese Anstalt unsrer Schwesternsynode rekrutiert ihre Schüler fast ausschließlich aus dem Staate California. Im letzten Schuljahr befanden sich unter einer Gesamtzahl von 65 Schülern nur zehn, die nicht aus diesem Staate kamen (Oregon 4, Nevada 2, Idaho 1, Utah 1, Michigan 1, Australien 1). Diese Anstalt erfreut sich eines gesunden Wachstums. Was uns aber besonders interessiert, ist nicht der Ausbau der Anstalt im allgemeinen. Alle, unsre sowohl wie missourische, Anstalten weisen eine erfreuliche Zunahme der Schülerzahl auf. Auch von andern höheren Schulen wird in diesem Herbst ein ungewöhnlich starker Zudrang von Schülern berichtet. Oakland aber will seinen Kursus erweitern. „Auch trägt man sich mit dem Gedanken, die Anstalt derart zu erweitern, daß Knaben, die sich dem Lehrerberuf widmen möchten, auf unsrer Anstalt die nötige Vorschulung bekommen können, um später in eins unsrer Lehrerfeminare einzutreten. Die nötigen Schritte zu diesem Zwecke werden getan“ (Lutheraner). Auf dem ganzen Gebiet, dem diese Anstalt dient, stehen knapp zwei Duzend Gemeindefullehrer. Und im allgemeinen wird ja oft die Befürchtung unter uns laut, unsre Gemeindefullehrer stehe auf dem Aussterbeetat. Die Brüder in California scheinen andrer Ansicht zu sein. Wir wünschen ihnen von Herzen Gottes Segen. W.

* * * * *

Permanenter Einhaltsbefehl. — Am 24. September gab Richter Button vom Distriktsgericht in Fremont, Nebraska, seine Entscheidung in dem Prozeß gegen die Durchführung des Reed-Norval-Gesetzes ab. Sein Urteil liegt uns nicht im Wortlaut vor, aber laut Zeitungsberichten erklärte er in einem umfangreichen Dekret das Gesetz für konstitutionell, machte aber den gegen den Gouverneur, den Generalstaatsanwalt und dessen Unterbeamten

erwirkten temporären Einhaltsbefehl zu einem permanenten. Hier ist der Wortlaut:

“Plaintiff is entitled to a perpetual injunction, enjoining defendants from interfering with the giving of religious instruction in private, parochial and denominational schools in any language required by the parents of the pupils, the church, and the school, and said languages to enable teachers to intelligently and efficiently impart religious instruction to their pupils.”

Die Entscheidung erscheint in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend. Wenn auch die Staatsbeamten davon abgehalten werden, Kirchenschulen weiter zu belästigen, so geschieht das doch nur, weil ihnen die Reed=Marbal=Affe dazu nach der Entscheidung des Richters keine Handhabe bietet. Er sagt, in diesem Gesetz sei kein Verbot enthalten, in privaten oder Pfarrschulen religiösen Unterricht an irgend einem Tage in irgend einer Sprache zu erteilen. Das Recht etwas zu tun schließe aber immer das Recht ein, die dazu nötigen Mittel zu gebrauchen; daher enthalte das Gesetz auch kein Verbot, soviel von einer fremden Sprache zu lehren, wie für den Religionsunterricht nötig sei. Ausdrücklich aber bindiziert der Richter der Legislatur das Recht, das Lehren einer fremden Sprache unter dem achten Grade zu verbieten. An sich wird also in der Entscheidung den Bürgern des Staates nicht einmal das Recht der freien Ausübung ihrer Religion (dazu gehört der Religionsunterricht der Kinder in der für angemessen gehaltenen Sprache) zuerkannt.

Unbefriedigend ist die Entscheidung auch in dieser Hinsicht, daß sie, abgesehen von der Religionsfreiheit, einen weiteren Schritt in der Verstaatlichung des Erziehungswesens bedeutet. Die natürlichen Erzieher sind die Eltern. Sie haben auch frei darüber zu entscheiden, wie sie ihre Kinder erziehen wollen; und den Staat geht die Sache weiter nicht an, als daß er auch hier auf den Schutz der Kinder gegen Vergewaltigung oder Vernachlässigung seitens der Eltern, und auf den Schutz der Bürger im allgemeinen gegen verwahrloste Kinder acht hat. übernimmt dagegen der Staat selbst das Erziehungsgeschäft, so kann das nur nachteilig auf das Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern und auf Geist und Gemüt der Kinder wirken. Der Staat beruht auf der Familie, und irgend eine Lockerung der Familienbande muß zum Verderben des Staates ausschlagen.

Nach einer Besprechung im Lutheran Witness sollen allerdings in der Entscheidung Richter Buttons die Rechte der Eltern im vollen Umfang gewahrt sein. “The right of parents to control the education of their children appears to be fully recognized as a natural, undefeasible right.” Doch man vergleiche folgende Sätze, die in den Zeitungsberichten als wörtliche Zitate erscheinen:

„In diesem Gesetze ist kein Verbot enthalten, in privaten oder Pfarrschulen religiösen Unterricht an irgend einem Tage in irgend einer Sprache zu erteilen; auch ist kein Verbot da, soviel von einer fremden Sprache zu lehren, um solchen (Religions-) Unterricht möglich zu machen. Das Maß solchen Unterrichts einer fremden Sprache muß dem Urteil der Lehrer über-

lassen bleiben und sind diese unter dem vorliegenden Gesetze nur strafbar, wenn sie dieses **Privilegium** mißbrauchen.“

„Die Legislatur hat das **Recht**, das Lehren einer fremden Sprache unter dem 8. Grade zu verbieten. Es liegt im Interesse des Landes, daß unsere Schüler so viele der gewöhnlichen Schulfächer in den ersten acht Graden beherrschen lernen als möglich, und wenn sie das tun, bleibt ihnen keine Zeit, eine fremde Sprache im technischen Sinne zu erlernen.“

Nach den neuesten Meldungen soll laut eines Gutachtens des staatlichen Generalanwalts der Einhaltsbefehl auch nur auf die Schulen eines einzigen Countys (Platte) Anwendung finden, sodaß in andern Counties (z. B. Johnson) die Behelligung der Kirchenschulen ungestört ihren Fortgang nimmt. M.

* * * * *

Abmeldung vom Religionsunterricht. (Aus der vorigen Nummer zurückgestellt.) — Der „Deutschen Zeitung“ vom 26. März entnehmen wir darüber folgende Notiz.

„Im Reichstag ist am 16. März mit 203 Stimmen der bürgerlichen Parteien gegen 151 sozialistische Stimmen ein Antrag angenommen worden, der von der Reichsregierung einen **Gesetzentwurf fordert, wonach nicht Anmeldeung zum Religionsunterricht, sondern Abmeldung vom Religionsunterricht in den Fällen, in denen Nichtteilnahme von den Erziehungsberechtigten begehrt wird, zu erfolgen hat.** Hoffentlich entspricht die Reichsregierung diesem Antrage baldigst, damit endlich der verschiedenartigen Handhabung in den einzelnen Ländern ein Ende bereitet wird. Gesetzliche Vorschriften, welche der Mutter ein entscheidendes Mitbestimmungsrecht über die religiöse Erziehung ihrer Kinder sichern sollen, werden z. Bt. im Rechtsausschuß des Reichstages beraten. Angeichts dessen hat der Antrag von linkssozialistischer Seite, die Kinder vom vollendeten fünften Jahre an zum Besuche eines Schulkindergartens zu verpflichten und sie dadurch dem Elternhause noch mehr zu entziehen, wenig Aussicht auf Annahme.

Über die an manchen Orten akut gewordene Frage der Konfirmation von Kindern, welche keinen Religionsunterricht besucht haben, bestimmt eine von der lutherischen Landes synode in Sachsen angenommene Entschliebung, daß Kinder, die vom Religionsunterricht in der Schule abgemeldet sind, zum Konfirmandenunterricht und zur Konfirmation nur zugelassen werden, wenn sie nachweislich einen andern Unterricht erhalten; andernfalls müssen sie, wenn die Eltern ihre Konfirmation wünschen, an einem besonderen kirchlichen Unterricht teilnehmen. Kinder, die trotz öffentlicher Aufforderung diesen nicht regelmäßig besuchen, können weder in den Konfirmandenunterricht aufgenommen noch konfirmiert werden. Übrigens hat in Leipzig, wo infolge starker Werbearbeit für die weltliche Schule Zehntausende von Kindern vom Religionsunterricht abgemeldet waren, bereits ein starker Rückstrom eingesetzt: über 10 000 Kinder sind schon wieder angemeldet und weitere Zurücknahme von Abmeldungen laufen ein. An diesem Beispiel ist wieder zu sehen, daß die Agitationsarbeit der Gegner von Religion und Kirche doch schließlich nur vorübergehende Erfolge erzielt.“ M.

Sprachenfrage im Elsaß. (Aus der vorigen Nummer zurückgestellt.) — Folgende Nachricht aus der kirchlichen Rundschau der „Deutschen Zeitung“ dürfte uns bei der Frage nach der richtigen Sprache für den Religionsunterricht unserer Kinder Stoff zum Nachdenken bieten. Diese Frage darf nicht über das Knie gebrochen werden, sondern muß unter möglichst genauer Berücksichtigung der Verhältnisse ihrer Lösung näher gebracht werden.

„Die evangelische Kirche im Elsaß macht schwere Zeiten durch. Der evangelische Pressedienst veröffentlicht den Nothschrei eines Elsässers, der allen deutschen Protestanten zu Herzen gehen soll: Als Ludwig der Bierzehnte im September 1681 den Evangelischen in Strassburg das Münster nahm, erklang in seinen hohen Hallen zum letzten Mal das Lutherlied: Aus tiefer Not schrei ich zu dir. Heute soll uns Evangelischen mehr genommen werden als das Münster, nämlich die Sprache Luthers, unsere Muttersprache. Das ist kein Zukunftsbild und kein Schreckgespenst, um Kinder und alte Frauen gruselig zu machen, sondern dieser Raub der Sprache geht Tag für Tag vor sich. In meiner nächsten Umgebung sind an drei evangelischen Schulen katholische Lehrerinnen angestellt worden, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind. In anderen Gemeinden steht es ähnlich. Wie sollen und können Lehrerinnen aus dem Innern von Frankreich unsere Kinder in ihrer Muttersprache unterrichten? So lernen deutsch geborene Kinder nicht deutsch lesen und schreiben, und da sie das nicht lernen, können sie auch keine Gebote, kein Lied und keinen Spruch lernen. Da sie das Neue Testament, die Lieder im Gesangbuch, die Fragen und Antworten im Katechismus nicht mehr lesen können, kann auch der Pastor im Unterricht nichts mehr mit ihnen anfangen. Das ist schon jetzt so. Wie wird es erst in fünf Jahren sein. So wird den Kindern mit der Muttersprache die Religion geraubt, denn die deutsche Sprache ist hier im Lande das Gefäß der evangelischen Religion. Französisch beten können die Kinder nicht. Wenn sie nicht deutsch beten lernen, so werden sie überhaupt nicht mehr beten. Sie werden Gott vollständig entfremdet.“

W.

Büchertisch.

CONCORDIA TRIGLOTTA. Edited by Prof. F. Bente and Prof. W. H. T. Dau, under the auspices of Concordia Seminary faculty. All the confessional documents of the Lutheran Church, carefully revised and reprinted in their original languages and, very extensively, in new English translation, with comprehensive historical and topical introductions by Prof. F. Bente. One volume, royal octavo, 1556 pages. Price, \$10.00. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Concordia Triglotta will also be sold on time payment. Send us \$1.50 with your order. We shall ship promptly and prepay to your nearest postoffice or express office. For six months thereafter you send us \$1.50 by personal check or by money order, stating that it is to apply on Concordia Triglotta and that according to your records this now makes \$——— paid up. If this agrees with our records, no correspondence or receipt will be necessary. Thus the book will ultimately cost you \$10.50, the 50 cents extra being for the cost of handling the account. This time payment offer is subject to withdrawal at any time and without previous notice.

Wir beeilen uns, das Erscheinen dieses monumentalen Werkes zur Anzeige zu bringen. Eine eingehende Besprechung, die dem Werke gerecht werden soll, setzt mehr als flüchtige Durchsicht voraus. Es wären dabei besonders drei Stücke zu berücksichtigen. Die Triglotta bietet eine englische Übersetzung der Bekenntnisschriften, die zum Teil ganz neu bearbeitet ist. Diese wäre gebührend zu befehen. Die Triglotta enthält eine historische Einleitung. Auch diese muß geprüft werden. Vor allem aber ist es das Erscheinen eines solchen Buches an sich, das zur Besprechung herausfordert, damit die Bedeutung des Monuments recht gewürdigt werde. — Möge das Buch unter Gottes Segen zu einem tieferen Studium unsrer Bekenntnisse beitragen.

M.
